

POLYLOGE

Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“

Herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr.Dr.Dr. **Hilarion G. Petzold**, Freie Universität Amsterdam, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris

In Verbindung mit:

Dr.med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr.med. **Anton Leitner**, Zentrum für psychosoziale Medizin, Donau-Universität, Krems

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmaker**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr.phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit,
Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Hanspeter Müller**, Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

www.fpi-publikationen.de/polyloge

Ausgabe 04/2001

„Lebensgeschichten verstehen, Selbstverstehen, Andere verstehen lernen“

Polyloge collagierender Hermeneutik und narrative „Biographiearbeit“ bei
Traumabelastungen und Behinderungen
- Hommage an Paul Ricœur *23. Februar 1913 -

Hilarion G. Petzold¹, [et al. 2001b²] Düsseldorf / Amsterdam

¹ Aus der „Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit“ in der Trägerschaft des Fritz Perls Instituts, Düsseldorf/Hückeswagen und aus der Freien Universität Amsterdam, Faculty of Human Movement Sciences, Postgraduate Programm Integrative Therapy and Supervision sowie aus dem Zentrum für psychosoziale Medizin, Donau-Universität Krems (Leitung Dr. med Leitner). Der Text trägt in meinem Schriftenverzeichnis die Sigle 2001b und ist hier eine **nicht korrigierte und lektorierte MS-Vorlage, Er erschien korrigiert im Druck in: Petzold, H.G. „et al.“ (2001b): „Lebensgeschichten verstehen, Selbstverstehen, Andere verstehen lernen“** auch in: *Integrative Therapie* 4/2002, 332-416 und in: Petzold, 2003g, Lebensgeschichten erzählen. Biographiearbeit, Narrative Therapie, Identität, Paderborn: Junferman 2003g,332-416

² **Zu den MitautorInnen [et al.] folgender Hinweis:** In meinem [??] Text haben Viele mitgesprochen und mitgeschrieben aus ihrer Erfahrung, ihrem Leben, ihrer Kultur – deshalb das „et al.“. All das findet sich in diesem Text, seiner Tiefenstruktur und Oberfläche – Intertextualität, wohin man blickt (Rusinko 1979), Dialoge, Polyloge, die keinen Abschluß finden – was das heißt haben mir Mikhail Bakhtin, Anna Achmatova, Osip Mandel'stam, Pawel Florensky gezeigt (Toporov, Mejlach 1972). Ich zitiere, was ich von Vielen lernte, was von Manchen geschrieben wurde, offen zumeist und manchmal ohne Nennung. „Ein Zitat ist keine Abschrift. Ein Zitat ist eine Zikade. Es läßt sich nicht zum Schweigen bringen“ (Mandel'stam 1933/1971, 368). Zitate entfloßen meinem Gedächtnis, in dem manches Gedächtnis, dem ich in Begegnungen begegnete, aufgehoben ist, in Verflechtungen, Konnektivierungen. Es liegt eigentlich in der Tiefenstruktur jedes Textes, ja jedes Wortes. Denn „Jedes Wort ist ein Strahlenbündel, der Sinn bricht in verschiedene Richtungen aus und strebt keineswegs auf einen einzigen, offiziellen Punkt zu (Mandel'stam 1933/1971, 374).

„Und wieder komponiert der Skalde ein fremdes Lied
Und trägt es vor wie sein eigenes“
(*Osip Mandel'stam* 1914/1971)

„Das Wort ist kein Gegenstand, sondern das ewig bewegliche,
ewig veränderliche Medium der dialogischen Kommunikation.
Es genügt nie nur einem Bewußtsein, nur einer Stimme,
sondern geht von Mund zu Mund, von einem Kontext zum
anderen.“
(*Mikhail M. Bakhtin* 1929/1963, 270)

„Jede Äußerung, die abgeschlossene, geschriebene nicht
ausgenommen, antwortet auf etwas und ist auf eine Antwort
hin ausgerichtet. In der kontinuierlichen Kette sprachlicher
Handlungen ist sie nur ein Glied“
(*Vološinov* 1975, 129)

Prolegomena des Autors/der AutorInnen zu Biographiearbeit, Humanessentialien, transversaler Hermeneutik

Biographiearbeit und *narrative Praxis*, ein Thema dieses Textes und des Vortrages, der ihm zugrunde liegt, ist eine höchst anspruchsvolle Sache – zumal es um die Arbeit mit Lebensgeschichten von *Menschen in besonderen Lebenslagen* geht. Ein solches Thema kann nicht *monodisziplinär*, aus einem Blickwinkel angegangen werden. Es erfordert immer wieder einen Wechsel der Perspektiven und Optiken, einen Wechsel der Diskurse, weil es in *interdisziplinäre Diskurse*¹ zu tragen ist, in *Dialoge* mit unterschiedlichen Gruppen von professionellen Helfern, Fachwissenschaftlern, Betroffenen, Beteiligten – in **Polyloge**: das ist das Gespräch mit Vielen, damit Vieles „zur Sprache“ (λόγος) kommt und *Sinn* (λόγος), vielfältiger *Sinn* (πολυλόγος) geschöpft werden kann. Die Autorenschaft ist mit „**et al.**“ ausgewiesen, und da könnten viele Menschen stehen, Kolleginnen und Kollegen, MitforscherInnen, MitdenkerInnen, nicht zuletzt **Patienten** und **Patientinnen** als MitautorInnen. Viele haben mitgesprochen, mitgeschrieben aus ihrer Erfahrung, ihrem Leben, ihrer Kultur. All das findet sich in diesem Text, seiner Tiefenstruktur und Oberfläche – **Intertextualität**, wohin man blickt (*Rusinko* 1979), Dialoge, Polyloge, die keinen Abschluß finden – was das heißt haben mir *Mikhail Bakhtin*, *Anna Achmatova*, *Osip Mandel'stam*, *Pawel Florensky* gezeigt (*Toporov, Mejlach* 1972). Ich zitiere, was ich von Vielen lernte, was von Manchen geschrieben wurde, offen zumeist und manchmal ohne Nennung. „Ein Zitat ist keine Abschrift. Ein Zitat ist eine Zikade. Es läßt sich nicht zum Schweigen bringen“ (*Mandel'stam* 1933/1971, 368).

„Es legen sich die vordiktierten Zeilen

Einfach und schwarz aufs reine Weiß des Hefts.“ (Achmatowa 1936/1967, 69).

Zitate entfließen meinem Gedächtnis, in dem manches Gedächtnis, dem ich in Begegnungen begegnete, aufgehoben ist, in Verflechtungen, Konnektivierungen. Man muß mit Intersubjektivität und Partnerschaftlichkeit ernst machen, wie wir in unserem TherapeutInnen und PatientInnen einbeziehenden Text: „Patienten als ‘Partner’ – oder als ‘Widersacher’ und ‘Fälle’ “ gezeigt haben (in: *Petzold/Orth* 1999, 363-391). Und dann müßten PatientInnen, deren „Kasuistiken“ in einem Text erscheinen, als MitautorInnen aufscheinen, wenn sie das wollen, - namentlich, wenn sie das wünschen, denn es geht um **ihre** Texte oder ihre Beiträge zum Text. Ansonsten geht nur *radikale* Anonymisierung, d.h. eine Verstümmelung des berichteten Behandlungsprozesses, denn mit bloßem Verändern des Namens ist es – so die rechtliche Lage – überhaupt nicht getan. Wenn man ohnehin aus rechtlichen und ethischen Gründen (*Märtens/Petzold* 2002) PatientInnen um Erlaubnis fragen muß, wenn man ihre bzw. die gemeinsamen „Prozesse“ in „Prozessberichten“ veröffentlicht – sie sind ja keine „Fälle“, Berichte aus Therapien sind ja keine „Fallberichte“, der Therapeut/die Therapeutin sind am Prozeß beteiligt (auch als „Fälle“?) -, dann kann man sie auch fragen, ob sie als MitautorInnen erscheinen wollen, und sei es nur unter dem Schutz der Anonymität des „**et al.**“. Das wäre sowohl eine Frage der Wahrhaftigkeit, als auch eine Frage der „**Dignität**“, der PatientInnenwürde (ibid.), des „Repekts“ (*Sennett* 2002). Es wäre ganz einfach *gerecht* und *richtig*, denn es wird damit die **polylogische Qualität interpersonaler Prozesse**, wie sie sich in Biographiearbeit und in Therapien ereignet, *offen-gelegt*.

»**Polylog** wird verstanden als vielstimmige Rede, die den Dialog zwischen Menschen umgibt und in ihm zur Sprache kommt, ihn durchfiltert, vielfältigen Sinn konstituiert oder einen hintergründigen oder untergründigen oder übergreifenden **Polylogos** aufscheinen und „zur Sprache kommen“ läßt – vielleicht ist dies ein noch ungestalteter, „roher Sinn“ im Sinne Merleau-Pontys (1945, 1964) oder ein „primordialer Sinn“, eine „implizite Ordnung“ (Bohm 1980), die auch schon die Gestaltungsmöglichkeiten und -formen enthält, oder „chaotischen Sinn“ **Polylog** ist ein kokreatives Sprechen und Handeln, das sich selbst erschafft. – **Polylog** ist aber auch zu sehen als „das vielstimmige innere Gespräch, innere Zwiesprachen und Ko-responenzen nach vielen Seiten, die sich selbst vervielfältigen. - **Polylog** ist der

*Boden, aus dem **Gerechtigkeit**ⁱⁱ hervorgeht; sie gedeiht nicht allein im dialogischen Zwiegespräch, denn sie braucht Rede und Gegenrede, Einrede und Widerrede, bis ausgehandelt, ausgekämpft werden konnte, was recht, was billig, was gerecht ist. Deshalb ist er der **Parrhesie**, der freien, mutigen, wahrhaftigen Rede verpflichtet.– Das Konzept des **Polyloges** bringt unausweichlich das **Wir**, die strukturell anwesenden Anderen, in den Blick, macht die Rede der Anderen hörbar oder erinnert, daß sie gehört werden müssen – unbedingt. Damit werden die Anderen in ihrer Andersheit (Levinas) – auch das eingene Selbst als ein Anderer (Ricoeur) – in ihrem potentiellen Dissens (Foucault), in ihrer Différance (Derrida), in ihrer Mitbürgerlichkeit (Arendt) prinzipiell „significant others“ für die „vielstimmige Rede“ (Bakhtin), die wir in einer humanen, **konvivialen** Gesellschaft, in einer Weltbürgergesellschaft brauchen.«ⁱⁱⁱ*

Polylog ist das Murmeln der Archivare, die Diskussionen der Redakteure, die *Diskurse* der Experten, die *diesen* Text hier verfaßt haben, noch ehe er mir ins Bewußtsein trat, mir in diesem *Vortrag*** über die Lippen kam, mir in meinem *Skriptum* in die Feder floß – „Nein, in die Tastatur, korrigiert mich gerade einer meiner mentalen Redakteure: ‘Alte Zeit sprach aus Dir!’, so sagte er. ‚Ich spüre aber dennoch die Feder, immer noch, seit Kindertagen‘, antworte ich. ‚Ein polyvalenter Sinn‘ ruft mir ein Redakteur zu, der vorgibt, *Deleuze* am Telefon zu haben. ‚Hallo lieber Gilles, hier spricht Hilarion!‘ – ‚Sprich Französisch! Ich bin nicht der liebe Gott und Du bist nicht Anna““. In *Marvin Minskys* „Mentopolis“ gehts so zu, wie hier gerade beschrieben. – Nun stellt sich natürlich die Frage, ob die Materialien für diesen Beitrag: Vortragskizzen, Vortrag, Aufzeichnung, Bearbeitung, Rede und Text auf dem gleichen Niveau verwandt werden können? Natürlich nicht, aber auf der Ebene von „Materialien“ in einem „Spiel von Diskursen“ mit vielfältigen Verweisungen, Anknüpfungen und Rückbezügen und vor allem mit *pluralen Sinnmöglichkeiten*, für die – ganz in der Linie *Derridas* – kein Anspruch auf **einen** hintergründigen oder

** Der Vortrag wurde gehalten im Rahmen der Fachtagung: „Lebensgeschichten. Die biographische Perspektive in der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung“ der Johannes-Anstalten Mosbach, 17. - 18. März 1999. Das Transkript wurde für die Veröffentlichung leicht bearbeitet und mit Anmerkungen publiziert (in *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft* 6/1999, 41 ff). Hier nun erfolgten Einschübe, Streichungen von situationsgebundenen Ausführungen bzw. Ausuferungen. Der Transkripttext, Dokument des Redners, Wissenschaftlers und Praxeologen, behält jedoch den Charakter vorgetragener Rede. Die Anmerkungen und Einschübe, Dokument des Wissenschaftlers und Fachautors, zeigen, daß den Vortrag noch andere Diskurse durchfilterten, daß *Viele* am Text mitgestaltet haben: die Vielfalt seines „pluralen Selbst“ (im Sinne von *M. Bakhtin*, vgl. *Bell, Gardiner* 1998; *Rowan, Cooper* 1999) in *Polylogen* und die Vielzahl von Menschen - KollegInnen, *KlientInnen* und **PatientInnen** – mit ihren substantiellen Beiträgen, weshalb der Name des Autors nicht wie sonst in seinen Arbeiten zitiert wird, sondern im fortlaufenden Text und in den Anmerkungen als „Autor unter Autoren“. Zuweilen wird nur die Jahreszahl

übergreifenden **Sinn** besteht, können diese dem Text zugrundeliegenden Texte konnektiviert und collagiert werden. So wie sie hier dargeboten werden vermögen sie Anstoß (eventuell anstößigen) und Anstiftung (ggf. subversive) zu geben für Anknüpfungen, für eigne Interpretationen, eigene Hermeneutiken, die zu weiteren Texten führen, in eigene Texte *intextualisiert* werden, die wiederum Interpretationsmaterialien bieten – mehr wollen sie nicht. Der späte *Ricœur* hat gezeigt, daß Interpretationen unverzichtbar zu Texten gehören – ganz gleich in welcher Form sie dargeboten werden oder sich artikulieren –, damit sie Sinn gewinnen (nicht „einen“), oder besser: daß aus ihnen Sinn kokreativ geschöpft werden kann – ich würde pluralisch *Sinne* sagen. Mit der linguistischen Diskurskonzeption von *Emile Benveniste* kann *Ricœur* (u.a. gegen *Derrida*) aufweisen, daß das „System Sprache“, wenn sie mit ihrem Charakter als „*Ereignis*“, der sich im Sprechen und Lesen ereignenden Sprache, verbunden wird, einen kreativen Zugewinn durch *transversale* Überschreitungen erfährt: in einem *Diskursereignis* etwa (ich würde sagen in einer *Ko-respondenz* [1991e] oder auch in einem *Polylog* [2002c], so *Petzold*), denn ein Satz ist mehr und anderes als die Summe seiner Zeichen oder Lexeme und der *Diskurs*, das *polylogische Gespräch* ist anderes als Summe seiner Sätze. Die *Dialektik von System und Ereignis* kommt der *referentiellen Funktion* von Sprechen und Sprache, von Diskurs und Erzählung entgegen, ihrer *kommunikativen Funktion* der Übermittlung von Information über die Welt und uns selbst, aus der diese Möglichkeiten der sprachlichen Mit-teilung letztlich in den Frühzeiten der Hominisation entstanden sind. Sprache ist viel mehr als Worte und Sätze, Vokabeln und Grammatik, sondern „*the myriad ways of saying things*“ (*Li, Hombert* 2002, 184; *Li* 2003; *Pawley* 1991, 433), idiomatische Modulation, Intonationen, Metaphern, Verweisungen, Anspielungen, non- und periverbale Akzentsetzungen, kulturelles Flavour, atmosphärische und szenische Evokation, „durch die Blume“ Gesagtes und Anweisung, handlungsfordernder Befehl - all das macht Sprache aus. „... eil es zuerst etwas zu sagen gibt, weil wir eine Erfahrung zur Sprache zu bringen haben, ist umgekehrt Sprache nicht nur auf ideale Bedeutungen gerichtet, sondern bezieht sich auch auf das, was ist“ (*Ricœur* 1986, 184). In der aktualisierten Referenzfunktion von Sprache als ausgesprochenem Weltbezug – etwa in einer Erzählung, in einem Ge-spräch – erweist sich Sprache als im Kern

einer Veröffentlichung in Klammern gesetzt, um anzuzeigen: Da wurde etwas zum zur Rede stehenden Thema geschrieben, hier wäre ein „*Anknüpfungspunkt*“.

kommunikative Realität: im **POLYLOG** geboren und ihn zugleich am Leben erhaltend.

Polylog meint in meiner (meiner?) Theorie, bedeutet in *Petzolds* Denken aber nicht nur das vielfältige Sprechen zwischen Menschen in Gesprächsrunden, Gesprächs- oder Korrespondenzgemeinschaften. Der Begriff bezeichnet auch den *inter- und transdisziplinären Diskurs* zwischen Wissens- und Erfahrungsgemeinschaften und damit natürlich auch den *Diskurs* zwischen „den Wissenschaften, ihren Strömungen, etwa zwischen den Therapieschulen, deren *Polyloge* allein Dogmatisierung und schlechte Ideologien verhindern, denn *Wissenschaft ist vielstimmig*, braucht pluralen Sinn, vielfältigen Konsens, reichen Dissens“^{iv}.

POLYLOG wurde für mich von Kind auf *erfahrbar* durch den schöpferischen Umgang mit Sprache (*Petzold-Heinz, Petzold 1985*), das vielstimmige Angesprochenwerden und Ansprechen, Lesen und Schreiben in unterschiedlichen Sprachen in meinem familialen Feld, in den verschiedenen Kulturräumen, in denen ich mich mit meiner Familie und ihren Freundeskreisen in Kindheit und Jugend bewegen konnte: dem deutsch-flämisch-niederländischen, dem französischen, dem slavisches Kulturraum. Polylogisieren wurde hier erfahrbar in der *rezeptiv-aktiven Doppelqualität* von „**vitaler Evidenz**“ (1992a, 916).

Vitale Evidenz ist die Synergie von *leiblichem Erleben und Handeln, emotionalem Erfahren und Ausdrücken, rationalem Erfassen/Begreifen und Aussagen in dem Verbundensein und dem Sich-Verbinden mit wichtigen Menschen des sozialen Weggeleits (convoy)*.

Für mich, der ich in der Natur im Kontext von Gärten, Feldern, Wäldern, Gehöften aufgewachsen bin, war das Sprechen über Natur, das Erzählt- und Erklärtbekommen von lebendig Erfahrenem – das erinnere ich bis heute recht lebhaft - sicher nicht Erwerb von lexikalischem Wissen, es war versprachlichtes Erleben und Erfahren mit einer Familie, die einen narrativen Stil (*Nelson 1993*) des Welterfahrens und der Wissensvermittlung pflegte (*Petzold-Heinz, Petzold 1985; idem 2002h*).

Deshalb waren mir *Ricœurs* Überlegungen unmittelbar evident, daß mit jedem Satz, die Sprache über sich hinausweist: „*sie sagt etwas über etwas. Dieses Abzielen auf einen Referenten des Diskurses tritt zugleich mit seinem Ereignischarakter und ihrer Dialogfunktion ein. Es ist der komplementäre Aspekt der Diskursinstanz. Das vollständige Ereignis besteht nicht nur darin, daß jemand das Wort ergreift und sich an einen Gesprächspartner wendet, sondern auch darin, daß er eine neue*

Erfahrung zur Sprache bringen und mit einem anderen Menschen teilen will.

Horizont dieser Erfahrung ist [...] die Welt. [...] Weil wir in der Welt sind und von Situationen betroffen werden, versuchen wir, uns darin im Modus des Verstehens zu orientieren, und haben etwas zu sagen, eine Erfahrung zu Sprache zu bringen und miteinander zu teilen“ (Ricœur 1988, 123).

Ricœur wird in Deutschland aufgrund der konservativen Orientierung seines Frühwerkes oft gegenüber etwa *Derrida* oder *Lyotard* unterschätzt. Das ist bedauerlich. Er ist – seinem Lehrer *Gabriel Marcel* und den Strömungen der dialogischen Philosophie seiner Zeit folgend – noch dem Dialogbegriff verhaftet, und doch greift er in seinem polylogisierenden Philosophieren weiter. *Hilarion G. Petzold* wurde der *Polylog* aufgrund seiner polylogischen biographischen Erfahrungen unmittelbar evident, aber auch in seiner Arbeit bzw. Identität als Philosoph und Kulturtheoretiker in der Auseinandersetzung mit universalistischen Denkern (wie *Pawel Florensky* und *Michel Foucault*), mit der europäischen Literatur, mit all den Texten, in denen vielfältige Autoren „zur Sprache“ kommen und mit denen er dann ins Gespräch gekommen ist^v, kam ihm der Polylog beständig entgegen. Natürlich sind die Stimmen von *Ricœur* und *Derrida* unüberhörbar, gerade in ihrer Unterschiedlichkeit, und auch die Polyloge, die aus ihrem Hintergrund tönen (man denke an *Ricœurs* „Zeit und Erzählung“ und all die Autoren, die da mitsprechen - *Plato, Aristoteles, Augustinus, Husserl* -, oder an *Derridas* „Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits“) ... auch *Roland Barthes* und *Pierre Sollers* murmeln dazwischen. *Petzold* fühlte sich von *Julia Kristeva* mit ihrem „Polylogue“ (1977) zunächst nicht angesprochen, sie war ihm im Vergleich mit seiner eigenen Konzeption von **POLYLOG** durch ihre dominante psychoanalytische Durchfilterung zu wenig polylogisch. Mit *Sollers*^{vi} wendet *Kristeva* sich *Bakhtin* zu. Hier findet sich dann für *Petzold* Anschluß. entstanden sind. Sprache ist viel mehr als Worte und Sätze, Vokabeln und Grammatik, sondern „*the myriad ways of saying things*“ (*Li, Hombert* 2002, 184; *Li* 2003; *Pawley* 1991, 433), idiomatische Modulationen, Intonationen, Metaphern, Verweisungen, Anspielungen, non- und periverbale Akzentsetzungen, kulturelles Flavour, atmosphärische und szenische Evokation, „durch die Blume“ Gesagtes und Anweisung, handlungsfordernder Befehl - all das macht Sprache aus.

Hier findet sich dann für *Petzold* Anschluß. Das von den russischen Akmeisten mit ihrer Betonung der Partizipation an vielfältiger Kultur, an der Vielfalt der Kulturen (*A.A. Achmatowa, O.E. Mandel'stam, N.S. Gumilev, der frühe B. Pasternak* u. a.) der Sache nach inaugurierte Konzept der „*Intertextualität*“, das von *Sollers* und *Kristeva* theoretisch elaboriert wurde, nach dem jeder Text ein *Mosaik von Texten und Textstellen* ist, ist durchaus verwandt mit meinem Gedanken einer „collagierenden Hermeneutik“, die auf die *Konnektivierung* von Konzepten, Elementen, Subtexten (*Taranovsky* 1976; *Lotman* 1969) *patches, brics et brocs* für eine „*bricolage*“, d.h. auf eine kreative Bastel- oder besser Erfindungsarbeit (vgl. *Lévi-Strauss* 1973, 29ff) setzt. – Das geschieht in *Polylogen*, die vielfältige Sprecher, Erzähler in vielseitigen Gesprächen ins Spiel bringen (vgl. *Mandel'stam* „Über den Gesprächspartner“, den

unbestimmten, möglichen), an den Sprachspielen und Erzählströmen beteiligen, *künftige* Gesprächspartner mit all ihrem Wissen, den Erfahrungsschätzen ihres Selbsts, dem Reichtum ihrer *Identitäten konvivial* erwarten (Petzold 2001p), in die Erzählgemeinschaft, den Gesprächskreis aufnehmen und so **personale Interkulturalität** ermöglichen. Diese bietet den Boden für neue, übergreifende Gemeinsamkeiten, die wir in der globalen Situation, in der wir heute stehen, so dringend brauchen. „Die Anderen werden Adressaten und wir erwarten ihre Repliken, durch die wir wiederum Adressaten werden, wechselseitig Angesprochene und Ansprechende: **Mutalität**, die niemanden ausgrenzen will, *alterzentrisch* (Bråten 1998) ausgerichtet ist und wo die Interagierenden, Ko-respondierenden sich mit *klarem, scharfen Bewußtsein* (gr. *akme*), mit einer umfassenden, vernetzten 'consciousness' (idem 1991a) gewärtig sind: **Wir alle sind Menschen!**“ (Petzold, Josić, Erhardt 2003). Sie „erinnern“ sich einer *Qualität von Verbundenheit und Vertrautheit*, die zumeist vorbewußt oder auch mitbewußt bei Verwandten (einstmals „Blutsverwandten“), bei Nahestehenden (einstmals „Genossen“, mit denen gemeinsam man die Nahrung genießt) anwesend ist und die Lebenssicherheit begründet: **Wir sind verwandt! Zugehörige!** Wir sind – in *Polylogen* konvivial im „Kreis ums Feuer sitzend“ (idem 2003e) – zu Menschen geworden. **Wir sind Mit-Menschen** – *consortes*, d.h. Wesen, die das gleiche Schicksal teilen (*syssarkoi* = „Fleischgenossen“). Der Altruismus gegenüber der Gruppe von Verwandten und **Zugehörigen** war lebenssichernd (Gruppenselektion, vgl. Wilson, Sober 1994), der „reziproke Altruismus“ (Trivers 1971), weiß darum, daß Menschen aufeinander angewiesen sind. In einer globalisierten Gesellschaft heißt das ganz real: auf alle Mit-Menschen auf diesem Globus (Stichwort „Klimasicherung“, „Ressourcennutzung“, Regulation der „Massenvernichtungskapazitäten“). Ein globalisiertes „Nahegefühl“ gilt es zu realisieren, zu *lernen* (Spitzer 2002, 317), denn Globalität ist – obwohl von uns geschaffen – eine neue Realität. Wir müssen diesen Globus als „Nahraum“ begreifen lernen, die Anderen als „Nahestehende“ spüren lernen, denn immer wenn wir uns berühren, uns berühren lassen von der konkreten, uns nahen **Mit-Menschlichkeit** des Anderen, kann diese „**koexistive Qualität**“ des gemeinsamen Schicksals, der gemeinsamen Menschheitsgeschichte spürbar werden (**Koexistenzaxiom**: Sein ist Mit-sein, 1978a/1991e), erlebbar werden, erfahrbar werden aus einem kollektiven Erinnern und Gedächtnis: „Wir sind *consortes*“ (Consorts-Prinzip, *ibid.*). Das zunehmende kognitive Wissen um unsere gemeinsame

Geschichte als Menschheit fördert diese Prozesse. Aber sie muß auch emotional vollzogen werden in *erzählten Geschichten* über unsere Wege durch die Jahrtausende (eine große Aufgabe für die Pädagogik, die Medien – sie sollten Menschheits- und Naturgeschichte statt auf Pokémon-Mytheme zentrieren [Balmford et al. 2002, Spitzer 2002) – auch für die familiäre Erziehungsarbeit [2002h], ihre „narrative Kultur wird das eine Aufgabe!). Dann ist auch altruistische Fürsorge und Hilfeleistung möglich. Es könnte dann eine Qualität erspürbar werden, die *Mandel'stam* (1922, in *N. Mandel'stam* 1970, 264), die russische literarische Bewegung des Akmeismus als „Sehnsucht nach der Weltkultur“, nach einer Kultur der Teilhabe charakterisieren läßt. *Teilhabe* setzt das Verschiedene (*Differenz*) voraus und verheißt ein Verbundensein (*Konnektivierung*), Gemeinsames (*Integration*) im Handeln, im Denken und Fühlen, im Erzählen und Schreiben, *metakulturelle/metaliterarische* Qualitäten (*Rusinko* 1979, 225), wie sie A. Achmatowa, O. Mandel'stam oder N. Gumilev in ihrer Poesie oder A. Belyj oder V. Nabokov in ihrer Prosa geschaffen haben, *transversale/transkulturelle* Praxis, wie ich sie in den anwendungsbezogenen Disziplinen der „Menschenarbeit“ Psychotherapie, Soziotherapie, künstlerische Therapien, Supervision, Agogik (2000h; *Petzold, Sieper* 1993) zu entwickeln versuchte, *versuche, versuchen werde als Arbeit von Menschen, mit Menschen, zwischen Menschen und für Menschen*, die von einer „**Grammatik des Mit-menschlichen**“ bestimmt ist. Diese ist immer intersubjektiv und interpersonal – nicht psychologistisch individualisierend, wie im *Freudschen* Diskurs (wie *Vološinov/Bakhtin* 1927, also schon früh, in ihrer Kritik des Freudianismus gezeigt haben). Der Integrative Ansatz ist deshalb jeder monologistischen, individualisierenden, abstrahierenden Subjektkonzeption, jeder anonymisierenden, solipsitischen, aber auch reifizierenden *KoM*zeption von Persönlichkeit entgegnetreten. Deshalb können auch im sprach- und literaturtheoretischen Diskurs nicht die Intersubjektivität/Interpersonalität durch Intertextualität (*Sollers*) ersetzt werden, sondern es werden hier zwei kategorial verschiedene Ebenen differenziert und genutzt.

Es gilt für diesen vorliegenden Text – wie für alle Texte: „Tout texte se situe à la jonction de plusieurs textes dont il est à la fois la relecture, l'accentuation, la condensation, le déplacement et la profondeur. Jeder Text steht an der Schnittstelle mehrerer Texte für die er zugleich Relektüre, Akzentuierung, Verdichtung, Umgruppierung und Tiefgründigkeit ist“ (*Sollers et al.* 1969). Texte haben

Untergründe und Kontexte, Referenzen und Horizonte, die nicht nur bei ihren AutorInnen liegen. Die Arbeiten von *Gérard Genette* (1979, 1982) machen das deutlich, und ich habe diesen vorliegenden Text durchaus auf seine „*Transtextualität*“ überdacht - darunter versteht *Genette* (1979) „tout ce qui met [le texte] en relation manifeste ou secrète avec d'autres textes. Alles was diesen Text in offene oder verdeckte Beziehung mit anderen Texten setzt“.

Er steht in Beziehung zu meinen/unseren frühen Arbeiten mit Texten, etwa in der Poesietherapie (*Petzold, Orth* 1985, 1993), will das Konzept „narrativer Praxis“ (idem 1991o) weiter fundieren, die Bedeutung der Hermeneutik in der Integrativen Therapie - schon in zwei großen Texten (idem 1988a,b) vorgestellt – weiter ausarbeiten. Er ist eine Hommage an *Paul Ricœur*, dem der Integrative Ansatz so viel verdankt. Er ergänzt meine Arbeiten zur Traumatherapie (*Petzold et al.* 2002), indem den „body narratives“ (1991i) eine weitere Betrachtungsfolie, die der „Überwindungsnarrationen“ (2001m) beigelegt wird. Der Text hat auch Verbindungen zu den derzeitigen Moden in der Psychotherapie, insbesondere in der Gestaltherapie, die Hermeneutik kenntnisarm zu vernutzen (*Spagnuolo-Lobb, Salonia* 1997/1998; *Staemmler* 1999, vgl. *Petzold* 2000e). Er hat auch autobiographische Bezüge als Teil der Arbeit, mich und mein Denken besser zu verstehen und – vielleicht – in seinen Hintergründen verstehbarer zu machen (2002h) usw. usw.

All diese angesprochenen Bezüge stehen natürlich auf dem Hintergrund von **POLYLOGEN** im Felde der Wissenschaft, in den Strömungen des Zeitgeistes und den Projekten kultureller Arbeit, der Arbeit an Kulturen ... *Bakhtin* „stresses the dialogic character of all study in the 'human science'“ (*Brandist* 1997, 14), und der „*Bakhtin Circle*“ (vgl. *ibid.*) hatte genau eine solche *façon*, polylogisierende Wissenschaft und Kulturarbeit zu betreiben, wieder und wieder pluriformen, **pluralen**, **transversalen Sinn** zu stiften, wie sie *Petzold* schätzte, einen Sinn, der für ihn folgende Dimensionen hat:

1. *Vernunft*: Sie ist die *epistemische* Qualität des Sinnes. Das „**Licht der Vernunft**“ als gemeinsames Erkennen durchdringt und erhellt die Schatten der Unwissenheit, des Ungewußten, Unbewußten, Noch-nicht-Gewußten und schafft damit eine menschliche „*conscientia*“, ein gemeinschaftliches Bewußtsein von hinlänglicher Klarheit und einen immer wieder tragfähigen *Konsens* darüber, was *sinnvoll* und *vernünftig* ist.
2. *Gemeinsinn*: Er ist die *ethische* Qualität des Sinnes, denn ohne die „**Wärme der Gemeinschaft**“ ist Kälte und Dunkelheit, Bedrohung des Lebens, der Lebendigkeit. Warmherzige Gemeinschaft

schafft und sichert Leben, Leben bietet die Chance zu sinnerfassender, sinnverarbeitender, sinnschöpfender Gemeinschaft. Darum ist es vernünftig und sinnhaft, Gemeinwohl, Gemeinschaftlichkeit als *sinnstiftender Qualität* zu betrachten (vgl. die komplexe, polyvalente Sinnkonzeption des Integrativen Ansatzes, 2001k).

3. Vernunft und Gemeinwohl können zu einer *Konvivialität*, einem *kordialen Miteinander* führen, das von einer „fundierten Gerechtigkeit“ und einer „konkreten, praktischen Weisheit“ (2002h) bestimmt ist, zu einem „guten Leben“.

Wo das „Licht“ und wo die „Wärme“ zusammenwirken – und diese Metaphern (*Ricoeur* 1986) sind weit zu fassen – ist Leben, „gutes Leben“ möglich. Der „*eubios*“ ist für Menschen der Boden des Sinnerlebens. Gemeinschaftlichkeit im erhellenden „Licht der Vernunft“ und der schützenden „Wärme des Herzens“ ermöglicht sinnvolles und liebevolles Miteinander-Sein, ermöglicht und begründet ***Konvivialität als kordiales Miteinander***.

„***Konvivialität*** ist die Qualität eines freundlichen, ja heiteren *Miteinanders*, Gemeinschaftlichkeit, die aufkommt, wenn Menschen bei einem Gastmahl oder in einem Gespräch oder einer Erzählrunde zusammensitzen, wenn sie miteinander spielen, singen, wenn Lachen und Scherzen den Raum erfüllt oder sie gemeinsam Musik hören oder einer Erzählung lauschen. Die Qualität der *Konvivialität* umfaßt Verbundenheit in einer Leichtigkeit des Miteinanderseins, wo jeder so sein kann und akzeptiert wird, wie er ist, und so eine '*Konvivialität der Verschiedenheit*' möglich wird, wo ein Raum der Sicherheit und Vertrautheit gegeben ist, eine gewisse Intimität integerer *Zwischenleiblichkeit*, in der man ohne Furcht vor Bedrohung, Beschämung, Beschädigung, ohne Intimidierung zusammen sitzen, beieinander sein kann, weil die Andersheit unter dem Schutz der von allen gewünschten, gewollten und gewährten *Gerechtigkeit* steht und jeder in Freiheit (parrhesiastisch) sagen kann, was er für wahr und richtig hält.“ (*Petzold* 1988t).

Gute Lebensvollzüge (*Biosodie*) und damit gute Lebensgeschichten (*Biographie*) gründen in vernunftgeleitetem, praktiziertem Gemeinwohl, gelebter Konvivialität (*Orth* 2001). Biographie gibt von Gelingen und Mißlingen dieser Qualitäten Zeugnis: von Krieg und Frieden, von Sinn und Abersinn, von Konvivialität und Hostilität. Deshalb befaßt sich *Biographiearbeit* mit Grundlegendem und ihr theoretisches Verständnis und ihre Praxis bedürfen eigentlich von jedem grundlegende Stellungnahmen aus

den verschiedenen Seiten seiner Person – aus einem „inneren Polylog“ (mit innerer ‚Zwiesprache‘ wird man nicht auskommen). Es werden aber auch fundierende Überlegungen und Stellungnahmen aufgrund von Polylogen aus den „professional Communities“ notwendig, die Biographiearbeit in therapeutischer, agogischer, persönlichkeits- und gemeinschaftsfördernder Absicht in das Repertoire ihrer professionellen Handlungen aufgenommen haben.

*Es geht nämlich mit der Biographie um den Kernbereich jedes **Subjekts** und mit der Biographiearbeit um das **intersubjektive** Mitteilen, Miterleben und Teilen der Geschichte von konkreten Personen, um alles, was ihr Leben, ihre Identität, ihr Glück, ihr Leiden oder ihre Verzweiflung ausmacht. Es geht dabei auch um die Qualität der **communitas**, des Gemeinwesens, für das wir alle Verantwortung und Sorge tragen.*

Intersubjektive Biographiearbeit kann und darf deshalb keine freundliche Mode sein oder werden, kein seichter Humanismus, keine „neue“ Form der Sozialforschung oder Aktionsforschung (Schütze 1981), keine neuer Trend persönlichkeitsbildender Erwachsenenbildung (Frischkopf 1990), obwohl „biographisches Lernen“ (Buschmeyer 1990) ein wichtiges Moment lebensweltbezogener Andragogik ist (Schmitz 1984; Alheit 1995; Egger 1995) und Biographieforschung ein wesentlicher Forschungsansatz verstehender, genderbewußter, schicht- und ethnieweußter, emanzipatorischer, sinnorientierter Sozialforschung (Dausien 1996; Schütze 1984; Kohli 1985; Dittmann–Kohli 1995). Das alles aber ist Biographiearbeit, wie sie hier thematisiert werden soll, n i c h t. Sie wird auch nicht als eine neue ergotherapeutische Arbeitsform, eine „rekreative Aktivität“ oder Spielart der Animation verstanden. **Intersubjektive, polylogische Biographiearbeit** sollte auch nicht als ein „neuer“ Ansatz der Poesietherapie oder der Gestaltungs- und Kunsttherapie in Erzähl-, Schreib-, Mal- oder Collagegruppen, wie sie den Integrativen Ansatz kennzeichnend sind (vgl. Nitsch-Berg, Kühn 2000; Straub 2002), vernutzt werden, letztlich auch nicht als eine methodisch-technische Variante „**narrativer Psychotherapie**“^{vii}. Obwohl sie in all diesen Formen kreativer Therapie – man kann ja Biographie auch in Bildgeschichten erzählen – und in der Psychotherapie einen Ort haben kann und muß, sollte sie nicht auf eine Variante oder Arbeitsform dieser Ansätze reduziert werden, sondern sie ist eine zentrale Möglichkeit der sinnorientierten Arbeit mit Menschen *in eigenem Recht*.

Wenn es in Therapien um erzählte Geschichten aus dem Leben, um erzählte Lebensgeschichte geht und solche Erzählungen ein wichtiges Moment der therapeutischen Arbeit, ja des Therapieverständnisses darstellt, wie dies etwa in der **Integrativen Therapie** der Fall ist – und aus ihrem Diskurs heraus wird in diesem Text konzeptualisiert und argumentiert –, dann müssen die Fragen der Narrativität in Theorie- und Methodenentwicklung eine Rolle spielen, muß der Aufgabe und Funktion der Sprache und auch der Erzählung und den Erzählformen nachgegangen werden, muß eine Bewußtheit für den Stellenwert von Biographie in theoretischer und praxeologischer Hinsicht geschaffen worden sein, ansonsten gerät Erzählarbeit, geraten Biographie- und Identitätsarbeit als Formen narrativer Arbeitsweise zu einer technizistischen Intervention, und die greift zu kurz. Es müssen Referenztheorien und Referenzpraxeologien – etwa aus der Arbeit mit „literarischen Werkstätten“ (*Petzold, Orth* 1985) - herangezogen werden, Konnektivierungen hergestellt werden. Ein polylogisches Denken über Sprechen und Erzählen, Sprache und Narrationen, Sprache und Handlung, Zeit und Erzählung, Ethik und Ästhetik des Erzählens wird notwendig, wenn es um eine „**narrative Praxis**“ der **Biographiearbeit** geht, ganz gleich, ob sie in Form „*narrativer Therapie*“ oder in Formen „agogischer Erzählarbeit“ betrieben wird. In jedem Fall ist es notwendig, daß ein „narrativer Raum“ entstehen kann mit einem „narrativen Klima“, in dem Erzählen möglich wird, ein Erzählen von Erzählungen und über Erzählungen auch entstehen kann, eine **Metanarrativität**, die lebendig, bunt und alles andere als „abgehoben“ ist, eine „**offensive narrative Kultur**“, die von der Not der Menschen, vom „Elend der Welt“ (*Bourdieu* 1998) erzählt, und von all den Hoffnungen, Schönheiten und Anstrengungen Eine Fundierung praktischer Interventionen erfordert immer eine ausgearbeitete und offenlegbare ethische Position. Der Integrative Ansatz hat sich mit ethischen Fragen immer wieder auseinandergesetzt, hat sich auf eine „Ethik der Intersubjektivität“ (*Marcel, Levinas*) gegründet (1978c, 1996k), auf eine Ethik des „Engagements für die Integrität von Menschen, Gruppen, Lebensräumen“ (1991e, 1992a, 500ff). Er ist damit zu eine Ethik der „Konvivialität“ gelangt (andere haben von anderen Ausgangspunkten ähnliche Wege beschritten vgl. *J. Derrida* 2002, *L. Boff* 2002, *I. Illich* 1975 u.a.), eines sorgsamem Zusammenlebens, eines kordialen Miteinanders von Menschen mit Menschen, von Menschen mit der Natur, da einem „guten Leben für alle“ verpflichtet ist – *Ricœur* (1990) spricht von einer „éthique axée sur le désir de la vie bonne“, einer „Ethik, deren Axe der Wunsch nach dem Guten Leben“ ist. Was

diesen „eubios“ aber ausmacht, ist über die Menschheitsgeschichte Gegenstand vielfältiger Diskurse, Kontroversen, Kriege gewesen (Steinfath 1998), weil es keine allgemeingültige und allumfassende Antwort geben kann. Näherungen können zu einem Teil im Rückgriff auf die Sedimentationen der menschheitsgeschichtlich geführten ethischen Diskurse (soweit sie uns überkommen sind) gewonnen werden, die ein Milieu „generalisierter Humanität“ erahnen lassen (Petzold 1991e). In concreto wird es in der Ko-respondenz aller Beteiligten über Konsens-/Dissensprozesse auszuhandeln sein (ibid.), was ein „hinlänglich gutes Leben für Viele“ sein könnte – ein mühevolleres Unterfangen, aber das einzig mögliche. Dieser kurze Hinweis mit seinen Verweisen muß hier genügen.

Der „Integrative Ansatz“ (mit seinen Referenztheorien) bildet den Hintergrund dieses Textes. Das gilt für erkenntnistheoretische, anthropologische, ethische Positionen genauso wie für sprach- und erzähltheoretische. Dieser Text trägt zum Hintergrund des Integrativen Ansatzes bei.

Für das spezifische Thema der **Biographiearbeit** hat er durch die Bezüge auf Merleau-Ponty (1969) – z. B. „*La prose du monde/Die Prosa der Welt*“ – auf Ricœur (1983, 1986) – z. B. „*Temps et récit/Zeit und Erzählung*“ – auf Bakhtin (1919, 1963, 1979) – etwa „*Problemy poetiki Dostoevskago/Probleme der Poetik Dostjewskijs*“ –, auf die Sprechakttheorien von Austin und Searle, auf Beneviste und Derrida theoretische Referenzrahmen, aus denen Perspektiven gewonnen wurden, die in der integrativen Biographie- und Tagebucharbeit (Petzold, Orth 1993), in Erzählprojekten (Ch. Petzold 1972; Straub 2002), in der integrativen Poesie- und Bibliothherapie (Petzold, Orth 1985) und Literarischen Werkstätten (Petzold-Heinz 1985) umgesetzt werden konnten.

Heute kann man in vielfältigen Projekten und methodischen oder handlungstechnischen Interventionsformen psychosozialer Aktivitäten, Therapie oder Agogik „**Biographiearbeit**“ oder als solche bezeichnete Initiativen finden, ohne daß – blickt man in die Praxis und auf die Konzepte - eine vertiefte theoretische Reflexion vorhanden ist. Man verbleibt häufig in einem Projektaktionismus, aber ein solcher mit seinen Interventionsformen und Methoden ist von sekundärer Bedeutung, weil **intersubjektive Biographiearbeit** als „gemeinsame Erarbeitung einer Biographie“ immer *primär* oder *prioritär* gegenüber jedweder Spielart psychosozialer oder therapeutischer Methoden oder Arbeitsformen gesehen werden muß.

Biographiearbeit ist keine Technik –, denn in seiner Biographie tritt uns ein

Mensch als *Subjekt* mit der ganzen Wucht seiner „Andersheit“ entgegen, als eine existentielle Realität und die kann für uns eine „Heimsuchung“ werden, wie *Levinas* (1983) sagte. Er sucht uns im Kern unserer Privatheit auf, in unserem Heim, bei unserem Selbst, weil es Betroffenheit auslöst, wenn sich der Andere mit allem, was er ist, in seiner ganzen „**Hominität**“ (vgl. Anmerk. 157) zeigt, und wir uns diesem Zeigen ganz und ernsthaft geöffnet haben. Und natürlich leben wir nicht nur in Zweisamkeit, sondern in Netzwerken (*social networks*), Weggemeinschaften (*convoys*)^{viii} und schon deshalb muß sich der *Dialog* – alle Individualisierungstendenzen und Privatismen, jede ausgrenzende Intimität (*Sennett* 1995) und hermetische Idylle überschreitend – zum **Polylog** öffnen, auch zum Polylog in uns selbst.

Was meint „*Biographiearbeit*“, was kann sie meinen? Das „Bearbeiten einer Biographie“? – „*einer*?“ - Mit welcher Legitimation und mit welchem Ziel soll solche Arbeit erfolgen? Klar scheint die Situation, wenn ein Mensch einen Psychotherapeuten konsultiert und um eine Bearbeitung biographischer Probleme ersucht, wenn eine therapeutische Indikation gegeben ist und die Biographiearbeit in informierter Übereinstimmung erfolgt. Wird *Biographiearbeit* aber in Projekten durchgeführt – und sie wird ja in der Regel nicht angefragt sondern angeboten, heißt implementiert -, so sollte es sich wirklich um ein *Angebot* handeln, das erklärt und vermittelt und *angenommen* werden muß oder *abgelehnt* werden kann. Die Arbeit erfordert den *informed consent* als ethische Kategorie, die bei dieser existentiellen Realität der narrativen Enthüllung eines ganzen Lebens unverzichtbar wird. Ohne intentionale Anfrage und frei entschiedene Annahme ist Biographiearbeit *illegitim*, geht es doch um die „Privatsphäre“ eines Menschen, und die soll und muß *privatus*, d.h. abgesondert und geschützt vor dem Zugriff des Öffentlichen (*publicus*) sein, muß vor den neugierigen Blicken jedweden Publicums bewahrt werden. Darin ist sie ein grundrechtlich geschütztes Gut, denn sie betrifft den Raum seiner Würde. Menschen haben für TherapeutInnen nicht so ohne weiteres ein „aufgeschlagenes Buch“ zu sein. Wer anders hat das Recht, ein solches *Tage-buch*, das Buch so vieler Tage eines Lebens, zu öffnen als der Souverän dieses Lebens selbst? Auch die therapeuethische Kategorie des „*client welfare*“ ist hier noch zu schwach, obgleich sie wichtig ist, denn nicht immer ist Biographiearbeit heilsam und förderlich, sie birgt auch Risiken! **Client dignity**, das wäre die angemessene therapeuethische Kategorie (*Müller, Petzold* 2002a), die in der „Integrativen Therapie“ als Herzstück ihrer Arbeit

entwickelt wurde, denn die *Würde* des Menschen ist in der Tat antastbar. Sie wird viel zu oft und häufig gnadenlos angetastet, angegriffen, beschädigt, oder auch unbedacht, unachtsam, wohlmeinend gar in Formen der strukturellen Gewalt – und dazu kann auch die institutionell verordnete Psychotherapie, Kunsttherapie, *Biographiearbeit* zählen (weil sie gerade „in“ ist oder weil man sie fraglos für „gut“ und nützlich erachtet, ungeachtet der Willensentscheidungen des Patienten). Manche Menschen wollen sich ja gar nicht mit ihrer Biographie auseinandersetzen oder zumindest nicht in einer Therapie, weil sie meinen, daß ihre Biographie nur ihnen und den Menschen ihrer Intimsphäre gehöre, sie sonst also niemanden etwas angehe! Und ist eine solche Entscheidung nicht Ausdruck ihrer Würde? Nehmen TherapeutInnen die *strukturelle* Forderung des Therapiesettings, die strukturelle Form ihrer professionellen Arbeit, welche die Selbsteröffnung (*self disclosure*) des Patienten verlangt, nicht gar zu selbstverständlich als eine unbefragbare, nicht hinterfragungsbedürftige Gegebenheit? Die Mehrzahl unserer Patienten und Patientinnen sind in ihrer *Würde* und *Integrität* - „**Essentialien des Menschlichen**“ - verletzt und beschädigt worden! Und das geht an die *Essenz* des menschlichen Wesens, trifft in das Zentrum der menschlichen Existenz. Es ist kaum ein psychotherapeutischer Prozeß oder der Prozeß einer Biographiearbeit vorstellbar, in dem nicht zentrale Themen eine Rolle spielen: **Unrecht**, das man erlitten (oder, seltener indes, getan) hat, **Ungerechtigkeiten**, die man erfahren mußte oder (wiederum seltener) **Gerechtigkeit**, die einem widerfahren ist, **Schuld**, die Menschen begangen haben oder die man auf sich geladen hat (Boss 1960, Condrau 1976), **Freiheit** die beschnitten wurde, die man nicht genutzt oder die man mißbraucht hat. **Treue** wird von Verrat bedroht, **Ehre** von Entehrung, **Gleichheit** von Benachteiligung, **Liebe** von schlimmen Zurückweisungen und Enttäuschungen, **Vernunft** und **Sinnhaftigkeit** von Unvernunft und Abersinn, **Würde** kann genommen oder verloren werden, **Integrität** ist verletzbar. Das alles liegt jenseits von animatorischer Unterhaltungsbetriebsamkeit.

»Denn ohne Gewährleistung von *Würde* und *Integrität*, steht man an der Schwelle der „Dehumanisierung“, am Rande des Verfalls von Menschenrechten, droht der Verlustes von **Hominität** und **Humanität**, des Menschlichen und der Menschlichkeit. Wo *Unrecht* geschieht, *Gerechtigkeit* verwehrt wird, *Ungleichheit* an die Stelle von *Gleichheit* tritt geht es um „**Essentialien des Menschlichen**“ (in diesen Begriff suchte ich diese komplexe Realität zu fassen). Was aus dem Erleben und der

Erfahren der Verletzung solcher „human essentials“ resultieren kann wird deutlich, wenn man an das „*man made desaster*“ traumatischer Pogromerfahrungen denkt. Damit sind verbunden: **biologisch-physiologische** Be-/Überlastungen (durch Verwundung, Folter, Vergewaltigung etc., die sich als *body narratives* dem Leib einschreiben, 1999i), **psychologische** Be-/Überlastungen (durch Angriffe auf das persönliche Wertesystem, Überforderung der psychischen Bewältigungs- und Verarbeitungskapazität etc. – *psychological narratives*, die das seelische Erleben nachhaltig prägen, *Petzold, Wolf et al. 2002*) und schließlich **soziale** Be-/Überlastungen (durch Überbeanspruchung der sozialen Netzwerke/Stützsysteeme und ihrer Ressourcen bis zu ihrer *Erosion*, durch Beschädigung der kollektiven Wertesysteme, durch *kollektive trauma narratives*, die Erzählungen der „Überwindung“ erforderlich machen, 2001m etc.).

Traumata sind deshalb in eminenter Weise **biopsychosoziale Ereignisse**. Sie betreffen die persönlich-individuelle und die gruppal-kollektive Wirklichkeit von Menschen und erfordern deshalb unabdinglich eine **biopsychosoziale**

Traumatherapie, die die individuellen wie auch die kollektiven Dimensionen des Geschehens in der Bearbeitung berücksichtigt, die die Traumanarrative durch Narrative der Versöhnung und des humanitären Engagements überwinden.

In der Regel bedeutet nämlich Trauma sowohl einen Angriff auf die persönliche Identität und die personale **Integrität**, letztlich auf die **Hominität** des Subjekts, als auch auf die kollektive Identität der Konsensgemeinschaft, deren Integrität als Wertegemeinschaft damit gleichfalls verletzt wurde. Es erfolgten **Erschütterungen** des „Glauben an die Menschheit“ und an die „Gerechtigkeit“, verbunden mit einem Verlust von Sicherheit, von Vertrauen, Zuversicht und Hoffnung. Diese Grundqualitäten existentieller Befindlichkeit, diese **Humanessentialien** konnten in der Biographie durch gute Erfahrungen mit Menschen erlebt, aufgenommen, verinnerlicht werden und sich in einem „Lebensgefühl“ (1992a, 823) der Zugehörigkeit und Geborgenheit verdichten, das nun durch Verrat, Vertrauensbruch, Willkür und Gewalt erschüttert und beschädigt wurde, so daß „Grundstimmungen“ (ibid. 823f) des Verlassen- und Verstoßenseins, der Ohnmacht, Hilflosigkeit, Rechtlosigkeit sich aus solchen biographischen Erfahrungen zu einem „Lebensgefühl“ der Ungeborgenheit und Hoffnungslosigkeit formieren, als dessen Folgen die Krankheiten chronifizierter Resignation und Verzweiflung (major depression) oder auch der Verrohung, Anomie und Gewalttätigkeit (deviance, violent

offending) – eben auch auf einer kollektiven Ebene - eintreten können. All das sind Konstellationen, die mit **pathogenem Streß** (Petzold, Wolf et al. 2000), der Ausprägung einer *traumatogenen Pathophysiologie* (Yehuda 1997, 2001; Hüther 1995, 2002) verbunden sind, mit denen Labilisierungen von Persönlichkeitsstrukturen einhergehen. Verletzungen des Rechtsempfindens, der Gerechtigkeit, Unrechtserfahrungen müssen deshalb in der Therapie bearbeitet, ggf. verarbeitet werden und zwar sowohl in ihrer individuellen, persönlichen Dimension der Verletzung und Erschütterung einer spezifischen und einzigartigen **Hominität**, meiner oder der dieses konkreten Menschen da, als auch auf der Dimension der Zugehörigkeit zur **Hominität** als solcher, als Teil der **Humanitas**, die gleichfalls beschädigt werden kann. Die Verletzung meiner persönlichen *Integrität* wird dann als Beschädigung oder Zerstörung des allgemeinen Prinzips „*Integrität*“ als eines „**Essentials**“ erlebt. Daß Menschen ein Recht auf *Integrität* haben, daß es unzweifelhaft in menschlichen Gemeinschaften ist: „Dieses Recht ist unverbrüchlich, unantastbar!“ Eine solche Grundüberzeugung, die ein sicheres Lebensgefühl ermöglicht, wird erschüttert. In der Therapie muß demnach einerseits die Verletzung meines persönlichen Integritätserlebens verarbeitet werden, andererseits die Erschütterung meines Eingebettetseins in einen integritätssichernden Sozialbezug. In einer Biographiearbeit oder Er- bzw. Bearbeitung von Biographie in nicht-therapeutischen, etwa agogischen Kontexten müssen ähnliche Ziele der Reorientierung auf einer persönlichen und gemeinschaftlichen Ebene verfolgt werden« (2002h).

Unter einer solchen Perspektive von „**Essentialien des Menschlichen - Humanessentialien**“ – ein Konzept, daß ich 1971 in meiner Antrittsvorlesung am Institut St. Denis, Paris, für *Klinische Philosophie* mit dem Titel „Philosophie Clinique, Thérapeutique philosophique, Philopraxie“ zur Kennzeichnung von Gütern bzw. Wesensmerkmalen der **Hominität** formulierte - wird die Ebene *klinischer Diagnostik* verlassen. So wichtig sie ist, aber es gibt noch Anderes, Bedeutsameres: nämlich *Würde* und *Gerechtigkeit* (übrigens Begriffe, die in den Lehr- und Handbüchern modernen Psychotherapie fehlen). Wenn man aber versucht, die Ebene *anthropologischer Dia-gnosis* zu erreichen, die Ebene *existentiellen Wissenwollens*, eines *Willens zum Wissen*, der den Erzähler und den Zuhörer ergreift, an das, was für Menschen am Menschen wesentlich (*essential*) ist, dann kommt man an

Essentialien wie Liebe und Vernunft, Würde und Gerechtigkeit, Schönheit und Weisheit usw.. Man kommt aber auch an all das, was diese Güter gefährden, entwerten, zerstören kann und in konkreten Schicksalen beschädigt hat. Das führt in **Betroffenheit** - unausweichlich! Und deshalb muß man, tritt man in Prozesse der **Biographiearbeit** ein, die frei entschiedene Bereitschaft haben – auf der Seite der Patientin wie der der Therapeutin –, sich betreffen zu lassen und das Betroffensein, manchmal Getroffensein mitzuleiden, mit dieser Anderen, im letzten Fremden, *zu teilen*. Teilen aber setzt voraus, daß man sich wechselseitig zeigt. Biographiearbeit, die nur die Biographie der Anderen, der Patientin offenlegt, und in der der Therapeut/Begleiter sein Lebensbuch, seine Bio-graphie prinzipiell verschlossen hält, nicht bereit ist, dieses Buch aufzuschlagen und bedeutsame Inhalte zu teilen, wird fragwürdig. Die *Würde* des Anderen verlangt eine solche Bereitschaft, die existentielle Realität seines einzigartigen Schicksals. Von dreizehn Projekten der Biographiearbeit– unterschiedlichster theoretischer Ausrichtung –, die wir anhand von Publikationen, Projektmaterialien und Befragungen von Veranstaltern untersucht haben, wurde nur in zwei das Mitteilen eigener biographischer Materialien – also ein *selfdisclosure*, und sei es nur partielles oder selektives – von Seiten der professionellen Betreuer, Begleiterinnen, Therapeutinnen praktiziert. Die häufigsten Antworten der Befragten: es gäbe zu viel Privates, man wolle seine Privatsphäre nicht in Patientenkontakte hineinbringen, da sei ja auch Belastendes, das man nicht aufkommen lassen wolle. Und genau das sagen auch viele PatientInnen, die keine Mitwirkungsbereitschaft zeigen (keine „*compliance*“, sie wollen nicht „willfährig“ sein): in der Biographie sei zu viel Schlimmes, Böses, Häßliches gewesen, oder man wolle ganz einfach „die Vergangenheit ruhen lassen“. Die Patienten haben ein Recht zu einer solchen Haltung! Sie kann Ausdruck der *client dignity* (Müller, Petzold 2002a) sein. Dies zu akzeptieren kann genau soviel an Hilfe, Unterstützung und *Empowerment* sein (Rappaport 1995), wie durch die aktive Partizipation an einem Erzähl- bzw. Biographieprojekt erreicht werden kann. *Dissens* von Institutionsbewohnern, akzeptierte, wertgeschätzte *non-compliance* von Nichtteilnehmern an einem solchen Projekt ist ein positives, wichtiges Element für solche Unternehmungen. Patienten, Klientinnen, HeimbewohnerInnen haben das Recht „abzuwehren“, zu „vermeiden“. Warum nicht? Wer befindet darüber, ob dies negativ ist, dysfunktional, maßt sich an, eine solche „Abwehr“ – oder ist es ein „Sich-Wehren gegen Bedrängung, die Zudringlichkeit der „Professionellen“ – zu

verurteilen?

Biographiearbeit kann also in den Bereich (wohlmeinender) *struktureller Gewalt* geraten, wenn sie wohl meint, sie sei *als solche* gut und „identitätssichernd“. Dies wurde bislang empirisch nirgends belegt! Wenngleich es unter bestimmten Bedingungen aufgrund identitätstheoretischer Überlegungen keineswegs auszuschließen ist, besonders, wenn solche Arbeit gewünscht, gewollt, bejaht und *wechselseitig* ist und die Möglichkeiten des Anderen berücksichtigt (z.B. seinen – vielleicht nur begrenzten - Wunsch nach Selbstöffnung oder Selbsterfahrung, seine Belastungsfähigkeit, ggf. seine Erkrankung). *Wechselseitigkeit* zu frei entschiedenen Intensitäten und Tiefungen ist im Integrativen Ansatz ein unverzichtbares Moment von Biographiearbeit. *Identität* konstituiert sich nämlich in „wechselseitigen Identitätsattributionen“ (Müller, Petzold 1999), in „wechselseitiger Hilfeleistung“ (Petzold, Laschinsky, Rinast 1979; Rappaport et al. 1992) ansonsten ist sie Zupassung, eine fremdverfügte Identitätsformung ohne Freiheitsraum und damit potentiell deformierend. Biographiearbeit ohne diese Voraussetzung *instrumentalisiert* Biographie und damit auf subtile Weise das *Subjekt*, den Klienten, den Heimbewohner, den Patienten, der in dem Sog eines *wohlmeinend* initiierten Biographieprojekts gerät und mitagieren muß. Es wird etwas mit ihm, mit seiner Biographie, seiner Lebensgeschichte **gemacht** – mit seinem *Intimraum*, wo er ohne Befürchtung, ohne intimidiert zu werden, sein darf und sein möchte:

Meine Biographie, meine memorierte Geschichte, das letzte Refugium meiner Privatheit und Freiheit als Subjekt, Raum meiner persönlichen Souveränität, ein Territorium, das ich allein mit mir, mit all meinen Seiten und Gesichtern bewohne und mit den Menschen, die mir „im Sinne“ sind, die ich „in mein Herz geschlossen“ habe. Hier muß ich die Freiheit haben und behalten, wirklich entscheiden zu können, mit wem ich diesen Raum teilen will! Hier liegt ein Kernbereich meiner Würde (1985d), und hier habe ich ein Recht auf Respekt (Sennett 2002) – ein in der psychotherapeutischen Fachliteratur leider recht vernachlässigter und theoretisch völlig unausgearbeiteter, in der Literatur zur Biographiearbeit praktisch fehlender Begriff - einen Respekt der „**client dignity**“ (Müller, Petzold 2002a,b). Auch dieses Konzept bedarf der „Aktivierung“, um die Negativbilanzen spätmoderner Lebenswelten auszugleichen. Denn warum – so muß man sich fragen – wird Biographiearbeit derzeit als so wichtig angesehen, wo sie doch eine eigentlich ganz alltägliche Realität vertrauten menschlichen Miteinanders ist, miteinander

sprechender, erzählender Menschen, Menschen, die einander aus ihrem Leben und über ihr Leben erzählen? Welche Machtdispositive (Foucault 1978a,b) zeigen sich hier, welche Entfremdung kaschiert die Betriebsamkeit um „Biographiearbeit“? Wird diese Frage nicht gestellt und aufgeklärt, für jedes Projekt und jeden Ort, an dem man Biographiearbeit initiieren will, steht diese in der Gefahr, daß ihre „Zielgruppe“ für die man dann (nicht etwa mit der man) ein Projekt plant, zum Ziel/Opfer der Entfremdungsmacht wird, die man vielleicht sogar wohlmeinend zu bekämpfen denkt. Das „Doppelte Warum“, die für die Integrative Therapie so wichtige Frage nach den „Ursachen hinter den Ursachen“ (1994c), muß gestellt werden:

„Warum Biographiearbeit, hier, jetzt?“ – „Um Menschen Möglichkeiten zu geben, hier (in diesem Heim, dieser Klinik etc.) Lebensgeschichten zu teilen!“ – „Warum war dieses eigentlich so selbstverständliche zwischenmenschliche Phänomen hier bislang nicht oder nur unzureichend möglich?“ – „Weil ... äh ..., weil es fehlte wohl die Zeit!“ – „Warum fehlte die Zeit? – „Dafür ist kein Geld da, es gibt wichtigeres zu tun.... usw.?“

An die Stelle der Bereitstellung von struktureller Zeit, d. h. als wichtige Leistung dauerhaft finanzierte Zeit tritt dann das Einmalereignis „Biographieprojekt“. – „Und danach?“ Das „Doppelte Danach“ fragt nach den „Folgen nach den Folgen“ – „Man wird das schon irgendwie nach dem Projekt weiterführen!“ – „Aber die angefangenen Gespräche, entstandenen Gesprächs- oder gar Erzählgemeinschaften brauchen Kontinuität, Zeit, Menschenzeit, sonst kann der Aufbau eines **narrativen Klimas** einer **Erzählkultur** nicht gelingen!“ – „Irgendwie werden die Mitarbeiter das schon unterkriegen!“

Irgendwie? Am Ende werden beide, KlientInnen und MitarbeiterInnen erschöpft, enttäuscht, frustriert aufgeben: Resignation, Verdinglichung, Selbstverdinglichung sind die Folge. Man legt das Zwischenmenschliche weg und auf die Dauer die eigene Menschlichkeit.

Wo Zeit zum Gespräch über Lebensgeschichte, über gelebtes Leben fehlt (weil z. B. die heren Ziele in der Präambel des bundesdeutschen Pflegegesetzes im Katalog abrechenbarer Leistungen nicht mehr auftauchen), dokumentiert dies eine grundsätzliche Vernachlässigung der Bedeutung persönlichen Gesprächs, der Kommunikation über gelebtes Leben, oft genug eine Mißachtung, Verachtung dieser essentiellen Dimension menschlicher Existenz. Man kann dies alles „links liegen lassen“, vergessen – unnötige Kosten, so scheinen die Entscheider hinter den

kostenminimierenden Verwaltungsdirektiven, bei den kostendämpfenden Parlamentsbeschlüssen, den gewinnmaximierenden New Economy-Strategien zu meinen. Achtlos Übergangenens, Vergessenens ist aber gleichsam schon weggeworfen. Diese Überlegungen kommen dem nahe, was *Bourdieu* mit „Wegwerfdenken“ und „Wegwerfleben“ (bei dem es keineswegs primär um physische Vernichtung geht) beschrieben hat. Gegen solche Strategien der Verachtung hat er sein Projekt „Das Elend der Welt“ initiiert, u.a. ein Erzählprojekt, in dem Menschen ihre Geschichten zu erzählen beginnen – haßfrei und dabei sich ihr Leben im Mitteilen aneignend. Denn allzuvielen Menschen wurde und wird ihr Leben weggenommen, werden selbst minimale Möglichkeiten der Selbstverwirklichung, der Lebensgestaltung z. T. brutal beschnitten: den Armen, den Insassen kustodialer Heime, den chronisch Überforderten, Überarbeiteten, den Arbeitslosen, den Abgeschriebenen Wenn diese Menschen ihr Leben erzählen können in einer Weise, daß sie sich zeigen können, gesehen, beachtet geachtet werden können jenseits von erlernter und erzwungener Hilflosigkeit und trotz aller unzureichenden, minimalen oder „unterlassenen Hilfeleistungen“ der Gesellschaft, dann wird ihr erzähltes Leben ein politisches Argument: es geht um die **Gewährleistung von Menschenwürde**, die allzuoft mit Füßen getreten wurde, wie jeweils das lebendige Dokument eines erzählten „beschädigten Lebens“ zeigt. Die Erzählungen erlittenen Unrechts - werden sie gehört, geteilt, finden sie Resonanz, wecken sie Mitgefühl und Engagement – können die Chance bieten, daß Gerechtigkeit hergestellt wird und erneut **Integrität** gewonnen werden kann.

Vor dem Hintergrund derartiger Überlegungen kann **Biographiearbeit** – sofern sie nicht im Rahmen eines transparenten und im „informed consent“, in informierter Übereinstimmung geschlossenen therapeutischen Vertrages erfolgt, und selbst hier sind Vorbehalte anzumelden, denn TherapeutInnen übergehen Allzuvieles oft leichtfertig – nur **Biographieerarbeitung** bedeuten. Ihre Ziele müssen auf verborgene Entfremdungstendenzen hin reflektiert werden, ihre Kontexte sollten auf Hintergründe und Untergründe kritisch ausgeleuchtet sein. **Biographieerarbeitung** sollte auf der Ebene von Metazielen der Reduktion von *Entfremdung* und der Sicherung von „Essentialien des Menschlichen“ wie z. B. *Integrität* und *Dignität* gerichtet sein und zwar für alle Menschen, um deren Lebengeschichten, um deren Leben es hier und heute und in der Zukunft geht. Sie ist in diesem Sinne nicht von den Prozessen einer **Kulturarbeit** abzulösen.

„**Biographieerarbeitung** heißt, aufgrund einer Übereinkunft in Vertrauen und Zuwendung, im Respekt vor der Integrität und Würde des Anderen *g e m e i n s a m* lebensgeschichtliche Ereignisse zu teilen und zu betrachten, um damit Biographie zu erarbeiten (nicht etwa zu bearbeiten) in selbstbestimmter Offenheit, Achtsamkeit und Wechselseitigkeit der Partner. Zielsetzung ist, daß jeder von ihnen seine Lebensgeschichte, sein Leben, seine Persönlichkeit besser in der und durch die Erzähl- und Gesprächsgemeinschaft mit dem Anderen vor dem Hintergrund der gegebenen Kultur und der Weltverhältnisse zu erfassen und zu verstehen vermag, Leben, das entfremdet wurde, sich in einer Neugestaltung wieder aneignen kann durch Offenlegung von Entfremdendem (Armut, Elend, Gewalt, Vereinsamung, Verstressung) in Akten der Befreiung, denn diese verwandeln, sind schöpferisch. Aus solchen Erfahrungen **gemeinsamer Hermeneutik**, die in Prozesse **kokreativer Kulturarbeit** eingebettet sind, kann man einander besser verstehen lernen, wird es möglich, Menschen – und natürlich auch sich Selbst in der eigenen Vielfalt - besser verstehen zu können“.

In diesem Sinne wird in diesem Text **Biographiearbeit als gemeinsame „Erarbeitung“** gebraucht und will so verstanden werden. Bourdieu (1997) hat von anderem Hintergrund her mit seinem zentralen Werk „*Das Elend der Welt*“ einen Markstein für Erzählerarbeit als befreiende Biographiearbeit im Rahmen von *Kulturarbeit* und *politischem Engagement* gesetzt, Wege, die es weiterzuverfolgen gilt und die wir unseren Anliegen durchaus als verbunden erleben.

Begeben wir uns in den biographischen Raum eines Menschen, so betreten wir einen familialen Rahmen, ein Privathaus und leben dort das Leben mit. Uns wird Einblick in Intimität gegeben - mehr als wären wir ein Nachbar –, denn Intimität ist nur schwer vermeidbar im Mit-teilen, Teilen von Biographie. Wir kommen in die Rolle eines *Gastes*, in einem traditionellen, tiefen Sinne, mit seinen „geheiligten“ Rechten aber auch Pflichten (Derrida 2000), die es wieder anzueignen gilt, will man *Biographieerarbeitung* im definierten Sinn betreiben. Wir kommen vielleicht auch in die Rolle eines engen *Freundes* (und auch hier ist auf Derrida zu verweisen), erfahren persönliche Geheimnisse, als wären wir enge Verwandte, als wären wir ein Bruder, eine Schwester! Nur wenigen, die Projekte der Biographiearbeit begonnen haben, dürfte das klar geworden sein. Aber es stehen bedrängende Fragen im Raum:

„Ich habe niemals aufgehört mich zu fragen, und fordere dazu auf, daß man sich fragt, was man meint und sagen will, wenn man ‚Bruder‘ sagt, wenn man jemanden einen ‚Bruder‘ nennt. Und wenn man die Menschlichkeit des Menschen ebenso darunter subsumiert oder darin befaßt wie die Andersheit des anderen. Und den unendlichen Preis der Freundschaft. Ich habe mich gefragt, was man da sagen will und meint, obwohl man es *nicht* meint und sagen will, obwohl man weiß, daß man es nicht sagen sollte, weil man durch alle Dunkelheiten hindurch weiß, wo das herkommt und wozu diese Sprache hat führen können [...]. Welche politische Tragweite hat dieses *gewählte*,

unter möglichen anderen gewählte Wort [Bruder sc.], auch und gerade dann, wenn diese Wahl eine unüberlegte und unwillentliche ist?“ *Derrida* (2000, 408)

Hat man sich klar gemacht, was es meint, anzubieten, sich anheischig zu machen, mit jemandem die Biographie zu teilen? Biographiearbeit, ihr Aufkommen in den vergangenen Jahren, bietet eine *große Chance* für die Arbeit mit Menschen, die in institutionellen Kontexten leben (müssen), eine *Chance*, mit der sehr sorgfältig und bewußt umgegangen werden muß, soll sie nicht in fataler Weise verbraucht und verspielt werden. Erarbeitung von Biographie stellt nämlich den *Menschen als Subjekt* in all seiner **Dignität** in den Fokus des Interesses und der Wichtigkeit. Biographiearbeit wird damit eine *eminent politische Tätigkeit mit* Menschen zusammen und (erst dann) auch **für** sie, für die, die marginalisiert wurden, und oft genug als „Fälle“ verdinglicht, verwaltet, verwahrt werden. Man nimmt diese Menschen damit nicht etwa „rechtsfreundlich“ (im Sinne der österreichischen Anwaltssprache) in die Mandantschaft, sondern man begibt sich in einen „Freundschaftspakt“ des „Einstehens“ und „Miteinander-Dastehens“ für bessere Bedingungen, ein besseres Leben, wohl wissend, daß es erarbeitet, verteidigt, erstritten werden muß. Und das muß man „durchstehen“ wollen. Es geht mit diesen Ausführungen nicht um philanthropische Traamtänzeri, sondern um ein *Wahrsprechen*, eine Aussage im Sinne der *Parrhesie*^{ix}, wie sie die Alten verstanden, jene *wahrhaftige* Rede, die kein Blatt vor den Mund nimmt, wie auch *Derrida* dies tut, wenn er parrhesiastisch nach dem vielmißbrauchten Wort „Bruder“ fragt! Jeder weiß, daß gerade derzeit wieder rauhe Zeiten angebrochen sind und es um Humanität, Integrität, Dignität und die Qualität der Arbeit mit Menschen – Menschenarbeit - unter dem Diktat der Kostenoptimierung in den Einrichtungen der Behinderten- und Altenarbeit, in der Psychiatrie und der Suchtkrankenhilfe, in sozialen Brennpunkten nicht gut bestellt ist und die „*Menschenarbeiter*“, wie ich die Helfer, SozialarbeiterInnen, die Medizinalfachkräfte (ich mag den Begriff lieber als den der „Schwester“), die KlinikärztInnen, TherapeutInnen, zu nennen pflege (*Leitner* 2000, 101), oft unter härtesten, häufig unzureichenden, riskanten Bedingungen ihre Arbeit für die Gesellschaft – für uns - machen müssen. Trotz aller Rede von „Qualitätssicherung“ und „Kundenorientierung“ (vgl. Anmerk. 74) brennt es allenthalben: Mangel, Notlagen, Burnout. Aber gerade dann muß man „*Gegenfeuer*“ legen (*Bourdieu* 1998). Und genau deshalb muß man, in der Arbeit auf „Kommendes“ hin, für diese *Menschen* eintreten – nicht nur für *Patientenrechte*, der Rechtsrahmen als Minimalrahmen reicht nicht, wie *Derrida* im nachstehenden Zitat völlig richtig

sagt -, man muß für sie *einstehen*, wie das gute Freunde füreinander tun, in der tiefen Bedeutung dieses Wortes „Freundschaft“, sich engagieren im Sinne einer "Politik der Freundschaft":

„Wann werden wir für eine Erfahrung der Freiheit und der Gleichheit bereit sein, die auf diese Freundschaft, aus Achtung vor ihr, die Probe macht und schließlich gerecht, gerecht jenseits des Rechts, das heißt dem Maß ihres Unmaßes gemäß wäre?“ (Derrida 2000, 409).

Was *Derrida* hier von den Demokraten, der Demokratie als Freundschaftsverhältnis sagt, ... müßte es nicht besonders für die Menschen gelten, für die Freundschaft kaum zu erreichen ist, in ihren Behinderungen, mit ihren Stigmatisierungen? Und erweist sich Demokratie im Grunde nicht *im Eintreten auch für den letzten Bürger*, den vergessensten und verstoßendsten Menschen? *Biographieerarbeitung* mit geistig Behinderten, dementen Alterspatienten, chronifizierten Suchtkranken hat Grenzen, in der Tat. Versteht man den Begriff und das Konzept aber, wie hier dargelegt, als „Arbeit der *Wechselseitigkeit*“, dann ist es eben nicht nur eine freundliche Aktion, auch nicht nur „*vikarielle*“ Arbeit, ein stellvertretender Dienst für Menschen, die sich ihrer Biographie nicht oder nur sehr rudimentär vergewissern können. Es ist auch die Arbeit der Mitarbeiter in solchen Einrichtungen *an der Humanität ihrer Institution, an ihrer Biographie auch*, in deren Verlauf sie über Jahre, Jahrzehnte zuweilen, mit behinderten oder beeinträchtigten **Menschen** in der Institution gemeinsames Leben gelebt haben, ein Arbeitsleben unter oft belastenden und schweren, manchmal inhumanen institutionellen Bedingungen geführt haben, daß es zu verstehen gilt, um der eigenen *Würde* willen und der Würde der KlientInnen willen, mit dem Ziel – wieder einmal – sich für Veränderungen zu engagieren: und das sind immer auch Veränderungen der eigenen Persönlichkeit. Wenn man ***Biographieerarbeitung*** also in diesem umfassenden Sinne ernst nimmt, kann man sie nicht leichten Herzens beginnen, denn die *Dignität* der Menschen, deren biographischen Raum man betritt, konstituiert sich nicht nur im Zeitraum des biographischen Gesprächs, sondern ist eine *Bestätigung ihrer Würde als erwiesener* (nur so existiert sie nämlich als *Essential*), und das heißt dann, daß sie in ihrem ganzen Lebensraum Geltung haben muß und durchgesetzt werden muß. Damit kommt man sehr schnell an die Grenzen seiner Handlungsspielräume, wenn man sich der Grenzen der Möglichkeiten seines Tuns und seines Wissens bewußt ist und *sorgsam* im Sinne des „client welfare“ und der eigenen Integrität arbeiten will – die

epimeleia heautou, das von *Sokrates* iaugurierte oder doch in außergewöhnlicher Weise vertretene Prinzip der „Sorge um sich selbst“ (*Schmid* 1995), erfordert immer, weil wir berührbare, affizierbare Menschen von unserer Natur her sind, die *Sorge um die Anderen*, um das Gemeinwesen.

Denn wenn wir ihm nicht Sorge tragen, wer wird uns umsorgen, wenn wir der Hilfe bedürfen, und wenn wir uns nicht um uns selbst, unser Selbst sorgen, wie sollen wir *wirklich* verstehen, was ein Mensch an Sorgfalt, Achtsamkeit, *caring* braucht?

Wir wissen noch sehr wenig – in all der Fülle des Wissens – darüber, wie sorgsame, verantwortliche und förderliche *Biographiearbeit* auszusehen hat, auf welchen Grund man sie stellen, mit welchen Zielen und Methoden man sie angehen kann. Vieles ist noch zu erarbeiten und abzuklären. Dieser Text will hierzu einige Beiträge im Rahmen *meiner* Arbeit in diesen Feldern für andere *Menschenarbeiter* leisten. Da es dabei um das *Wahrnehmen/Betrachten, Erfassen, Verstehen - Erklären* vielleicht - von Leben in komplexen, oft belasteten oder eingeschränkten

Lebenszusammenhängen geht (auch um durchaus auch für mich belastende Bereiche meines Lebens), um Geschichte und Geschichten, Gespräche und Erzählungen, ist die Frage nach den Bedingungen des Verstehens, Selbstverstehens, Menschenverstehens, nach einer *hermeneutischen* Position also, unverzichtbar. Sie muß *zum einen* das **Verstehen** von Prozessen der Selbstkonstitution für die KlientInnenseite aber auch für die Begleiterseite und *zum anderen* das **Erklären** des interventiven Tuns und seiner institutionellen Hintergründe auf Seiten der Helfer, Begleiter, Therapeutinnen aufklärend und praxeologisch umsetzbar unterfangen. Da es in Biographien um Sozialisations- und Entwicklungsprozesse von Menschen in historischen und gesellschaftlichen Kontexten geht, müssen dabei philosophische, sozialwissenschaftliche und (entwicklungs)psychologische Wissensbestände beigezogen werden, womit die Qualität einer „**Kulturarbeit**“ gewonnen ist. Das wird in der vorliegenden Arbeit mit dem Konzept einer *konnektivierenden, „collagierenden“ Hermeneutik* angegangen, die sich in beständigen Anknüpfungen immer wieder als „*transversale Hermeneutik*“ überschreitet. Das geschieht auf dem metatheoretischen Hintergrund^x der „Integrativen Therapie“ als Basis unseres theoretischen Verständnisses und unserer intersubjektiven Praxis von **Biographieerarbeitung**, indem dieser Text selbst einen *collagierenden* Zugang wählt, **polylogisierend in wechselnden Diskursen**, die eingebunden sind in die Ströme Wahrnehmens und Erfassens, allen Sprechens und

allen Schreibens in einer „*Interlokutionalität*“ permanenter Rückbezüge und Vorausgriffe im Rahmen vielfältiger kultureller Kontexte. Damit wird von der Sache her ein breiter hermeneutischer Zugang unerlässlich.

Die hermeneutische Position muß indes von der Referenzlage her klar und in der Gesamtkonzeption entwickelt sein – in einem psychotherapeutischen Ansatz muß sie diesen durchdringen und fundieren. Sonst kommt es zu *partialisierten Hermeneutiken*, wie in den psychoanalytischen bzw. tiefenpsychologischen Hermeneutiken, wo nach dem Scheitern der Metapsychologie verschiedene, sehr heterogene Versuche z. T. auf hohem Niveau gemacht wurden (etwa von A. Lorenzer, D. Spence, R. Schafer), die Psychoanalyse sprachtheoretisch bzw. hermeneutisch zu begründen. Diesem Unterfangen ist aber weder ein Transfer in die die Behandlungspraxis (etwa als hermeneutische Behandlungstechnik) gelungen noch in die klinische Theoriebildung (etwa durch die Erarbeitung einer hermeneutisch zumindest kompatiblen Krankheitslehre), so daß „Tiefenhermeneutik“ (Lorenzer 1986) ein *partialisierter, isolierter Theoriebestand* im Gesamtkonvolut der Psychoanalyse als klinischem Verfahren blieb ohne jede Relevanz für die klinische Praxis, wie die gänzlich ahermeneutische Richtlinienpsychotherapie derzeit zeigt. Wird aber der Hermeneutikbezug unfundiert betrieben, wie etwa in einigen neueren Versuchen im Rahmen der Gestalttherapie mit einem unklaren Hermeneutikbegriff und einem völlig oberflächlichen *Gadamer-Bezug* - der Entscheid für *Gadamers Hermeneutik* wird denn auch nicht begründet (Stammmler 1999; Spagnuolo-Lobb, Salonia 1997/1998) - strukturelle Mängel in der Theoriebildung aufzufüllen (etwa die fehlende Erkenntnistheorie oder den anthropologischen Biologismus, vgl. kritisch Petzold 2000e), so wird das eigene Paradigma einer *biologischen Systemtheorie* (K. Goldstein / F.S. Perls) oder *gestaltpsychologischen Feldtheorie* (K. Lewin / H. J. Walter) entwertet und durch die Inkompatibilität der Theorietypiken Chaos gestiftet. Von einer konsistenten Ausarbeitung hermeneutischer Positionen ist man denn auch im Felde der Gestalttherapie weit in entfernt, wie das Handbuch von Fuhr (et al. 2000; vgl. Petzold 2000d) zeigt.

Biographieerarbeitung, biographieorientierte Therapie, Agogik und Kulturarbeit kommt an der Hermeneutikfrage nicht vorbei, weil *Biographie interpretierte Lebenserfahrung ist, sinnorientierte Auslegung leibhaftig vollzogenen Lebens, weil menschliches Leben gelebte Kultur ist, die jeden persönlichen und gemeinschaftlichen Sinn durch die individuellen und kollektiven Lebensvollzüge und die sich in ihnen artikulierende Kulturarbeit stiftet*. Aus diesem Grunde kann eine Hermeneutik, die das „Leben als Text“ und die „Kultur als das Spiel sich konnektivierender Diskurse“ sieht, nicht allein auf einem sprachtheoretischen Fundament stehen, ohne auf dieses indes jemals verzichten zu können. Leib und Sprache, Sozialität und Kultur sind verschränkt und in ihrer Konnektiviertheit wechselseitig füreinander konstitutiv. Sprechen und Handeln, Sprechen als Handeln, Handeln als Sprechen begründen *Kulturarbeit*, die in ihren kokreativen Aktivitäten kulturschöpferischen Tuns u n d seiner Reflexion und Auslegung *kollektive Kultur*

als geschichtliche und zugleich und darin eingeschlossen *individuelle Kultur* als biographische hervorbringen. *Schleiermacher* (1993, 76) bot in seiner Hermeneutik, die Rede und Verstehen als unlösbar verbunden sah, weil „jeder Akt des Verstehens die Umkehrung eines Aktes des Redens“ sei, schon den Ansatz, Handlung als Text zu sehen, eine Linie der Hermeneutik, die von *Karl-Otto Apel* (1980) und *Jürgen Habermas* (1971c, 1980) ausgearbeitet wurde zu einer Methodologie der wissenschaftlichen Explikation von kommunikativ geäußerten Sinnzusammenhängen, die an die alltagssprachliche Kompetenz von Diskursteilnehmern rückgebunden ist. Damit wird *Gadamer's* elitärer Hermeneutikbegriff, der die Interpretation an die persönliche Bildungsgeschichte rückbindet, überstiegen. Zwar findet sich mit vielen Interpretationen ein „Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen“ (*Gadamer*), kommen die kulturellen Kontexte zum Tragen, aber in multi- und interkulturellen Gesellschaften, werden diese Kontexte auch immer wieder überschritten oder es kommt zu dekontextualisierten Interpretationen. In wissenspluralen und wissenschaftsheteronomen Gesellschaften vervielfältigen sich die Interpretationsmöglichkeiten mit dem exponentialen Anwachsen der *Diskurse* in einer Weise, daß gerade die Traditionsbezüge einer Hermeneutik, auf die *Gadamer* zentriert, zu einer Hermetik des interpretativen Rahmens führen, der den Erfordernissen einer globalisierten, transversalen Moderne nicht mehr entspricht, sofern er nicht prinzipiell geöffnet wird. Ein konnektivierender, *integrativer* Zugang – und ein solcher ist immer differentiell – wird in einer aktuellen *Hermeneutik* als einer *transversalen* notwendig, in der diese sich selbst immer wieder zu überschreiten vermag, ohne sich in Zirkelschlüssen fixierend zu verfangen. Durch ihre *Transversalität* kann sie die Vielfalt kultureller Strömungen aufnehmen (ohne etwa einer eurozentrischen Dominanz zu verfallen), ist sie im Stande, die Breite der wissenschaftlichen Diskurse einzubeziehen, ohne etwa die Naturwissenschaften auszugrenzen, wie dies die geisteswissenschaftlichen Traditionen der Hermeneutik von *Droysen*, *Dilthey* bis *Gadamer* mit der abgrenzenden (statt konnektivierenden) Betonung der Gegenstandsverschiedenheit de facto tun. Aber die nomothetischen Disziplinen liefern z. B. mit den Neurowissenschaften oder der Bioinformatik die Möglichkeit, die neuroanatomischen, neurobiologischen und neurophysiologischen Voraussetzungen des *hermeneuo*, der Auslegungsarbeit in den Blick zu nehmen (*Singer* 2002) und die Erträge der *Kognitionswissenschaften* und der *brain sciences* in die Interpretationsarbeit einzubeziehen. In in der Reflexion ihrer

neurowissenschaftlichen und *kulturwissenschaftlichen*, der *biologischen* und der *soziohistorischen* Voraussetzungen kann für die Hermeneutik die Qualität einer „**Metahermeneutik**“ (Petzold 2002b) gewonnen werden, die für uns *strukturell* als ein „Arbeitsprogramm“ definiert ist – *open ended*. Damit aber wird ein Hermeneutikverständnis erforderlich und eröffnet, das den von den verdienstvollen Arbeiten *Gadamers* gesetzten Rahmen eines ontologischen Hermeneutikverständnisses in der Tradition *Heideggers* überschreitet, welches die deutschsprachige Hermeneutikdiskussion dominiert. Ein „Universalanspruch der Hermeneutik“ (*Habermas* 1980), der die naturwissenschaftlichen Diskurse ausgrenzt oder doch nicht als mitfundierend sieht, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Die Attribution konservativer Traditionalismen im deutschsprachigen Bereich an die Hermeneutik hat nicht zuletzt einen Grund in ihrer Ausgrenzung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisdiskurse. Ein Hinwendung zum Dekonstruktivismus, der gegen eine solche Hermeneutik ins Feld geführt wird oder sich in dieser Form positioniert, bringt aber die Lösung nicht, sondern hieft diesen (gegen seinen eigenen Anspruch) in eine quasihermeneutische Position, die einen generalisierten Nicht-Sinn als Sinn propagiert. Eine *Hermeneutik*, die die komplexen Arbeitsvorhaben einer Moderne unterstützen will, welche sich immer wieder gezwungen sieht, sich selbst zu übersteigen, einer **transversalen Moderne** also, Arbeitsvorhaben wie etwa die differentieller und konnektivierend-integrierender **Kulturarbeit** im Kontext von Interkulturalität oder Arbeitsvorhaben wie das der **Biographiearbeit** im Kontext pluriformer Lebensläufe und vielfältiger „*social worlds*“ (vgl. Anmerk 170-174 und zugehörige Texte) muß sich selbst als eine *transversale Hermeneutik* im Kontext *transversaler Moderne* verstehen, entwickeln und als solche in Entwicklung bleiben. Sie muß in „struktureller Unfertigkeit“ Erkenntnisse mit Erkenntnissen *konnektivieren* bzw. *collagieren*. Es geht nicht mehr darum, **einen** Sinn zu gewinnen, sondern Sinne aufzuweisen, eine Pluralität von Sinnmöglichkeiten (2001k).

Eine Hermeneutik dieser Art hat *Paul Ricœur* (*Clark*, 1990; *Hahn* 1995; *Mattern* 1996; *Mongin* 1994) entwickelt, die man allerdings mit ihrer gesamten Entwicklung – über ihre frühen und mittleren Arbeitsstände (*Ihde* 1971; *Waldenfels* 1987) hinaus – in den Blick nehmen muß, um ein solches Arbeitsprogramm zu erkennen. *Ricœur* ist ein *differentieller*, *konnektivierender*, *integrativer* Denker und deshalb einer der wichtigen Referenztheoretiker des Integrativen Ansatzes (Petzold 2002h), der in

seiner Philosophie die „Anerkennung der unhintergehbaren Abhängigkeit des philosophischen Diskurses von kontingenten sprachlichen und gesellschaftlichen Strukturen mit der Orientierung an dem Ideal einer autonomen Vernunft, an intersubjektiv ausweisbarer Kritik und moralischem Universalismus“ vertritt und „die Positionen von Vertretern der Moderne und der Postmoderne zu vermitteln sucht“ (*Mattern* 1996, 12). *Ricœur* sucht den Dialog mit den Wissenschaften, denn: „Eine Philosophie, die den Dialog mit den Wissenschaften abbricht, richtet sich nun aber nur noch an sich selbst“ (*Ricœur* 1986, 94) und begibt sich der Möglichkeit, kritische Fragen aufzunehmen und zu stellen. *Heideggers* Positionen der Fundamentalontologie, die *Gadamer* in „Wahrheit und Methode“ zum Ausgangs- und Zielpunkt genommen hat, führt zur Behauptung einer fundamentalen Zugehörigkeit, die Grundlage jedes hermeneutischen Verstehens und auch der Erkenntnismöglichkeiten der objektiven – und damit entfremdenden - Wissenschaft sei. Aber diese ontologische Aussage mit ihren Verhinderungen von kritischen epistemologischen Fragestellungen übergeht die anthropologische Erkenntnis der Möglichkeit, daß Menschen jedwede Zugehörigkeit zu überschreiten vermögen – bis in die Selbstdestruktion. Natürlich liegt die Geschichte dem Bewußtsein voraus, aber liegt nicht die Biologie vor der Geschichte? Natürlich steht das „wirkungsgeschichtliche Bewußtsein“ in einem „Überlieferungsgeschehen“ (*Gadamer* 1986, 274), aber ist nicht gerade die *Transgression* desselben das Wesen des Menschen in all seiner Prekarität bis hin zum Eingriff in seine eigene Natur, ja bis zur Erschaffung von Natur? – Bioinformatik, Molekulargenetik, Robotik machen dies deutlich mit Entwicklungen, an deren Anfängen wir heute stehen und die auf intelligente Robots, Cyborgs, Replikanten, transgene Wesen zielen. *Ricœur* (1986, 95ff) versucht eine Hermeneutik, die der postmodernen Vielfalt der *Diskurse* Rechnung trägt, die Zugehörigkeiten durchaus affirmiert, aber auch Distanzierungen für notwendig und möglich erachtet. Eine Dialektik von Zentriertheit und Exzentrizität, Zugehörigkeit und Distanzierung, Mono- und Multiperspektivität und ein immenses Ausmaß des Überschreitens, das muß man heute denken! Transgressionen haben durchaus Grenzen und diese sind, das kann man klar sagen, von den derzeit gegebenen Kapazitäten des menschlichen Gehirns und den Möglichkeiten seines *cerebralen Processing* bestimmt, etwa von unserer strukturellen Unfähigkeit in fünf- oder mehrdimensionalen Räumen zu denken (zu rechnen, das geht, Vorstellungen von n-dimensionalen Räumen zu entwickeln, das geht nicht). An

diesem „epistemologischen *punctum caecum*“, von dem *Petzold* (2002h) spricht, brechen sich u.a. auch alle Aussageversuche zur Ontologie, denn was immer das „Sein“ sei, es ist in den Grenzen von im dreidimensionalen „Mesokosmos“ (*Vollmer* 1975) evoluierten Gehirnen gedacht.

Hermeneutik ist, das hatte *Gadamer* betont und *Ricœurs* in der Überscheidung seiner eigenen, frühen Konzeption gefunden, in ihren Verstehensprozessen schöpferisch. Ich meine:

Sprachen sind der Ausdruck ultimativer Kokreativität, die die konnektivierte Arbeit menschlicher Gehirne in ihrer Kulturarbeit hervorgebracht hat und beständig hervorbringt: durch die mitgeteilten, geteilten Informationen, die synchronisierten und dissynchronen Informationsverarbeitungsprozesse, durch die Ko-respondenzen mit ihren Konsens-/Dissensprozessen, die vernetzten Erzählungen und vielfältig verwobenen, höchst differenten Diskurse, die sich unendlich pluralisieren – mit jedem Diskurs der gesagt wird, mit jedem Polylog der stattfindet, mit jedem Menschen, der in die Gemeinschaft der Sprechenden, der Polylogisierenden eintritt.

Das biographisch sich konstituierende Subjekt konnektiviert die Fülle seiner Lebenserfahrungen zu einer vielfacettigen Persönlichkeit vor dem Hintergrund ultrakomplexer Lebens- und Sozialwelten in permanenten, suchenden Prozessen (*bricolages*) der „Selbstgestaltung“ mit bedeutsamen Anderen seines Lebenszusammenhanges oder in der Abwehr von deformativen Einflüssen aus dem Kontext/Kontinuum seiner Lebenswelt. – Wenn ihm diese Prozesse gelingen, ohne sich in normierende Selbstzwänge zu verstricken oder externen Zwangsapparaturen zu erliegen, könnte der Mensch zu einer *Lebenskunst* finden oder in ein *Milieu der Lebenskunst* einbezogen werden – als geistig, psychisch, physisch Behinderter, Mehrfachbehinderter in das seiner Betreuer -, in dem er beginnen kann, sein „Leben als Kunstwerk“ zu gestalten^{xi}. *Biographiearbeit* als „*Erarbeitung*“ sollte, wie tentativ auch immer, hierfür Unterstützung und die *engagierte* Bereitschaft zu freundschaftlicher, kokreativer Mitgestaltung in einer Atmosphäre der **Konvivialität**, des gastlichen Miteinanders (*Orth* 2001) bieten. Wenn in solcher Arbeit Menschen ihr Leben ausbreiten, ihre Lebensgeschichte mit uns teilen – und oft haben sie nicht viel anderes mehr in ihrer Verfügung, *sie geben also ihr Letztes*, das Privateste, die Kernsubstanz ihrer Würde – dann kann man sich als Betreuer, Therapeut nicht professionell in „wohlwollender Neutralität“, „Abstinenz“ gar, mit seiner Person

„draushalten“ – man ist herausgefordert, hat die *Chance* auch, sich zu zeigen, und dabei die Qualität der Freundschaft und der Dignität zu schaffen und zu erfahren, die Menschen wirklich brauchen. *Wechsel des Diskurses*

0. Point de départ – „Wer redet?“

Geschichten haben sicherlich ein Ende und natürlich einen Anfang, aber sie beginnen nicht bei **0** – da sind Erzähler, Zuhörer mit ihrer Geschichte und ihren Geschichten, und hinter ihnen tönt ein Murmeln aus dem Hintergrund ... oder kommt es aus dem Untergrund, aus einem allgemeinen Sprechen, in Netzen von Sprechakten, Lokutionen, Illokutionen, Perlokutionen, die in multipler „*Interlokutionalität*“ (2002c) verknüpft sind? Es gibt diese Netze, aber: „**Wer spricht?**“, so fragte *Nietzsche*. Nun gibt es ein Subjekt dieser Frage, ist ein Minimum von Selbstgewißheit vonnöten, um diese Frage stellen zu können. Hier ist man mitten in dem Problem der „**Einheit und der Vielheit der Person**“. Wenn sich Person bildet durch die Verinnerlichung von Anderen, die allerdings in einer Geralisierung zusammengefaßt werden, dem „generalized other“ (*Mead*), dann sind Einheit und Vielheit in der Grundverfaßtheit des Konzeptes von „Person“ präsent. Der Versuch einer psychohistorischen Rekonstruktion dieser Zusammenhänge von *Julian Jaynes* (1988) stützt die These einer ursprünglichen Vielheit von Bewußtseinsformen und Personrepräsentanzen in archaischen Gesellschaften und deren Synchronisierung im Prozeß der kulturellen Entwicklung im Übergang zu Hochkulturen, deren hohes Differenzierungsniveau eine hinlängliche Konsistenz von Subjekten verlangt, damit es im gesellschaftlichen Miteinander Zurechenbarkeiten, Verlässlichkeiten, Konstanten gibt. Und dennoch wird die Vielheit nicht „ohne Rest“ homogenisiert. Sie stellt einen notwendigen eigenen Boden dar, ein persönliches Territorium unter der Vielzahl der Territorien, einen eigenen „Fundus“.

Fundus *der*; -, - <lat.; »Boden, Grund, Grundlage«>: 1. [Abteilung mit der] Gesamtheit der Ausstattungsmittel in Theater u. Film. 2. [geistiger] Grundstock, auf den man für seinen Bedarf zurückgreifen kann. 3. (Med.) [Hinter]grund, Boden eines Hohlorgans. 4. (hist.) Grund u. Boden; Grundstück (Duden - Das Fremdwörterbuch. 7. Aufl. Mannheim 2001 [CD-ROM]).

Und gerade ein solcher Fundus ermöglicht eine Vielfalt von Rollen, Identitätsfacetten, Persönlichkeitsaspekten, wie sie komplexe Hochkulturen von **Subjekten** – sie sind immer zugleich **Kosubjekte, Mitgliedssubjekte** – verlangen. Im Prozeß der Kulturierung ist die Fähigkeit des Lebens von Vielfältigkeit und Einheit herausgebildet worden. Darin besteht die Charakteristik des hochkulturellen Subjektes, das über

eine „*pluriforme, vielfältige Persönlichkeit*“ verfügt – und das ist ein Ausdruck von Gesundheit (!) in Abhebung von einer „*multiple personality disorder*“ – und das z u g l e i c h über eine hinlänglich „*konsistente Persönlichkeit*“ verfügt. Hohe **Plurizität** (das Subjekt ist vielfältig) und hohe **Unizität** (das Subjekt ist ein Unikat), das sind zwei Pole eines Spektrums, auf denen sich das moderne Subjekt bewegt und sich kontextabhängig immer wieder an unterschiedlichen Positionen verortet, das ist die Dialektik von Personalität in komplexen, ja heute ultrakomplexen Sozialwelten. Worin gründet nun die **Unizität**? Zweifellos in der individuellen **Leiblichkeit** (mit ihrer und trotz ihrer artspezifischen Verbundenheit, d.h. ihres Anschlusses an biologische Kollektivität, vgl. *Petzold, Orth, Schuch, Steffan 2001*)); zweifellos auch in der persönlichen, höchst spezifischen **Biographie** (mit ihrer und trotz ihrer Eingebundenheit die Geschichte von Netzwerken, Konvois, kollektiver sozialer Einheiten, vgl. *Petzold 1991o, 1992a, 1244f*); sicherlich auch in der „**persönlichen Souveränität**“ als Frucht lebensgeschichtlicher Arbeit (obgleich sie und weil sie eine mit Anderen ausgehandelte ist, vgl. *Petzold, Orth 1998*) und ganz unbestreitbar in der speziellen „**sozialen Position**“, die jedes Individuum in seinem „sozialen Netzwerk“ einnimmt (eben aufgrund der Zuschreibungen der Netzwerkmitglieder, die allerdings in ganz persönlicher Form aufgenommen, verkörpert wird, vgl. *Hass, Petzold 1999*). In jedem Moment der **Unizität** sind also Qualitäten der **Plurizität** anwesend und unverzichtbar. In gleicher Weise ist in der **Plurizität** ein Moment der **Unizität** unabdingbar impliziert, weil ohne einen solchen Ort der „Selbstständigkeit“ der „Selbstheit/Ipseität“ (*Ricœur 1990*) die Vielheit gar nicht zugänglich würde sondern ein „Menschenwesen in der Dispersion“, in der Auflösung vor uns stände, das weder zu sich noch zum Anderen Zugang hätte. Und solche klinischen Zustände finden sich natürlich etwa bei schweren hirnrorganischen Syndromen, fortgeschrittenen dementiellen Erkrankungen, Chorea Huntington, Morbus Pick, schweren Verläufen der Schizophrenie usw. Bei dissoziativen *Identitäts*-störungen (DSM IV - und auf der Ebene der „Identität“ ist das Störungsbild in der Tat anzusiedeln), in Sonderheit dem in einer gewissen Literatur (*Huber 1995; Hacking 1996; Deistler, Vogler 2002*) propagierten „Multiplen Persönlichkeitsstörung“ (MPD) – einem aus verschiedenen Gründen überdiagnostizierten modisch und zum Teil sensationistisch vernutzten Störungsbild – ist in der Regel noch so viel an **Unizität** vorhanden, daß kohärente Kommunikationen und hinlänglich prägnante Selbstbeschreibungen möglich sind – und damit sind durchaus kritische Anfragen an

die TherapeutInnen zu stellen, die das MPD-Konzept propagieren, das anthropologisch, persönlichkeits-theoretisch und neurophysiologisch größte Probleme aufweist. Diese werden von den Leitfiguren dieser Richtung, die spezifische (und metakritisch nicht reflektierte) Sprachspiele und Metaphorisierungsroutinen hervorgebracht haben, weder wahrgenommen noch diskutiert (vgl. *Brügge* 2002), und zwar in einem Ausmaß von Ausblendungen, die – wieder einmal - die Frage nach dem Ausmaß pathomorpher Konzeptualisierungen, hirnrissiger Ideen und durchaus riskanter Praxen, aufkommen läßt, die in der Psychoszene und in der Psychotherapie entstehen, ernst genommen werden und Anhänger finden (es sei an die „Innere Kind-Mode“, *Szondis* Ahnenmythen, *Freuds* Abstrusitäten vom Penisneid bis zum Kastrationstheorem als „Regelhaftigkeiten“ des Psychischen – hier liegt die Problematik“! -, erinnert, an Avatar und Enneagramm, an die brachialen Praktiken bei *Hellingers* Aufstellungsarbeit, *Janovs* Urschrei und *Orrs* Rebirthing und die vielen anderen durchaus gefährlichen Mytheme und Praxen der Psychokultur, vgl. *Petzold, Orth* 1999; *Märtens, Petzold* 2002). Es gilt deshalb in einem Text, der wie der vorliegende das Thema „Vielheit der Person“ im Blick hat, vorab die „**Einheit des Subjekts**“ zu affirmieren, das über eine „vielfacettige Persönlichkeit“ mit unterschiedlichsten Persönlichkeitsseiten als Charakteristikum von Gesundheit und Normalität verfügt, eine Plurizität, die zugleich als solche eine „Einheit der Person als vielfältige“ im Sinne eines *Synergems* begründet (*Petzold* 1992a,535), das natürlich auch die im Gedächtnis archivierten Erinnerungen an altersspezifische Ausformungen der eigenen Persönlichkeit bzw. einstmalige Persönlichkeitsschemata umfaßt.

Die Psychologie und Psychotherapie im Abendland hat sicherlich die **Einheit der Person** in unbilliger Weise überbetont zu Lasten ihres Vielheitsaspektes. Dagegen haben sich *Lewin, Pollitzer, Ichheiser, Vierkandt, Moreno, Goffman* (vgl. *Petzold, Mathias* 1983) und andere – vor allem Rollentheoretiker und Sozialpsychologen (*Ichheiser* 1929; *Gergen* 1996) zu Recht gewandt. Und es ist deshalb wichtig, das Moment der Vielfalt, Mannigfaltigkeit und Vielheit (*multiplicité*) aufzuweisen, wie es heute u. a. im Rahmen differenzierter Theorienbildung im poststrukturalistischen Diskurs und seiner Rezeption in Psychologie und Psychotherapie geschieht (*Rowan, Cooper* 1999; *Parker* 1999; *Shotter, Gergen* 1989; *Shotter* 1993; 1999; *Hermans* 1999; *Lähteemäki, Duvá* 1998). Das ist sicher eine wichtige, korrektive Entwicklung, die allerdings – diese Position wird hier vertreten – nur fruchtbar wird, wenn sie auf

dem Hintergrund einer **prinzipiellen Verschränkung von Einheit und Vielheit**, einer **Dialektik von Unizität und Multiplizität** gesehen wird. Um **Vielheit** gegründet und begründet zu vertreten, muß man die „**Einheit des Leibes**“ affirmieren, der in dieser und durch diese Einheitlichkeit natürlich verschiedenste Persönlichkeitsaspekte bis in Mimik, Gestik und bis in spezifische physiologische Zustände verkörpern kann, ja andere verinnerlichte Personen verleiblichen kann bis zur Produktion entsprechender Physiologien (wenn man z.B. im sozialen Rollenspiel im Alltagsleben den Zorn eines anderen wiedergibt, genauso wie dies auch auf der Bühne möglich ist. Die Fähigkeit zu multiplen Verkörperungen ist etwas normales!). Natürlich ist die „**Einheit des Gehirns**“ – gerade in der Vielfalt seiner intracerebralen Prozesse (Singer 2002) zu affirmieren. Cerebrale Selbstorganisation setzt die gigantische Multiziplität der Konnektivierungen voraus, in denen und durch die immer wieder kohärente und funktionale Einheiten hergestellt werden, die allerdings deshalb auch nie simplizistisch sind. Die für das Denken der Integrativen Therapie charakteristische Dialektik von prägnanter GESTALT und vielgliedrigem **Rhizom** (Petzold 1991a, 391ff), der „Einheit in der Vielheit“ zeigt sich auf allen Ebenen dieses Ansatzes: das Selbst als *Leib-Selbst* begründet Einheit und ermöglicht Vielfalt als „**plurales Selbst**“ auf der Ebene seiner *Identität* (denn diese geht aus dem Selbst hervor und gehört zugleich zu ihm). Ähnlich steht es mit **Leiblichkeit und sozialem Netzwerk**, denn in dieser Dialektik entwickelt und verwirklicht sich das Subjekt – so die Sicht des Integrativen Ansatzes. Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Die Einheit stiftende Kohärenz unserer Subjekthaftigkeit und unsere vielfältige Persönlichkeit, unsere vielfacettige Identität gehen nicht aus einer monolithen Biographie hervor, sondern aus einer Vielfalt von lebensbestimmenden, persönlichkeitsformenden, identitätsbildenden Narrationen, mannigfaltigen Erzählungen einer **Biosodie**, darunter verstehen wir einen großen Strom sich vollziehender, fließender Erzählungen (Petzold, Orth 1993), die zu **einer**, allerdings in sich vielschichtigen und differenzierten **Biographie** führen.

„Eine Geschichte mitvollziehen heißt, inmitten von Kontingenzen und Peripetien unter der Anleitung einer Erwartung voranzuschreiten, die ihre Erfüllung im *Schluß* findet. Dieser Schluß ist nicht im logischen Sinne in vorausgehenden Prämissen enthalten. Es gibt in der Geschichte einen 'Schlußpunkt', der wiederum den Gesichtspunkt beibringt, von dem aus die Geschichte als ein Ganzes wahrnehmbar wird. Die Geschichte verstehen heißt zu verstehen, wie und warum die einander folgenden Episoden zu diesem Schluß geführt haben, der keineswegs vorhersehbar war, doch letztlich als annehmbar, als mit den zusammengestellten Episoden kongruent erscheinen muß“ (Ricoeur 1988, 108).

Von welchem Punkt bin ich ausgegangen in meinen Erzählungen, zu welchen Punkten werde ich gelangen. Mit *Nietzsche* habe ich mich gefragt. „Wer redet?“, wenn ich mir zuhöre bei Vorträgen, wie diesem, wenn meine eigenen Worte mir zu Bewußtsein kommen (was ist das, „mein“ Bewußtsein^{xii}?). Wer ist der Leser des transkribierten Textes, wer macht die Anmerkungen, fügt Wissensstände zusammen? – denn das ist sicher nicht der Redner, der durch das Publikum inspiriert, diesen Diskurs vortrug, „allmählich die Gedanken beim Reden verfertigend“ (*Kleist* 1805/6), eine Collage seines Wissens zum Thema ausbreitend. Es geht hier keineswegs nur um das faszinierende Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit^{xiii}, um den Bezug von Schrift und Sprache, den *Derrida* (1967a,b) zu einem Schwerpunkt seines Werkes machte. Es geht nicht nur um das Problem von Sprechen und Handeln, mit dem sich Austin, Searle, Levinson herumgeschlagen haben. Es geht um Autorenschaft, um das, was man urheben, stiften will, für das - mit „auctoritas“ - ein Geltungsanspruch erhoben wird. Was will man letztlich aussagen, und wie will man es sagen oder schreiben, wie rigoros ist der Konsistenzanspruch oder wie locker ist das Gewebe? Wer sagt, beansprucht auctoritas? Wenn das Rednerpult verlassen wurde, ist der mit Autorität sprechende Rhetor verschwunden. Was bleibt? Die Tonbandaufzeichnung, das Transkript, seine Erinnerungen, die seiner Zuhörer, ihre Gedächtnisspuren in den cerebralen Archiven? Was ist da eigentlich geblieben? Wenn meine auctoritas überzeugt hat, durch meine Worte, meine Persönlichkeit als Autor, als Redner, Dozent, Therapeut, wenn meine „Überzeugungsarbeit“ gelungen ist, habe ich etwas erzeugt im Anderen. Es ist etwas übergegangen, das – wurde es aufgenommen, angenommen, bejaht - seines geworden ist. Und wenn es noch mit meinem etwas zu tun hat, dann ist *communitas*, Gemeinsamkeit entstanden.

Derartige Prozesse finden sich in ganz ähnlicher Weise, wenngleich in einer (hoffentlich) größeren Wechselseitigkeit auch in der „Überzeugungsarbeit“, die in Therapien geschieht oder in therapeutischen Bearbeitungen von Biographien, wo die Texte eines Lebens durchgesehen, diskutiert, bewertet und nach „wechselseitiger Überzeugungsarbeit“ zu bestimmten Themen eventuell ergänzt oder umgeschrieben werden.

Wenn ich Tagebuchaufzeichnungen, Texte oder Bücher von mir lese – nicht nur alte -, sind sie mir oft Texte eines Fremden, mit dem ich etwas Gemeinsames habe, einen Konsens zumeist, denn manchmal spüre ich Dissens zu Texten, Aussagen,

deren auctor ich einst war! Wer bin ich dann? – Die Dinge liegen nicht einfach. Als ich in meiner Lehranalyse cerebrale Aufzeichnungen aktualisierte – Erinnerungen – so waren mir Passagen oft fremd, die mir einst vertraut waren, Jahre später, in besinnlichen Momenten „autobiographischen Memorierens“ waren sie mir dann wieder nahe. Die Bezüge zu den eigenen Texten des eigenen Lebens variieren. Das berichten Patienten oder Partner in der Biographiearbeit bzw. -erarbeitung immer wieder. Die Idee der „Wiederaneignung“ (das „reowning“ der Gestalttherapie) von Biographie im Sinne einer abschließend zu erreichenden Integration, einer stabilen, letzten, „Guten Gestalt“, etwa im Alter, wie *Perls* (1969b) sich das wünschte und viele Andere mit ihm, ist letztlich eine Illusion, der auch ich zeitweilig erlegen war, die aber mit der Prozessualität des Lebens (und des „Sterbens als einem Lebensprozeß“, 1982m) zerrinnt:

„Junk and chaos, come to halt!
'Stead of wild confusion,
Form a meaningful gestalt
At my life's conclusion“
(*Perls* 1969b, 6)

Perls – sein Sterben unterwegs auf einer Seminarreise (*Gaines* 1979) zeigte dies – konnte sein Chaos nicht beenden, er wollte es auch nicht (*ibid.*). Er blieb in seinem Prozeß. Es werden nur „Formen auf Zeit“ als temporäre „Schlußpunkte“ gewonnen, bevor eine neue Transformation, eine neue Metamorphose einsetzt (*Orth, Petzold* 1990) oder der „Endpunkt“ der Lebensstrecke gekommen ist. **Jedes „reowning“, jede Wiederaneignung ist im Tiefsten eine Neuschöpfung.** Was es daher zu lernen gilt, was (wieder) angeeignet, gepflegt und entwickelt werden kann, ist die Fähigkeit, Transformationsprozesse zu steuern und immer wieder Bezüge zu der eigenen Geschichte herzustellen sowie in fortschreitend souveränerer Weise für die gegebene Zeit und den vorfindlichen Kontext „stimmige“ Positionen zu gewinnen: aus einer Lebenskunst, einer praktischen Lebensweisheit, vielleicht in einer Einfachheit des Herzens (*Petzold* 1969 II h). Das sind die Prozesse einer, „persönlichen Hermeneutik“ –, die gemeinschaftlich vollzogenen wird, denn man spricht auch im Selbstgespräch nie mit einem monolithen Selbst –, Prozesse, in denen S i n n immer wieder neu konstituiert wird, ich mich selbst mit der ganzen inneren Vielfältigkeit des Selbst, mit allem mich umgebendem Neuem (*informatio*) immer wieder neu formiere. Und es sind diese Wandlungs- und Konstituierungsprozesse, die mir vertraut werden, in denen ich mir vertraut bin und in

denen ich „in einem guten Prozeß“ bin, auf einem „guten Wege“ bin und bleibe – bis
.... .

Das ist eine weitaus dynamischere, kreativere Vorstellung als die einer Wiederaneignung mit einem statischen Resultat. Sie verlangt eine prozessuale Lebenshaltung und fördert Stabilität in dem prozessualen Lebensgefühl eines pluralen, prozessualen Selbst.

Mit derartigen Überlegungen stehen wir mitten in den Kernfragen der Persönlichkeitstheorie, und es dürfte deutlich geworden sein: der Integrative Ansatz vertritt keinen monolithen Persönlichkeits bzw. Selbstbegriff (wie wir ihn bei *Rogers* oder *Kohut* finden), auch keine diffuse, organismische Prozessualität (so *Perls*, *Goodman*) oder eine artifizielle Trichotomie (Es, Ich, Überich, so *Freud*). Ausgehend von der biologischen Grundgegebenheit eines Organismus der wahrnehmen, speichern, verarbeiten, denken, fühlen, wollen, sich beziehen kann – wir sprechen vom „organismischen Leib-Selbst“ (*Petzold* 1992a/ 2002a) – wird das Selbst als verleblichte Welterfahrung (und das ist immer Interaktionserfahrung) gesehen. Damit ist es als *être-au-monde* (*Merleau-Ponty*) zur Welt gehörig, steht im evolutionären Strom des Lebens und in der Aktualität der Weltverhältnisse, die es aufgrund seiner Partizipation an ihnen mitgestaltet und von denen es auch mitgestaltet wird. Es gründet also in keinem „Kern“ (so *Daniel Stern*), ist kein „Etwas“ „hinter“ dem Denken und Fühlen, keine „Zentralinstanz“ – all das ist Ausdruck einer kryptoreligiösen „Metaphysik der Subjektivität“ (des „eigentlichen“ Wesens, des göttlichen Logos, wie in den Mythen der „Transpersonalen“ Psychologie), die die dekonstruktivistische Kritik (von *Nietzsche* bis *Deleuze*, *Foucault* und *Derrida*) entlarvt hat. Ein Selbstbegriff kann heute nicht mehr allein in der Introspektion zentriert werden, denn es ist kein „innerer Kern“, keine zentrale Steuerung in unseren unendlich komplexen, parallel distribuierten cerebralen Prozessen zu finden (*Singer* 2002).

Im Integrativen Ansatz unterscheiden wir „Selbst, Ich und Identität“ als Dimensionen der Persönlichkeit, sehen das „Selbst“ als eine biologisch gegründete, als eine existentielle Gegebenheit, die von einem reflexionsfähigen „Ich“ in den Blick genommen werden kann und darin - verbunden mit den Zuschreibungen Anderer - Identität gewinnt (*Petzold*, *Mathias* 1983; *Müller*, *Petzold* 1999). *Ricœur* (1990) ist in seinem zentralen Text „*Soi-même comme un autre*“ in eine ähnliche Richtung gegangen. „Selbst sagen ist nicht Ich sagen. Das Ich setzt sich oder wird abgesetzt.“

Das Selbst ist in reflexiver Weise in den Operationen impliziert, deren Analyse der Rückkehr zu ihm vorausgeht“ (ibid. 30) – ich würde von „Hinkehr“ sprechen. Das Selbst zeigt sich als etwas Impliziertes, das als Bezug den Fragen „Wer spricht? Wer handelt? Wer erzählt sich? Wer ist moralisch verantwortlich?“ (ibid.) zugrundeliegt. Aber nimmt man in einem solchen implizierten Selbst eine Vielfalt an – und das tun wir mit Bakhtin - , wie bin ich dann mir, meiner Autorenschaft gewiß? Was kann ich mit zurechnen, kann man mir zurechnen? Wo gibt es Permanenzen in der Persönlichkeit? Höre ich Vortragskassetten, so höre ich einem Anderen zu, der mir keineswegs immer vertraut ist. Bin ich dann Autor dieser Rede? Ich kann mir eine Aufzeichnung, einen Text zurechnen. Übersetzungen habe ich autorisiert. Dennoch darf man sich seiner Autorenschaft nicht zu sicher sein. Aber dann stellt sich Frage noch bedrängender: „Qui parle?“ (*Foucault* 1980,163)? Und ... „Wer hört? Wer liest?“ – das folgt daraus: für jeden Zuhörer des Vortrages, der heute sicher ein Anderer ist als der, der im Vortragssaal saß wenn er, vielleicht in seinem Arbeitszimmer sitzend, diesen Text jetzt, zwei Jahre nachdem er gesprochen wurde, in der redigierten Form ließt. Ein Zuhörer im Vortragssaal ist immer ein Anderer als ein Leser in seinem Arbeitszimmer, auch wenn er den gleichen Personalausweis – Dokument einer Permanenz - in der Tasche trägt.

Ich habe mich gefragt: Wer ist das, der die Einschübe in das Transkript schreibt, diese Prolegomena verfaßt? In welche Erzählungen, Geschichten ist er verstrickt.^{xiv} Wer schreibt? „Ich schreibe“, sagte *Johann Gottlieb Fichte* einmal, „ich habe also eine Vorstellung von meinem Schreiben, es schreiben aber auch andere neben mir. Woher weiß ich nun, daß mein Schreiben nicht das Schreiben eines Anderen ist?“ (*Fichte* 1978, 232). Daraus wäre zu folgern: Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß *Hilarion G. Petzold* (H.G.P.) als Autor^{xv} unter der Überschrift firmiert. Das „et al.“ verweist auf die MitautorInnen hinter ihm *und in ihm* nebst all denen, die zitiert werden. Wer ist es, von dem man sich ansprechen, vielleicht überzeugen läßt?^{xvi} Oder hört man, was man hören will, liest man sich „seine Dinge“ aus der Aufzeichnung heraus? Ist die Selektivität des Eigenen so groß, daß man nur die eigene „message“ im fremden Text liest? Liest man nur, was man von einem Autor erwartet, das, von dem man sich ein Bild gemacht hat, so daß man die eigentliche Botschaft des Autors oder sein „Neues“, seine Revisionen, Veränderungen, daß, was er heute ist und vertritt, gar nicht zur Kenntnis nimmt. – Oft habe ich diesen Eindruck von KollegInnen, die auf meine Texte schauen, meine Art der Zitationen subliminal aufnehmen und schon wissen, zu wissen glauben, *wer* da geschrieben hat und – bedenklicher noch – *was*. Kennen sie mich so gut? *Foucault* hat das Problem in einem bewußt *anonym* für „Le Monde“ (6.4. 1980) gegebenen Interview aufgewiesen: „Warum ich Ihnen nahegelegt habe, daß wir die Anonymität benutzen? Aus Sehnsucht nach der Zeit, in der – da ich völlig unbekannt war – das, was ich sagte, einige Chance hatte, Gehör zu finden. Die Berührungsstelle mit dem möglichen Leser war nicht vorgezeichnet“^{xvii} Derjenige, der *verstanden werden will*, wenn er redet, schreibt, kommuniziert, ist *auctor*, solange er diesen Wunsch hat, *Geltung zu beanspruchen*.

Man mache sich nichts vor, auch darum geht es stets. Dieser Wunsch indes dauert nicht immer an, gilt nicht für jeden Text. In der Rede, im Gespräch, in der Erzählung, ist dieser Wunsch zumeist lebendig, denn es gibt reale Gegenüber für die Überzeugung. Leser sind ungreifbarer ... sie entschwinden dem Autor unmerklich – zuweilen beim Schreiben schon, sicher mit dem Geschriebenen. Wie Vieles entschwindet in Archiven, wird nicht mehr gelesen, nicht mehr Gegenstand des Gesprächs ... ist nicht mehr? – ... *et omnia vanitas*.

Der Frage der Zurechenbarkeit und Verantwortlichkeit und damit einer Permanenz in der Persönlichkeit kann man nicht entgehen, weil Menschen in Gesellschaften leben, die – etwa im Bereich rechtlicher Verantwortung – Zurechenbarkeit verlangen und konstituieren. Vermag man sich in diese Strukturen nicht einzupassen, wird man als Unzurechnungsfähig deklariert und erfährt u. U. Gewalt – das Schicksal des Musikers und Malers *Louis Soutter*, den man als unzurechnungsfähig ins Asyl steckte (*Fischen* 2002) sei als ein bedrückendes Beispiel von vielen genannt. Ihm hat man eine Permanenz der Unzurechnungsfähigkeit auf den Leib geschrieben – zu Unrecht!

Ricœur (1990) hat die Frage der Permanenz anhand des „gehaltenen Versprechens“ analysiert – und die gebrochenen Versprechen? – weiterhin anhand der Züge eines individuellen Charakters – und wenn der sich wandelt, zerfällt? Das „idem“ der „Selbigkeit“ kann nicht für die Identität eines „Selbst im Wandel“ dienen, einer sich in Alternsprozessen verändernden biologisch-physiologischen Körperlichkeit, einer sich im Altern wandelnden sozialen Identität (*Müller, Petzold* 2002b). Mit dem „ipse“ der „Selbstheit“ (*l'identité-ipséité*) wählte *Ricœur* ein „weicheres“ Identitätskonzept als das der homologen Selbigkeit des „idem“ (*l'identité-mêmeté*), ein Konzept, das „keine Annahme eines sich nicht wandelnden Kerns der Person impliziert und ihr Sinn sich deshalb nicht wie die Selbigkeit im Gegensatz zu Wandel und Vielheit konstituiert, diese vielmehr integriert“ (*Mattern* 1996, 199) im Konzept einer *identité narrative*. Hier läuft das entwicklungs- und sozialpsychologisch fundierte Identitäts- und Selbst-Konzept des Integrativen Ansatzes in ähnliche Richtung (*Müller, Petzold* 1999), nur daß es die Qualität „**hinlänglicher Permanenz**“ nicht nur in der internalen Stabilität sieht, sondern auch in der Stabilität des sozialen Netzwerks, des „Konvois“, des sozialen Weggeleits (*Hass, Petzold* 1999), nicht nur in der eigenerinnerten Lebenserzählung bzw. -geschichte, sondern auch in der von Anderen, von Freunden, Nachbarn, Netzwerkmitgliedern erinnerten Biographie und ihren Ereignissen. Beim Konzept von Selbst und Identität wird wieder einmal deutlich, daß eine rein psychologische Rekonstruktion der Begriffe – wie in der Psychotherapie allzuhäufig –

nicht genügt. Zentrale Konzepte müssen **multidiskursiv** begründet werden. Das ist ein Credo des Integrativen Ansatzes, der immer wieder philosophische, neurowissenschaftliche, klinische und kulturwissenschaftliche Argumentationen – systematisch und/oder collagierend - für seine wichtigen Theoriestände aufzubauen und in „Näherungen“ zu konnektiveiren sucht (vgl. etwa für den Bewußtseinsbegriff exemplarisch 1988a,b). Der vorliegende Text ist von diesem Prinzip gekennzeichnet, das ermöglicht phiolosophische und kulturalistische, klinische und sozialwissenschaftliche Perspektiven zu den Themen Identität, Biographie, Erzählung im Sinne wechselseitiger Kompletierungen zu vernetzen. Identität als erzählte geht so bei mir – durch die soziopsychologische und klinische Sicht - über den Rahmen von *Ricœurs* Konzept der „Ipseität“ – bei allen Berührungspunkten und Wesentliches von ihm aufnehmend – hinaus, indem die Konkordanzen und Diskordanzen, die das Leben Menschen beschert, nicht nur von „innen“¹⁹ her integriert werden, sondern eine Dialektik von inneren und äußeren Integrationsleistungen erforderlich wird, weil Menschen in Netzwerken leben, ja Netzwerke sind. Identität als erzählte, **narrative Identität**, kann in dieser Sicht nicht in einer Erzählung gründen, sondern – mit Blick auf die Netzwerktheorie Morenos, mit Blick aber auch auf die Kulturtheorie *Bakhtins* - in sich verflechtenden, zuweilen entflechtenden „Bündeln von Erzählungen“. Die Temporalität menschlicher Existenz in sich wandelnden Weltverhältnissen, die Plastizität unseres Gehirns und damit Gedächtnisses und die sich verändernden Inhalte unser Memorationen (vgl. die Arbeiten moderner Gedächtnisforschung z.B. von *Lofthus*, *Schacter* u.a.) machen es nicht möglich, von einer starren Selbstheit auszugehen. Ipseität ist plastisch, formbar in kreativer Selbstgestaltung und erlittener Fremdformung, ihre „narrative Identität“ ist als eine „transversale Identität“ in permanentem Wandel bei hinlänglicher Stabilität zu sehen (*Müller, Petzold* 1999).

Biographiearbeit und **Identitätsarbeit** müssen deshalb in einen chronosophischen Rahmen (*Petzold* 1991o) gestellt werden, wie ihn Erzählungen als in der Zeit verlaufende bieten und damit die „transversale Qualität“ ermöglichen, über die ein wandlungsfähigen Selbst (idem 2002a) verfügt, das sich durch permanente schöpferische Identitätsakte des „Ich“ (verstanden als „das Selbst in actu“, *ibid.*), Akte, die in Ko-respondenz mit relevanten Anderen vollzogen werden, überschreitet – wieder und wieder. Eine solche Konzeption liegt wiederum nahe bei *Ricœur* (1991, 396):

„Vom Selbst läßt sich [...] sagen, daß es durch die reflexive Anwendung der narrativen Konfiguration refiguriert wird. Im Unterschied zur abstrakten Identität des Selben kann die für die Ipseität konstitutive narrative Identität auch die Veränderung und Bewegtheit im Zusammenhang eines Lebens einbegreifen. Das Subjekt konstituiert sich in diesem Fall als Leser und Schreiber zugleich seines eigenen Lebens. Wie die literarische Analyse der Autobiographie bestätigt, wird die die Geschichte eines Lebens unaufhörlich refiguriert durch all die wahren und fiktiven Geschichten, die ein Subjekt über sich erzählt. Diese Refiguration macht das Leben zu einem Gewebe erzählter Geschichten.“ Die neuronalen Prozesse des Memorierens bestätigen diese phänomenologisch-hermeneutisch gewonnene Position vollauf, wobei wir gegenüber *Ricœur* (u.a. mit *Bakhtin*) ein „vielfältiges Selbst“ mit einer in sich pluralen Struktur annehmen und den Anderen einen bedeutenderen Platz in den Identitätsprozessen einräumen. Das Selbst eines Menschen – ist es keine ontologische Vorgegebenheit sondern „verleiblichter Lebensprozeß mit Anderen und Anderem“, so die Integrative Position – trägt die verinnerlichten Anderen in sich. *Ricœur* nähert sich einer solchen Position in seiner kritischen Diskussion des Konzeptes einer „radikalen Exteritorität“ bei Levinas, der Identität als ein „idem“ denkt. Wenn Menschen auf den Anruf des Anderen verantwortlich antworten sollen, wie *Levinas* (1983) fordert – und wir haben uns dieser Forderung angeschlossen (vgl. *Petzold* 1996k), so müssen sie allerdings die Stimme des Anderen in seiner Andersheit empfangen und ihn als radikal Anderen auch identifizieren. Das setzt aber voraus, daß sie Andersheiten in sich tragen. *Ricœur* (1990, 391ff) kommt denn auch auf der Grundlage seines Konzeptes der „Ipseität“ zu einer Identitätsauffassung, die (hier gegen *Levinas*) ein dialektisches Verhältnis von Selbstheit und Andersheit formuliert (ibid. 393), wie sie für den Integrativen Ansatz von jeher charakteristisch ist (*Petzold, Mathias* 1993; *Müller, Petzold* 1999)

Dieser hier gedruckte und annotierte Vortrag zeigt durch die vielfältigen eigeflochtenen Diskurspassagen, Erzählfragmente, die Anmerkungen und fungierenden Wechsel der Diskurse und den immer wieder eintretenden und angezeigten intentionalen *Wechsel des Diskurses* deutlich: Hier haben noch andere Autoren mitgesprochen, mitgestaltet, mitgeschrieben! Dieser Text demonstriert die Dimensionen der umrissenen theoretischen Position „collagierender, transversaler Hermeneutik“. Seine Insertionen machen deutlich, hier hätte der Vortragende noch anderes sagen können, zu sagen gehabt, hätten ein anderer Kontext, ein anderes Publikum andere „*affordances*“²⁰ geboten, hätte ein unterschiedlicher „Aufforderungscharakter“ ihm weiteres entlockt, weitere reale und imaginäre Dialoge

und **Polyloge** eröffnet, denn es gab noch Implikate, **Diskurse** des Hinter- und Untergrundes, Boden für einen „open-ended dialogue“ (*Bakhtin* 1984, 293). So gibt es in diesem Text mehrere Vortragende, Erzählende, Berichtende und mehrere Schreiber, die dem Inhaber des Personalausweises bzw. der carte d'identité mit dem Namen Hilarion Gottfried Petzold zugeordnet werden können – selbst routinierte LeserInnen meiner Schriften werden das bemerken. Es gibt unterschiedliche Formen und Stile wechselnder Diskurse – und natürlich wird jeder Leser „seinen“ Text lesen und ihn kontextualisieren. Die Bearbeitung des Transkriptes kontextualisiert in unterschiedlicher Weise, verwendet mehrere Perspektiven: aus der autobiographischen Erzählung, aus dem wissenschaftlichen Bericht, dem engagierten Diskurs, sie verwendet verschiedene Optiken (*Petzold* 1998a, 135): die tiefenpsychologische, sozialpsychologische, dekonstruktivistische, hermeneutische etc. Der vorliegende Text ist der fixierte Moment einer „aktiven Interpretation“, um diesen Term *Derridas* (1972/1986, 31) auszuborgen. Fixierungen: ... der Text wurde „geschlossen“, unter „eigene Texte“ als *Lebensg2.doc.*, auf Diskette gespeichert, zum Verlag geschickt – die Datei läßt sich jeder Zeit wieder öffnen für weitere Einschübe, Anmerkungen – sie werden automatisch neu gereiht – für weitere Gedanken, eine Kette von Assoziationen: work in progress ... Die Leser können ihre Einschübe einkopieren, Fußnoten hinzufügen – Kommentare geben (<http://www.IntegrativeTherapie.de/Forschung>). Die Textur dieser Niederschrift zeigt sich als **„Gewebe in Arbeit“**, eine vielstimmige, polychrome, multiaktionale, interaktions-kommunikationserfüllte „performance in progress“. *Ilijine* stößt soeben Bakhtin an und der spricht gerade aus dem Nebenraum: „Therefore each kind of utterance is filled with various kinds of responsive reactions to other utterances of the given sphere of speech communication“ (*Bakhtin* 1986, 96). Die Bearbeitung dieses Textes ist keine Glättung, sie ist eine neue Narration und Interpretation. Sie könnte als „bricolage“ im Sinne von *Claude Lévy-Strauss* (1973, 29) verstanden werden, als systematische „Bastelarbeit“ oder „ausprobierende Erfindungsarbeit“ in Akten einer **„collagierenden Hermeneutik“**, Akte, die nicht nur das Vorfindbare im Vorgegebenen entdecken, sondern kokreativ aus dem Vorfindlichen Neues schöpfen – jetzt, in Relationen zu Anderen und zu Anderem, was beständig anwesend ist! *Bakhtin* redet von unten dazwischen, oder ist es *Vadim Lianpov*, der Übersetzer? „The performed act concentrates, correlates, and resolves within a unitary and unique and, this time, final context both the sense and the fact, the universal and the individual,

the real and the ideal, for everything enters into the composition of its answerable motivation. The performed act constitutes a going out once and for all from within the possibility as such into what is once-occurrent“ (*Bakhtin* 1993, 29). *Iljine*, hier mit Bakhtin in freundschaftlichem Bezug, zeigt uns: „Gemeinsame Schöpferkraft schafft jedes Stück aus jedem, mit jedem, durch jeden Spieler und mit jedem bißchen an Schöpferkraft, die er in sich trägt. Lebensgeschichten, Lebensschicksale sind solche Stücke gemeinsamer Kreativität. Man glaube nicht, man würde oder könne sie alleine erschaffen. In jedem schöpferischen Menschen wohnen viele Schöpfer – man lasse sie zur Sprache kommen, denn wen schert es letztlich, wer redet. Es zählt, was die Rede in deinen inneren und in äußeren Welten bewegt und bewirkt!“ (*Iljine* 1942, 53). „Kokreativität“, ein von *Iljine*, *Petzold* und *Sieper* (1970/1990) gemeinsam-kokreativ geschaffenes Konzept (*concipere* trifft es genau), ist das Prinzip jeder Gestaltung! *Lévy-Strauss* (1973) macht uns deutlich: *Bricolage* ist eine höchst anspruchsvolle Tätigkeit an einem “Projekt in Entwicklung” (vgl. *ibid.* 30), kenntnisreiche, ingeniöse Arbeit, in der kreative Explorationen, “nicht vorgezeichnete Bewegungen” (*ibid.* 29ff), möglich sind, Unfertiges Raum hat. *Bakhtin* zeigt uns indes, daß dies nicht der Akt eines in sich geschlossenen Akteurs ist, der spricht, schreibt, handelt, sondern daß in diesem seinen Tun sehr oft ein weiterer oder mehrere Handelnde unsichtbar anwesend sind. Wenn wir unserem Tun und Sagen feinspürig nachsinnen, „we sense that this is a conversation of the most intense kind, for each present, uttered word responds and reacts with its every fibre to the invisible speaker, points to something outside itself, beyond its own limits, to the unspoken word of another person“ (*Bakhtin* 1984, 197). So können links hergestellt werden - oder stellen sie sich her? - Verknüpfungen hergestellt werden – oder geschehen sie? Oder wirkt beides zusammen, Aktiv-Intentionales und Fungierend-Prozessuales? Ja, das kann geschehen, joint action, joint competence and performance (*Petzold, Laschinsky, Rienast* 1979; *Petzold, Lemke, Rodriguez-Petzold* 1994). Und dann wird alles Geschehen/Tun leichthändig mit einer Qualität, wie sie die „Geschwister Tanner“ erlebten: „Die Vergangenheit selber machte ihnen wiederum die Gegenwart deutlich und empfindlicher, und diese empfundene Gegenwart war, wie von einem Spiegel verdoppelt und verdreifacht, inhaltsreicher und lebhafter und zeigte auch gerader und sichtbarer den Weg in die Zukunft“ (*Walser* 1983, 161). *Walser* beschreibt hier ein Phänomen, daß ich in anderem Kontext als „polyprismatische Brechung“ (2001k) bezeichnet habe. Es liegt eigentlich in der Tiefenstruktur jedes Textes, ja jedes

Wortes. Denn „Jedes Wort ist ein Strahlenbündel, der Sinn bricht in verschiedene Richtungen aus und strebt keineswegs auf einen einzigen, offiziellen Punkt zu (Mandel'stam 1933/1971, 374). In solchen Vorgängen kann ein kreatives Puzzlespiel entstehen (fungierend-prozessual) und gemacht werden (aktiv-intentional). Wir können es dann als „patchwork“ bezeichnen, als „Collage“ – **wir** (und das ist kein pluralis majestatis sondern steht für das Pluraletantum H.G.P., vgl. Zundel 1987)^{xviii} sprechen von „systematischer Konnektivierung“^{xix} unterschiedlicher Diskurse und Narrationen. Der Text verdeutlicht dies, so hoffe **ich**, während **er** sich weiterererzählt oder von unterschiedlichen Erzählern vorangetragen wird. Man wird das auch bei nicht sonderlich aufmerksamem Lesen bemerken, zumal **ich** (der Fachautor in mir) mir keinen Zwang angetan habe (wie ich das oft bei Publikationen tue), den Text durch die „Zensur“ laufen zu lassen, die – bestimmt von den Erwartungen der Zuhörer und Leserschaft, der FachkollegInnen, der Redakteure und Lektoren, der Reviewer gar [denn die „peers“ sind besonders pingelig] – ein Normprodukt hergestellt hätte, das den Usancen, Traditionen, Standards der relevanten „scientific community“ und „professional community“ entsprochen hätte (gleichsam DIN-konform, ein ISO-9000-Vortrag, ein schablonierter Artikel nach den Manuskriptrichtlinien der APA). *Wechsel des Diskurses*

Seit ich [anno 1971] den unterschiedlichen Erzählungen meines Patienten H.B., den ich wegen einer Psychose nach längerer klinischer Therapie ambulant über Jahre weiterbehandelte (ein ansonsten ganz *normaler*, organisierter, liebenswerter und kreativer Mensch), zugehört habe, und entdeckte, daß da unterschiedliche Erzähler am Werk waren, in verschiedenen Therapiestunden, oft auch in einer – und zwar *nicht* als Ausdruck seiner psychotischen Symptomatik –, habe ich begonnen, Patienten aus der Geschichtlichkeit ihrer *Biographie*, ihrer Lebensaufzeichnung, aus der Gegenwart ihrer *Biosodie*, ihres Lebensvollzugs, und mit ihren Zukunftsperspektiven (soweit sie für mich absehbar wurden) als Persönlichkeit(en), in ihren Persönlichkeitsseiten, Identitätsfacetten, Rollen **als eine Vielfältigkeit** besser zu erfassen. Ich fing an, ihre Problemerkzählungen, Katastrophenreportagen, ihre Erfolgsberichte, ihre fairy tales und „Filme“ besser zu verstehen, *sie selbst – die sie jeweils waren* – besser zu verstehen: als Trauernde, Hassende, Liebende, Sorgende, Angstgeschüttelte, Psychotische, Drogenabhängige, Junkies (man muß das unterscheiden), als Chaoten, Pedanten, Künstler. – Ja, Künstler waren sie alle, nicht nur im Sinne von *Beuys* (1990) „Jeder Mensch ist ein Künstler“. Viele waren „Lebenskünstler“, einige sind, und ich bin glücklich das sagen zu können – auch mit den kleinen Unterstützungen, die ich ihnen in *unseren* Therapien geben konnte – Künstler geworden, weil sie daran gegangen sind, aus ihrem Leben ein Kunstwerk zu machen: „Das Leben des Menschen, könnte es nicht ein Kunstwerk sein?“ (*Foucault* 1984, 331).

Ich habe meine Arbeit als Therapeut und Lehrtherapeut immer so verstanden, in

Menschen und mit ihnen dieses Bedürfnis^{xx} offenzulegen (nicht zu wecken) und zu fördern, so daß das „*Selbst Künstler und Kunstwerk*“ zugleich werden konnte^{xxi}, Menschen die Chance erhielten, zu einer persönlichen und gemeinschaftlichen **Lebenskunst** (*Schmid* 1998) zu finden. Auch das Heil-Werden, Prozesse der Gesundung sind oft genug Ausdruck einer wiedergefundenen, revitalisierten Lebenskunst zu der der Therapeut vielleicht einen Beitrag leisten konnte – in aller Bescheidenheit. Man kann hier als Therapeut von dem großen Seelenführer *Seneca* lernen, der seinem Klienten *Lucilius* schrieb:

„Ich bin nicht so überheblich, daß ich mich, selbst ein Kranker, an Heilversuche heranwage, sondern ich unterhalte mich mit Dir über unser gemeinsames Leiden, als ob ich in dem gleichen Krankenhaus (*validinario*, Gesundheitszentrum) läge, und teile mit Dir die Heilmittel“ (*Seneca ad Lucilium*, ep. 27, 1).

Diese Menschen hatten mich in ihren Prozessen als [einen] vielfacettigen Zuhörer, Gesprächspartner, Erzähler, als in seelischem Leid Erfahrenem, manchmal auch als Mitpatienten erlebt, als kokreativen, selbst an den Prozessen einer *Lebenskunst* interessierten *Mitwirker* am Gewirk der therapeutischen Erzählung/Handlung, die *unsere* ist und die vielleicht, wenn wir uns nicht in den Maschen verfangen, so viel an neuer Wirklichkeit schafft, daß der Patient als *souveräne Persönlichkeit* gestaltungsmächtig, selbstwirksam wird. Er kann dann mit allem, was auf den jeweiligen Bühnen, den Szenen/Situationen seiner Alltagsrealität mit ihren Inszenierungen, Dramen (*Goffman* 1969) aus ihm heraustönt (*personare*), seine Lebensnarrationen frei von unerträglichen Belastungen und schweren Störungen, von Leid, daß er sich oder Anderen zufügt, **frei auch von ideologischen Zwangsjacken, auch therapieideologischen**, gestalten. *Souveränität* ist hier nicht im Sinne einer „Autonomie“ verstanden – ich halte wenig von diesem in der Psychotherapie, Pädagogik und anderen Orts zu unrecht so populären Konzept. Es kann nicht jeder nach seinem Nomos/Gesetz leben. Das ist eine Illusion! Der *Zwang*, ein „autonomes Subjekt“ sein zu müssen, mit dem unser kultureller Diskurs die Menschen knechtet und in dessen Dienst sich die Psychotherapien mit ihren Dependenz-, Unterwerfungs- und Homogenisierungsstrategien stellen, straft diesen Anspruch Lügen. (Man wird ein „durchanalysiertes“ [*Freud*], „selbstverwirklichtes“ [*Rogers*], „selbstreguliertes“ [*Perls*], „selbstkontrolliertes“ [*Kanfer*] Subjekt, ein „integratives“ [man schreibe meinen Namen nicht dahinter!] Subjekt, will meinen: man wird ein Rogerianer, Gestaltist, Analytiker, welch ein Grauen!). Ähnlich wie

Foucault (1984, 137) denke ich, „daß sich das Subjekt über Praktiken der Unterwerfung konstituiert bzw. auf autonomere Art und Weise – über Praktiken der Befreiung und der Freiheit“ (ibid.). Aber die Ähnlichkeit hat eine Grenze, denn ich meine **nicht** auf „autonomere Art“, sondern auf **souveränere: Souveränität** wird von mir (anders als bei *Foucault*) verstanden als im „Handeln um Grenzen“ mit Anderen „ausgehandelte“ **Souveränität**. **Souverän** ist jemand, der „kompetent“ ist, der in **souveräner** Haltung oder Manier, „die Leistungen anderer anerkennen oder Niederlagen ertragen kann“ (*Böhme* 1985, 287). „*Diskurse der Freiheit*“ in unseren Erzählungen, Gesprächen, engagierten Diskussionen, darum geht es in unseren Therapien, Lehranalysen, Selbsterfahrungs- und Bildungsprojekten, und das bedeutet auch, diese Therapien und Lehranalysen selbst zu hinterfragen (*Heimannsberg* 1996), ihre Vorannahmen bezweifeln zu dürfen und zu können und – das muß daraus folgen - auch die eigene **Souveränität** kritisch zu befragen und sie nicht, wie der Groß rancher *Old Amos Carrigan*^{xxii}, als eine unhinterfragbare Autonomie sieht, als einen Nomos, wo das eigene Wort Gesetz ist, das nicht zu bezweifeln ist, weil man sich „im Griff“ zu haben^{xxiii}, zu kennen glaubt und unbezweifelbar „zu wissen meint, wer man ist“.

Man muß sich an diesen Gedanken erst einmal gewöhnen, an diese kulturspezifische, sozialisationsvermittelte Projektion/Illusion, wir spielten nur in *e i n e m* Stück im *Gran Teatro del Mundo*, wir seien „autonom“, ein „cartesisches Ich“ im Bühnenmodell des Descartes'schen Theaters (*Singer* 2002) ohne Intendanten, Regisseure, Souffleure, Mitspieler, Ensemble^{xxiv}, wir seien ein „selbstbestimmtes Subjekt“, *eine* gestandene Persönlichkeit mit *einer* konsistenten Identität, gleichsam aus *einem* „Stoff geschneidert“, der „als *ein* Stück“ gewebt ist – *uni*, versteht sich. Der Stoffballen wurde vergessen, Kette und Schuß wird nicht unterschieden. Zwirn, Garne, Fäden treten, obwohl sie im Blick sind, *subliminal* optisch und taktil differenziert werden, nicht ins Bewußtsein, an *Flor* und *Fasern* denkt man nicht. Aber die Gewebe unserer **Lebenserzählungen**, *Λεβενσερζηλυνηεν*, *ΛεβενσερζTMηλυνηεν*^{xxv} sind nicht so. Der „Stoff“, aus dem die Träume sind, ist nämlich auch der Stoff des Lebens (*Flanagan* 1997). Denn „La vida es sueño“ (*Calderón de la Barca* 1636). Es geht um traumgleiche, phantasievolle Lebenserzählungen (*fama vidodora*, ibid. V, 792 sqq.), in der sich Sein und Schein nicht so eindeutig scheiden lassen, wie uns *Calderon* und *Shakespeare* (vgl. *The tempest* IV, I 148 sqq.), *Pirandello*, *Unamuno*, *Canetti*, *Antunes* u.a. zeigen. Neurowissenschaftliche Forschungen legen nahe, daß

Traum und Wachbewußtsein eine gemeinsame funktionale Grundlage haben (*Llinás, Paré* 1991), Traum und Wachzustand beides anders akzentuierte „virtuelle Realitäten“, mentale Simulationen *eines* zwischen verschiedenen Dichten (z.B. Wachen, Träumen, luzides Träumen, vgl. *Flanagan* 1995) fluktuierenden phänomenalen Bewußtseins, die modellhaft auf einem „Spektrum“^{xxvi} verortet werden können. Die Rede von Sein und Schein des *Prosper*, von Bühne und Leben bei den Autoren, die die Bühnenmetaphern verwenden, ist nicht nur das Spiel schöner Metaphern, sondern Repräsentation von mannigfaltiger *Realität*. Die vertiefende Durchdringung solcher literarischer Dokumente als Lebensdokumente ihrer Autoren und ihrer Zeit und der in ihnen verarbeiteten *Wirklichkeiten* führen zu diesem Schluß, wie ihn in spezifischer Weise *Michail M. Bakhtin* (1986) gezogen hat. Aus ganz anderer Sicht, einer neurowissenschaftlichen und bewußtseinsphilosophischen, sind weitere Zweifel an „selbstverständlichen Gewißheiten“ anzumelden, denn ist das erlebende, sich selbst erlebende, bewußte Ich für sich selbst transparent? „Gibt es eigentlich eine Garantie dafür, daß bewußtes Erleben eine Form von Erkenntnis ist? ... Woher wissen wir überhaupt, daß die einfachen Tatsachen des Bewußtseins wirklich *Tatsachen* sind?“ (*Metzinger* 1995, 27) - oder sind meine erlebten Empfindungen der gegebenen Wirklichkeit – einschließlich meiner Selbst - nur meine „Perspektivität“ und letztlich das „Feuern meiner Neuronen“? Ist unser Bewußtsein nur das Aufleuchten von Funken aus „dem Kometenschweif unseres Gedächtnisses“ (*H. Schmitz* 1996, 1998), „ein Schleier tanzender Informationen“ (*Metzinger* 1995), ein „momentanes Echozeichen auf dem kosmischen Bildschirm“ (*Nagel* 1986)? Sicherlich! Und dennoch bin ich es, der leidet, wenn er gequält wird, der unter unterdrückender Macht seufzt. Diese Spannung zwischen der Selbstungewißheit in der „Vielheit unserer Persönlichkeiten“ (*Bakhtin*) und der „eigenleiblichen Betroffenheit“ (*Schmitz*), die uns unsere Natur immer widerfahren läßt, gilt es – für den Menschen der Moderne mehr noch als je zuvor – auszuhalten.

Die *Textur* unserer Biographie, aus der die *Textilien* gefertigt werden für die **GEWÄNDER**, die unsere Persönlichkeit(en) **sind**, sind aus mannigfaltigen, polychromen Materialien gewebt, vielfasrigen, und erscheinen nur in massiven Ausblendungen *einfach*. Da ist kein gradliniges *Curriculum Vitae*, das nicht geglättet wäre, da ist nicht *eine* Person hinter den Kostümen, Verkleidungen, Masken, denn „jede Maske ist ein wahres Gesicht“^{xxvii}. Da ist nicht *ein* Erzähler mit

einer Erzählung, die er vorträgt, sondern ein Gemurmel von Stimmen, von denen einmal die eine, mal eine andere in den Vordergrund tritt, so daß die Illusion eines klaren Erzählstroms entsteht – auf das Gewisper der Souffleure (ibid. Anmerk. 27) muß man schon gut hinhören. All das habe ich vor langer Zeit in meinen „Theateraphorismen“ – eines meiner wichtigeren Bücher (1982g) – beschrieben.

Wechsel des Diskurses

1. Psychologie der Lebensspanne – Geschichten von Traumatisierung und protektiven Erfahrungen, Berichte über Pathogenese und Salutogenese

Die **“Psychologie der Lebensspanne”**^{xxviii} untersucht Lebenserzählungen von Menschen und ist eine relativ junge Disziplin, die etwa 30 Jahre alt ist. Sie ist seit den Anfängen der Integrativen Therapie, die stets mit Kindern und alten Menschen - die gesamte Lebensspanne ungreifend - gearbeitet hat, ihr *Leitparadigma* (1999b). Man versucht, den menschlichen Lebenslauf insgesamt zu betrachten. Dafür sind spezifische Forschungsinstrumente entwickelt worden^{xxix} und untersucht praktisch auf zwei Ebenen, nämlich einmal, indem man eine Jahrgangsguppe von Babys von der Geburt an beobachtet, ihre Lebensgeschichte begleitet, immer wieder und immer weiter^{xxx}. Erste Studien begannen in der Mitte der 50er Jahre, so daß wir heute schon Erwachsene haben, deren Lebenslauf wir ganz gut verfolgen können. Da Wissenschaftler aber nicht so lange warten wollen, haben sie ebenfalls angefangen, Menschen im mittleren Lebensalter longitudinal zu untersuchen. Da hat Deutschland eine ganz führende Stellung durch die “Bonner gerontologische Längsschnittstudie”^{xxxi}, die in den 50er Jahren begonnen wurde und deren letzte Teilnehmende noch jetzt untersucht werden.

Aus dem Zusammenführen solcher Longitudinal-Studien, die in der Kindheit oder die im Erwachsenenleben begonnen haben, bekommen wir einen relativ guten Überblick über die Entwicklung von Menschen im Lebensverlauf, wobei sehr deutlich wird, daß die Entwicklung natürlich nicht mit dem Jugendalter und dem jungen Erwachsenenalter aufhört, sondern daß es eine lebenslange Entwicklung ist, die im Erwachsenenalter besondere Spezifika^{xxxii} hat und natürlich auch im Alter, ja bis ins hohe Senium^{xxxiii}, bis in die Sterbephase^{xxxiv} hinein, Entwicklungspotentiale hat, Entwicklungschancen und Entwicklungsrisiken, Themen, mit denen sich die “klinische Entwicklungspsychologie” befaßt^{xxxv}.

Wenn man auf solche Untersuchungen schaut, werden insgesamt drei Perspektiven wesentlich: nämlich der Blick 1. auf gute Geschichten, auf salutogene Einflüsse / *Schutzfaktoren*, 2. auf Geschichten von Enbehungen, auf Defizite / *Mangelerfahrungen*, 3. auf Geschichten von Katastrophen und Beschädigungen, auf pathogene Einflüsse / *Risiko- und Belastungsfaktoren*. Eine solche breite Sicht führt zu keiner einseitigen, pathologisierenden Position. Die Optik der Pathogenese schaut die Lebensgeschichte des Menschen im Hinblick auf seine Krankheiten, auf seine Entwicklungsrisiken, seine *Schädigungen* und auf seine Defizite. Dabei werden *Störungen, Traumatisierungen, Konflikte von Defiziten* unterschieden^{xxxvi}. Störungen oder Traumatisierungen können über das ganze Leben hin eintreten. Auch defizitäre Erfahrungen können durch das ganze Leben eintreten, aber es sei gleich gesagt: Die Defizite, die Geschichten erlebten und erlittenen Mangels sind besonders schwerwiegend, denn sie sind oft kaum zu kompensieren. Es fehlt die Kraft, neue, wirklich neue und andere Erzählungen zu beginnen, neue, wirklich neue Stücke zu spielen.

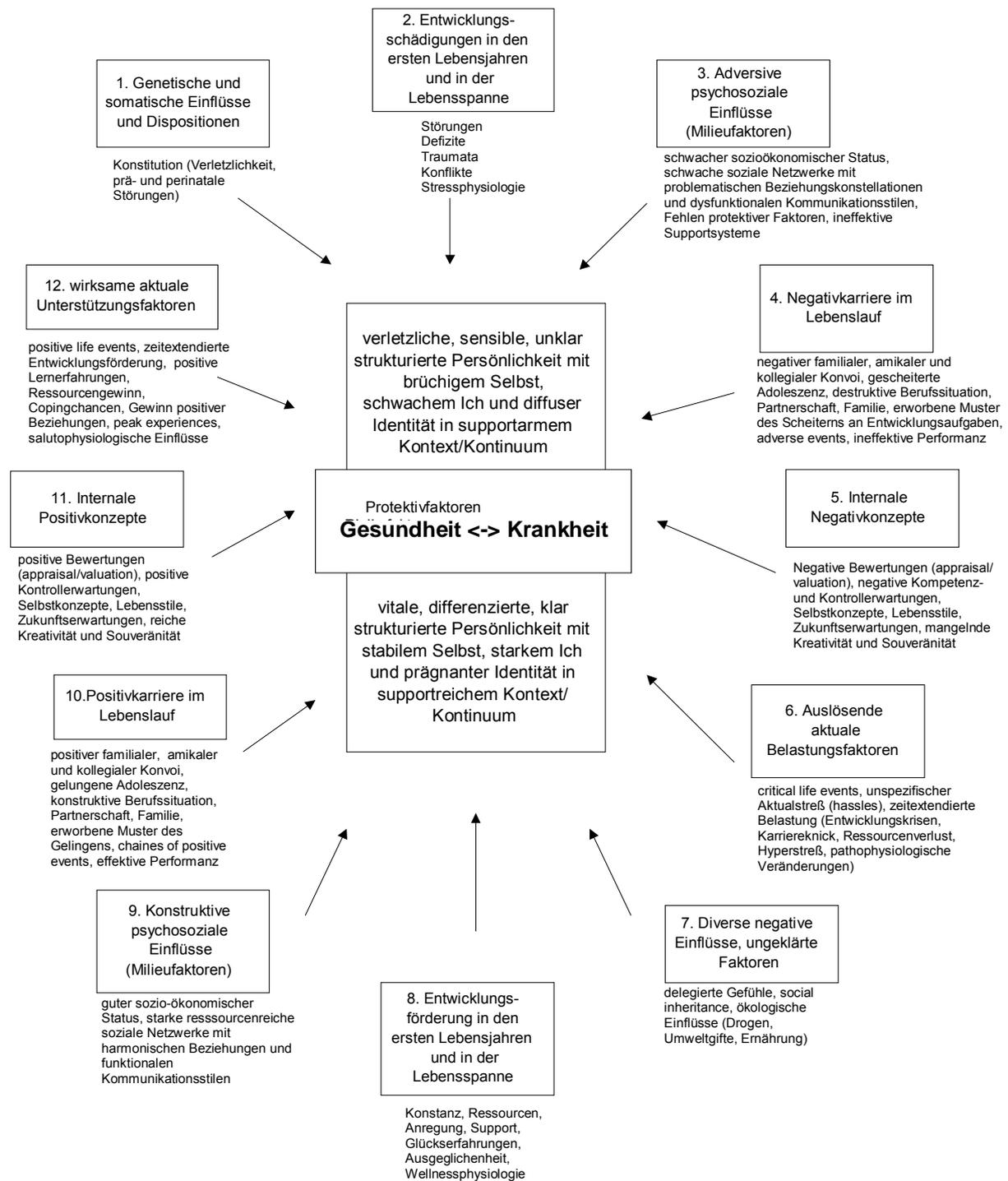


Abb.1: Multifaktorielle Genese von Gesundheit und Erkrankungen (aus Petzold, Steffan 2000a).

Und die Traumatisierungen? Sie gehören zum menschlichen Leben. Wir sind von der Evolutionsbiologie dazu ausgestattet, Traumatisierungen^{xxxvii} nicht nur zu überleben, sondern auch, sie zu "verdauen" und damit umzugehen, sie in unsere Biographie, unser Selbstkonzept und in unsere Persönlichkeit zu integrieren. Sonst hätten wir die

Evolution nicht überlebt. Unsere ganze Sozialgeschichte, die ja eine Geschichte von Kriegen, Pogromen und schlimmen Situationen, Nöten, Hungersnöten, Katastrophen ist, hätten wir nicht überlebt, wenn wir nicht entsprechend ausgerüstet worden wären, auch Traumata mit ihren Auswirkungen auf der *biologischen, psychologischen* und *sozialen* Ebene zu überwinden, denn ***Traumata sind immer biopsychosoziale Ereignisse, schlimme Geschichten (narratives), die sich dem Menschen aufprägen: in die Leiblichkeit, in seine geistig-seelische Verfaßtheit, in sein soziales Leben.*** Eine relativ kleine Gruppe von Menschen erleidet durch Traumatisierung, vor allen Dingen Polytraumatisierungen, schwere Schädigungen, die sogenannten posttraumatischen Stresssyndrome. Die Lebenszeitprävalenz liegt in den USA zwischen 5% (Männer) und 10,4 % (Frauen), bei jungen Erwachsenen in Deutschland zwischen 0,4% (Männer) und 2,2% (Frauen), d.h. 2 bis 10 % von den betroffenen Menschen werden mit diesen schweren Traumatisierungen nicht fertig. Das ist natürlich noch viel zu viel, wobei wir im oberen Grenzbereich vor allem Menschen finden, die von durch Menschenhand verursachte Katastrophen (*man made desaster*) betroffen sind. Bei Vergewaltigungen liegt die Wahrscheinlichkeit einer posttraumatischen Störung bei 55.5%, im Falle von Waffengewaltandrohung bei 17,2%.^{xxxviii}

Ich weise darauf hin, weil hier für das Thema "Lebensgeschichten" eine äußerst problematische Seite liegt, nämlich die Möglichkeit, besonders ältere Menschen durch die lebensgeschichtliche Arbeit zu *retraumatisieren*.^{xxxix}

Neben diesem Blick auf traumatische Erzählungen, *traumatic body narratives, psychological and social narratives* (1991i, 2001m) auf Berichte von Belastendem, und von Mangel, Defiziten – Geschichten über *Pathogenese* insgesamt - haben wir noch eine andere Sichtweise: dem Blick auf Geschichten der *Salutogenese*^{xi}, also Erzählungen über das Entstehen von gesundem Verhalten. Hier wird die medizinalisierte Optik deutlich überschritten und es wird auf Geschichten geschaut, die berichten, was denn für den Menschen nährend und heilsam war. Denn auch diese Erfahrungen werden *in den Leib eingeschrieben: healing body narratives, psychological and social narratives* (1999q, 1985h). Heilsame Narrationen hinterlassen benigne Spuren. Wo waren neben den *Risikofaktoren Schutzfaktoren, protektive Faktoren*^{xii} am Werk? Denn Sie können sich vorstellen, wenn Menschen ein schlimmes Ereignis in der Lebensgeschichte hatten oder haben und dann waren oder sind schützende Personen da, supportive Hilfsagenturen, dann sind die Chancen größer, das besser zu verarbeiten, als wenn die Menschen ohne Schutz

und Hilfe sind. (Ich bin vor drei Tagen zurückgekommen aus dem Kosovo – ich war da acht Tage. Ich bin im ehemaligen Jugoslawien schon seit fünf Jahren tätig, seit den Anfängen des Krieges, in Projekten der Traumahilfe. Auch im Rahmen einiger Projekte von jugoslawischen Kolleginnen und Kollegen, die bei mir promovieren oder in Supervision sind, kommt das Thema “katastrophale Lebensgeschichte” sehr deutlich auf, auch das Nicht-über-Lebensgeschichten-Redenwollen. Diese Leute haben *ein Recht darauf*, über ihre Traumata, über Grauenhaftes zu schweigen, und es ist sehr wichtig, daß man es ihnen läßt: nicht über ihre Lebensgeschichte *jetzt* zu reden, zumal es keineswegs erwiesen ist, daß ein Offenlegen und „Durcharbeiten“ (what ever that may be), ja daß in jedem Falle „Trauerarbeit“ notwendig ist, um traumatische Erlebnisse zu überwinden^{xlii}. Man sieht immer wieder, wie vielfältig die Formen des Umgangs mit Vergangenheitserlebnissen sind und wie wichtig es für Menschen ist, nicht nur auf die Risikosituation, die Katastrophensituation zu blicken, sondern ressourcenorientiert^{xliii} zu sehen, was es in einer Situation an Heilsamem, z.B. an Solidaritätserfahrungen oder Erfahrungen wechselseitiger Hilfeleistung gibt^{xliiv}. Interessant war für mich, Kinder in Bosnien zu beobachten, die auf Friedhöfen spielen. Sie können selbst dort unbefangen spielen und konstituieren dabei für sich offenbar heilende Welten, eine Lebenserfahrung, von denen Erwachsene angesteckt werden können. Es geht darum, das Schlimme zu integrieren, in die eigene Erlebenswelt hereinzunehmen, so daß man nicht nur einseitig im Bereich der Katastrophen lebt, sondern auch sieht - und das ist sehr deutlich im ehemaligen Jugoslawien -, daß Menschen in guten *sozialen Netzwerken* als “Weggeleit” (*convoy*) überleben können^{xliv}, wenn sie *Solidarität*^{xlvi} generieren. Dazu gehört auch, daß diese Netzwerke “Erzählgemeinschaften”, Gesprächs- und Handlungsgemeinschaften^{xlvii} mit einer ausgeprägten und gepflegten Erzähl-, Gesprächs- und Kooperationskultur werden, daß *Narrationen* als Sprechakte, als Handlungen verstanden werden.

Es geht aber nicht nur darum, Solidarität zu generieren, „Gegenfeuer“^{xlviii} gegen Unterdrückung und Gewalt anzuzünden, sondern die Menschen müssen aktiv an die Gestaltung der eigenen Situation gehen. Sie müssen heraustreten aus der Opferrolle, aus der Hilflosigkeitsrolle, aus der Perseveration von Geschichten der Ohnmacht hinein in den Raum einer aktiven Gestaltung, sie müssen das „Elend der Welt“^{xlix}, ihr Elend, zur Sprache bringen, so daß der “Ort der Kontrolle” nicht nur außen liegt. (Ist der “locus of control” - das ist ein wichtiges sozialpsychologisches

Konzeptⁱ - external, also von den Betroffenen nicht zu beeinflussen, so kann "erlernte Hilflosigkeit"ⁱⁱ entstehen.) Der "Ort der Kontrolle" sollte deshalb bei den Handelnden, bei den Menschen selbst liegen. Sie müssen das Skript ihres Lebens aktiv und somit souverän und selbstbestimmt schreiben.

Zumindest muß man versuchen, ihnen dabei zu helfen, denn wir sehen aus der Forschung deutlich, daß neben der traumatischen Situation noch etwas anderes wichtig ist, was die Lebensgeschichte prägt, nämlich ob man der traumatischen Situation *hilflos ausgeliefert* ist oder ob man noch agieren kannⁱⁱⁱ. Soldaten z.B., die im Unterstand sind, beschossen werden und im Trommelfeuer nichts tun können, sind wesentlich traumagefährdeter, als die, die – man muß es so hart sagen – im Bajonettkampf kämpfen und töten können. Schwestern, die im Etappenlazarett die zerrissenen Menschen versorgen mußten, erwiesen sich wesentlich traumagefährdeter, als solche, die aktiv im Frontbereich tätig waren. *Ohnmacht plus Trauma* ist eine ganz schlimme Sache in Lebensgeschichten, und Ohnmacht ohne einen stützenden, helfenden Menschen oder eine Gruppe, eine „Mannschaft“ stützender, helfender Menschen wird als besonders schlimm erfahren. Das heißt also: wir brauchen, wenn wir Gesundheit generieren wollen, *protektive Menschen*. Der wichtigste Schutzfaktor für Menschen ist ein bedeutsamer, sorgender Anderer, bei Kindern ist dies ein "*significant caring adult*", also ein umsorgender Erwachsenerⁱⁱⁱⁱ. Die Erwachsenen dagegen brauchen sich selber - also andere Erwachsene - als *bedeutsame Andere*, und alte Menschen brauchen möglichst valide junge Menschen als bedeutsame Andere^{iv}. Obwohl sie auch füreinander Helfer und "caring others" sein können, müssen wir immer eine *Intergenerations-Perspektive* haben und erfreulicher Weise ist, wie der Bundesdeutsche Alters-Survey zeigt, die Intergenerationensolidarität hoch^{iv}. *Diskurswechsel*.

2. Erinnerung, Lebensgeschichte, Identitätsprozesse

Ich hatte mir überlegt, wie ich diesen Vortragsexemplar aufbaue und ich dachte, es ist vielleicht ganz wichtig, bevor man in generationshistorische Fragen hineingeht, einmal zu überlegen: Was sind die Grundlagen dafür, daß mit Lebensgeschichten gearbeitet oder nicht gearbeitet werden soll?

In die Biographiearbeit hineingekommen bin ich 1964, während meines Studiums in

Paris. Ich habe als Student in einem Altenheim gearbeitet, habe 1965 das erste Mal über Arbeit mit Lebensgeschichten geschrieben^{lvi}. Ich bin zu dieser Arbeit gekommen, weil ich erzählende alte Menschen im russischen Altersheim in Villemoisson gesehen habe^{lvii}. Die saßen da - die Validen noch ein bißchen draußen auf der Bank - und haben miteinander erzählt, wie es so war damals, im alten Rußland, in der Ukraine, im „Osten“ (meine väterliche Familie kommt aus diesem Raum). Die slawische Kultur ist eine narrative Kultur! „Wanderer lobe den Herren, eine Legende vernimm ...“ Andere saßen in ihren Sesseln oder lagen auf ihren Betten, waren ganz zurückgezogen und introvertiert. Wenn man sie dann ansprach, bekam man oft erzählt, wo sie gerade waren: Sie waren in einem „dwelling on the past“, in vergangenen „Gedanken-Räumen“, bei guten und bösen Geschichten, oft traumatischen, denn die Wirren der Revolution waren schrecklich und die Terrorherrschaft *Stalins* war grauenhaft. Diese alten Menschen waren in der Erinnerung, im Nachsinnen, Nachdenken, Grübeln - *ruminations*^{lviii}, in denen sie ihr Leben, ihre Wirklichkeit überdachten, interpretierten^{lix} oder einfach die „inneren Filme“ ablaufen ließen. Je älter der Mensch wird, je kürzer der Lebenshorizont wird, desto mehr muß er die Generierung von Lebenssinn aus der Reflexion der Vergangenheit entwickeln^{lx}, besonders dann, wenn die Möglichkeit der Teilhabe am Leben eingeschränkt ist, wie das für viele alte Menschen der Fall ist und wie man es auch bei vielen „behinderten“ Menschen findet.

Dieses „dwelling on the past“, also das gedankliche Verweilen bei den in die Erinnerung wiederkehrenden Erzählungen, insbesondere auch aus der Kindheit, hat eine neurophysiologische Grundlage: das Kurzzeitgedächtnis nimmt im Alter in seiner Aktivität, in seiner Fähigkeit zu speichern, ab. Damit können die Inhalte des Langzeitspeichers in den Vordergrund kommen. Es kann nun sein, daß diesen Menschen, die zwei Weltkriege oder drei Kriege durchgemacht haben (oder womöglich vier Kriege, wie jetzt die Leute im vierten Balkankrieg), sehr viele böse Geschichten aufkommen^{lxi}. Meistens puffert unsere Biologie das aber auch ein bißchen ab, vor allem, wenn diese Menschen insgesamt kräftig sind und ein gutes Erwachsenenleben durchlaufen hatten. Gar nicht so wichtig ist offenbar die ganz frühe Kindheit. Sie hat zwar Bedeutung, diese wird aber allgemein überschätzt, (unter dem Schatten der Psychoanalyse, die diese Frühereignisse überbewertet)^{lxii}. Wenn wir ein erfolgreiches Erwachsenenleben haben mit vielen guten Geschichten, dann gibt es auch die Chance auf ein erfolgreiches Altern. Aber wenn eine *Kette von*

Schädigungen vorliegt, Ketten von feindseligen Erlebnissen bei Abwesenheit von protektiven Erfahrungen, dann kann es sein, daß diese alten Menschen in dem Wiederaufkommen der „alten Geschichten“ als „bösen Geschichten“ sehr stark belastet werden. Sie entwickeln dann z.B. Dunkelängste. Und diese Dunkelängste sind z.T. das Aufkommen von (im validen Erwachsenenalter unwichtig gewordenen) frühen Ängsten aus Kinderzeiten, erschrecklichen Geschichten, die jetzt in einer vulnerablen Alterssituation Gewicht erhalten. Den Einen quälte das Aufkommen von Ängsten aus Bajonettangriffen zwischen „Weißen“ und „Roten“ im blutigen revolutionären Bruderkrieg, andere waren auf der Flucht vor dem Feind, der Flucht aus Rußland – alles verloren, das „nackte Leben“ gerettet. Wieder andere erleben Bombennächte, den Terror der Feuerstürme gegen die Zivilbevölkerung in Berlin, Wuppertal, Köln, London – diese „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“, mit deren Folgen man als Gerontotherapeut immer schon konfrontiert war und die gerade von *Friedrich* (2002) nach mehr als 50 Jahren in eine breitere Diskussion gestellt wurden^{lxiii}. Die Emigration hatte vielen Opfern der Revolution keine wirkliche Sicherheit geboten. In den Intrusionen, die ich bei den AlterspatientInnen von derartiger alpträumhafter Vergangenheit beobachten konnte, Vergangenheit, die lange, lange geschwiegen hatte, unter einem bewätigten, zum Teil einem guten Leben dissoziiert war, wurde mir deutlich: *In diesem zitternden, geängstigten Menschen, zu dem ich gerufen wurde, weil er „unruhig“ war, tritt gerade ein Anderer auf die Bühne h e u t e*: derjenige der in Schützengräben unter Trommelfeuer liegt, der in den Unterstand hastet, der Mann gegen Mann um sein Leben kämpft, tötet Solche spontan aufkommenden vergangenen Einflüsse „stecken an“, sie reaktualisierten auch das Erleben der Anderen - das habe ich bei diesen alten russischen Menschen im Heim erfahren - weil sie leiblich konkret wieder aufkommen, in Mimik, Gestik, Atmung hochkommen mit einer kompletten „Streßphysiologie“⁵⁸. Das darf man in Projekten der Biographiearbeit mit alten Menschen nicht unterschätzen^{lxiv}. Und je geringer die Integrationsfähigkeit des zerfallenden Gehirns ist, desto schwerwiegender werden die Angstzustände und Depressionen. Es kommt sogar zu schweren psychosomatischen und zu psychotischen Reaktionen. Wir sprechen da von einer *protrahierten Traumatisierung*. Die traumatischen Ereignisse damals, in der Revolutionszeit, der Kriegszeit, der Flucht und Vertreibung, wurden von den damals jungen Erwachsenen noch gut verarbeitet, in die Lebenserzählung integriert – dessen Selbsterleben in den Gedächtnisarchiven des gegenwärtigen

Alterspatienten als Identitätsprofil bzw. „einmaliges Persönlichkeitsschema“ archiviert ist. Aber wenn bei schwachen und kranken alten Menschen die Identität abnimmt und das *Ich* schwächer wird, die *Selbstregulationskräfte* abnehmen, die neuronalen Kapazitäten des Gehirns nicht mehr so stark sind, auch das Immunsystem schwächer wird, da kommen diese Dinge mit dem Altgedächtnis hoch, „alte Geschichten“, längst vergessen geglaubte, und können jetzt nicht mehr so abgepuffert werden wie bei validen alten Menschen - für die steht die „goldene Jugendzeit“ im Vordergrund. („Schön war die Jugendzeit, sie kommt nicht mehr.“ Aber schön war sie!)

Wenn diese Tendenz, in der Erinnerung auch das Schlimme *vergolden* zu können, bei geschwächten alten Menschen nicht da ist, dann heißt das: hier müßten wir in der Arbeit mit Lebensgeschichten mit Biographiearbeit äußerst vorsichtig sein. Ich habe da jüngst noch sehr Ungutes gesehen. Man geht zu locker-wohlmeinend an solche Projekte. Ich selbst habe mit solchen Projekten zu Erzählerarbeit, Projekten zu Biographiearbeit Anfang bis Mitte der 70er Jahre Pionierarbeit geleistet, aber dabei auch Fehler gemacht, wie den einer zu erlebnisaktivierend vorgehenden Methodik - das muß ich aus meinem heutigem Kenntnisstand leider sagen. Die Projekte sind zuweilen nicht differenziert genug auf Einzelbedürfnisse eingegangen, was mir jetzt unverzichtbar scheint, denn es geht hier oft um den Umgang mit fragilen *Selbst- und Identitätsprozessen*^{lxv}, die auf der Grundlage einer modernen neurowissenschaftlichen Sicht^{lxvi} von Gedächtnisprozessen - und derartige Forschungen lagen damals noch nicht vor – allenfalls moderate Aktivierungen und engmaschige Begleitung erfordern. In der Therapie war ich noch zu sehr dem Paradigma des „Durcharbeitens“, statt dem des gemeinsamen Anschauens und Bearbeitens verhaftet. In der Therapie war ich noch zu sehr dem Paradigma des „Durcharbeitens“ verhaftet (*Ich* arbeite mit dem Patienten etwas durch, der Patient muß etwas durcharbeiten) statt dem Paradigma des *gemeinsamen* Anschauens und Bearbeitens, in dem die Möglichkeiten der „Synchronisation“, der „Abstimmung“ zum Tragen kommen können, die in der Sphäre des Zwischenleiblichen gründen: die Fähigkeit der sensomotorischen Synchronisierung zwischen, Menschen, ihren Gehirnen – etwa durch die Arbeit von Spiegelneuronen, Koaffektionen in wechselseitiger emotionaler Berührtheit. Wir versuchen in der Integrativen Therapie diese Phänomene zu nutzen, sie durch spezifische „theragnostische“ (diagnostische

und therapeutische) Instrumente zu erfassen wie z. B. die „relationalen Körperbilder“ (Petzold, Orth 1991; Orth, Petzold 1991), in denen atmosphärische Einflüsse, nonverbale Botschaften vom einem Leib zum anderen hin, im „dialogue tonique“ (Ajuriaguerra), in der Sprache der Berührungen und Gesten in *semiprojektiven* Bildern (Müller, Petzold 1998) exploriert werden. Wir versuchen sie auch interventiv in der Therapie einzusetzen. Wenn wir etwa in der Krisenintervention einen aufgeregten, übererregten Menschen mit einer akuten Hyperstressphysiologie zu beruhigen suchen - in einem „talk down“ etwa -, so versuchen wir ihn mit unserer Ruhe und Gelassenheit zu „affizieren“, wir bieten ihm die Möglichkeit, sich mit unserem „state“ psychophysischer Regulation zu synchronisieren, und dabei hat er die Chance, in ihm selbst vorhandene „Muster der Beruhigung“ aufzurufen, Seiten seiner Persönlichkeit, in denen auch er über Ruhe und Festigkeit verfügt, so daß es zu einer Synergie unserer Ruhe bzw. Beruhigung und seiner Ruhe- und Beruhigungspotentiale kommt. Solche Ansätze sind durchaus veränderungswirksam und potent und anders orientiert als das „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten“, zu dem sie eine Ergänzung, zuweilen eine indikationsspezifisch einzusetzende Alternative bieten. *Wechsel des Diskurses*

Diese Sache mit der “biographischen Arbeit” und mit dem “Erzählen von Lebensgeschichten”^{lxvii} ist ja in den letzten Jahren in die Mode gekommen, und immer, wenn etwas in die Mode kommt, muß man sich fragen: “Was steht denn dahinter?” Und wenn etwas in die Mode kommt, etwa im Behindertenbereich, oder in der Gerontopsychiatrie, im gerontologischen Bereich oder in der Traumatherapie – auch mit alten Menschen^{lxviii}. Man muß sich fragen: “Wieso ist das denn so?” Geht es hier nicht eher um die *Not der Helfer*, bei denen eine andere Seite ihrer Persönlichkeit in den Vordergrund tritt, eine verletzte vielleicht, die ihre eigene Geschichte und ihre Geschichte mit Behinderung in den Griff bekommen wollen, die ihre eigene *Identitätsprozesse* über Biographiearbeit stabilisieren wollen in einer Zeit, wo es um die *Identität der Helfer* und ihrer Patienten, Klienten und Mandanten schlecht bestellt ist? Es geht mir hier nicht um die “hilflosen Helfer”^{lxix} – ich halte das für ein dysfunktionales, selbststigmatisierendes Konzept – die Helfer sind in der Regel sehr valide und sehr, sehr kräftig und sehr effektiv, auch wenn sie in Krisen kommen können^{lxx}. Also das ist nicht der Punkt. Aber die Helfer werden oft von außen beschädigt, hilflos gemacht – z.B. durch *Ressourcenverknappung* bei

gleichzeitiger Steigerung der Anforderungen: etwa in dem Moment, wo die Ressourcen massiv verknappt werden und man einen schlechten Personalschlüssel bekommt, soll man dann noch plötzlich „in Kundenorientierung machen“^{lxxi}. Ein weiteres identitätsbedrohendes Moment für Helfer könnte die derzeitige *Bioethikdebatte* sein. Man müßte darüber intensiv diskutieren, denn bioethische Perspektiven sind keineswegs rundweg abzulehnen, weil der „Wert des Lebens“ mit einem korrespondierenden Wert, nämlich dem der „*Qualität des Lebens*“ in *Ko-respondenz*^{lxxii} gebracht werden muß, denn mögliche Angriffe auf die Integrität ihrer KlientInnen und Schutzbefohlenen müssen immer auch als Angriffe und als biographische Einflüsse auf ihre eigene Identität gesehen werden, genauso wie die HelferInnen und ihre Institutionen von der Stigmatisierung ihrer KlientInnen mitstigmatisiert werden^{lxxiii}. Auch der *Zeitgeist*^{lxxiv}, makrosoziale Einflüsse - all das sind Dinge, die auf unsere Identität in den helfenden Berufen drücken, und das besonders seit etwa zehn Jahren. *Wechsel des Diskurses*

Seit zehn Jahren kommen nun auch diese biographieorientierten Themen auf, in der Forschung, aber zunehmend auch in der Praxis^{lxxv}. Das ist nur zum Teil zu begrüßen. Denn man muß metareflektieren, warum man *jetzt* ein solches Interesse an der Biographie hat, um dann nach Hintergrundmotivationen zu schauen. Unmittelbare Biographiearbeit mit hochdementen oder schwer geistig Behinderten ist ja praktisch nicht möglich, sondern es geschieht eine *vikarielle*^{lxxvi} Biographiearbeit. Wir als Helfer vollziehen diese Arbeit mit diesen Menschen und für diese Menschen. Und wenn man das gut macht, bezieht man ihre Familien ein, denn die Betroffenen haben ja Geschichte mit ihren Familienmitgliedern. Ein Stückchen der Rekonstruktion der *individuellen* Geschichte muß auch immer Rekonstruktion der *kollektiven* Geschichte und ihrer **Diskurse** sein^{lxxvii}. Es gibt immer ein *kollektives Erinnern*^{lxxviii}, das zeigt die Goldhagen-Debatte^{lxxix} und das Erscheinen der Bücher von *Viktor Klemperer*^{lxxx}, und nicht zu vergessen das Erscheinen der Tagebücher von *Göbbels*^{lxxxii}. Das alles sind Anstöße und Möglichkeiten zu einem „kollektiven Erinnern“. Es hat offensichtlich 50 Jahre gebraucht, bis man bestimmte Sachen (die in der persönlichen Biographie gleichfalls dissoziiert waren oder auch nicht) *kollektiv* erinnern konnte^{lxxxii}, obwohl das, was im Dritten Reich z.B. mit behinderten oder auch mit alten Menschen, Hochbetagten gemacht wurde, ja bekannt ist, seit langem bekannt^{lxxxiii}. Aber das alles ist nicht in die *Identitätsarbeit*^{lxxxiv} der Helfer herein gekommen und auch nicht in die

Identitätsarbeit der Institutionen. Es braucht bei solchen "kollektiven Traumatisierungen" und den sich daran anschließenden „kollektiven Verdrängungen“ - oder besser wohl „Dissoziierungen“ - offenbar eine lange Zeit, bis das Abgedrängte, die verbotenen und verpönten Erzählungen zur Sprache kommen können. Dies sind kursorische Überlegungen von mir zu der Frage, warum *jetzt* Reader zu Biographiearbeit erscheinen (*Blimlinger et al. 1994; Gereben, Kopinitsch-Berger 1998*), Tagungen zur Biographiearbeit organisiert werden – Ich selbst habe 1996 in Graz eine der ersten Tagungen zu diesem Thema veranstaltet^{lxxxv}.

Das heißt also, wir müssen unsere Selbstbetroffenheit, unsere verdeckten Motive und unsere Involviertheit mit reflektieren, ihre Kontexte metareflektieren^{lxxxvi}, damit wir den betroffenen Menschen gerecht werden. Es gibt Bereiche der persönlichen Geschichte, die kann man nicht so einfach angehen und sagen: "Laß mich mal in Deine Lebensgeschichte blicken!" Das müssen wir erkennen und deshalb höchst individualisiert vorgehen, empathisch feinspürig auf den Anderen gerichtet, aber auch bereit, auch uns erfassen, empathieren zu lassen: „Suche Zugang zum Inneren eines jeden Menschen zu finden, aber gestatte auch jedem anderen, in deine Seele zu blicken“ empfahl *Marc Aurel* (VIII, 61). Und das könnte ein gutes Leitprinzip sein für eine Biographiearbeit, wie ich sie verstehe. Besonders zu berücksichtigen ist auch, wie das "*dwelling on the past*" bei alten oder kranken Menschen oder wie die fragmentierte Memoriation eines z.B. durch Unfall cerebral geschädigten Menschen funktioniert. Wir müssen zu erfassen suchen, wie die defizienten Memorationsprozesse bei einem langfristig geistig behinderten Menschen ablaufen. Wir müssen also sehr differenziert schauen, denn Erinnerung ist nicht gleich Erinnerung, Erzählung nicht gleich Erzählung.

In einem *narrationstheoretischen* Kontext relativieren sich dominierend medizinisch-physiologisch ausgerichtete Konzepte von Gesundheit und Krankheit. Trotz leidvoller Lebenssituation, schwerer physischer Erkrankung und Chronifizierung, schlimmen Unfallfolgen usw. können Menschen eine Lebenserzählung der geistig-seelischen und sozialen Gesundheit in Worten, aber auch in Gesten und Blicken erzählen und in ihrem kognitiven und emotionalen Gedächtnis niederschreiben. Ich habe Tumorpatienten erlebt, die bei einer infausten Prognose integrierte und zutiefst gesunde Persönlichkeiten waren, durch Unfall und MS-Erkrankung physisch versehrte Menschen mit schweren körperlichen Behinderungen, die ein immense lebensbejahende, gesunde und strahlkräftige Persönlichkeit hatten, weil sie ihre

Lebensgeschichte positiv erleben und bewerten konnten. Ich habe geistig bzw. multipel Behinderte, demente AlterspatientInnen gesehen, die mit ihren schweren Einschränkungen ein Leben der Heiterkeit, Freundlichkeit und emotionalen Zugewandtheit führten, ein Leben, hinter dem *Narrationen* mit guten Atmosphären, Szenen der Bezogenheit in einer guten Lebensgeschichte stehen^{lxxxvii}. Auch wenn sie verbal-narrativ nicht kommuniziert werden können – im konkreten Kontakt vermitteln sie sich als *atmosphärisch-szenische Narrationen* der Mimik, Gesten, Blicke, Handlungen, in deren Strom man eintritt und mitfließt, und die von einer Qualität gekennzeichnet sind, die man als zutiefst gesund erleben kann und als heil benennen muß. Es ist eine Lebensgeschichte in einem hohen Gegenwartsbezug. Memorationen als szenisch-biographische Ereignisreproduktion sind offenbar kaum noch vorhanden, und dennoch wird im Umgang mit diesen Menschen deutlich, daß hinter ihren Blicken und Gesten, ihren Worten und Lauten „anwesende“ Lebensgeschichte steht. Sie sind *Persönlichkeiten*, und als diese stehen sie in *Gemeinschaften*, deren Verantwortung es obliegt, sie nicht zu pathologisieren, sondern ihre Identitätsprozesse zu fördern. *Wechsel des Diskurses*

3. Lebensvollzug als „Erzähl-, Gesprächs- und Handlungsgemeinschaft“ – differentielle Hermeneutik, Zwischenleiblichkeit und Spiegelneurone

In diesem Zusammenhang ist es wichtig, sich einmal klar zu machen, was denn eine „Lebensgeschichte“^{lxxxviii} ist: sie ist die mnesticke Auszeichnung von wahrgenommenem, emotional und kognitiv bewertetem, differentiell interpretiertem „*Handeln in Ereignissen und Gestalten von Ereignissen*“, also im Gedächtnis aufgezeichnetes Leben, Lebensgeschehen mit all seinen *Ereignissen* (*events* im lifespan-psychologischen Sinne^{lxxxix} und *événements* als dramatische Aktionen im Sinne *Poltzers* und *Morenos*^{xc}, aber auch als Grenzereignisse von Heterotopien, an denen, wie *Foucault*^{xcii} zeigte, im Denken des Andersseins Überschreitungen als „Blitze des Werdens“ aufflammen).

Das menschliche Leben ist als solches eine fortlaufende Erzählung, oder besser ein „Bündel verflochtener Erzählungen“, an denen etliche miterzählen. Dabei ist keine strenge Chronologie eingehalten. Sondern lang Vergangenes und Rezentens, Ersehntes und Fiktionales werden in der „Zeit des Erzählens“ zusammengebunden. In der Chronosophie des Lebens herrschen andere Zeitgesetze als in der

physikalischen Chronometrie (*Petzold* 1991o), wie schon *Augustinus* im 11. Buch der *Confessiones* dargetan hat. *Ricœur* hat in seinem monumentalen dreibändigen Werk „Zeit und Erzählung“ einen **Polylog** zwischen *Augustinus*, *Aristoteles*, *Husserl*, *Heidegger* entfaltet, der konnektivierend ein Netz von Integrationen über die Paradoxe der Zeit wirft, daß „Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart jenseits des rein sukzessiven Zeitflusses in in eine komplexe Beziehung bringt, die durch immer neue Erzählkonfigurationen neue Verständnismöglichkeiten der zeitlichen Dimension der menschlichen Existenz entwirft“ (*Mattern* 1996, 163). In diesem Rahmen ist menschliche Lebensgeschichte, ist *Biographiearbeit*, *Biographieerarbeitung* zu sehen. In den Konfigurationen und Refigurationen, die die multiplen Erzählprozesse in einer und um eine Person herum ermöglichen, die das menschliche Gehirn in seinen *neuronalen Narrativierungen* ermöglicht, vollzieht sich eine *vielfältige Dialektik von Sedimentationen und Innovationen*, die für Biographieerarbeitung in psychotherapeutischer oder persönlichkeitsfördernder Absicht die Chance für Veränderungen bietet. Das sind Dimensionen, die den triebdeterministischen psychoanalytischen und mehr noch dem behavioralen Diskurs (hier fast gänzlich) entgangen sind. Wir sehen in diesem Zusammenhang besonders die *aktionale Qualität von Narrationen* als Sprechhandlungen, ja breiter noch von Worten und Handlungen als wesentlich an – ein „Drama“ im Sinne *Poltzers* (1929)^{xcii}: „Dieses menschliche Leben bildet [...] ein D r a m a. Es ist unbezweifelbar, daß wir unsere alltägliche Erfahrung zunächst im Drama erleben. Die Ereignisse die uns zustoßen, sind dramatische Ereignisse; wir spielen diese oder jene ‚Rolle‘ etc.; uns selbst sehen wir d r a m a t i s c h: wir wissen uns als Urheber oder Zeugen dieser oder jener Szenen oder Aktionen [...] wir d e n k e n an uns selbst in dramatischen Termini“ (*Poltzer* 1929/1974, 28). „Denn das Drama impliziert den Menschen in seiner Totalität und als Mittelpunkt einer Reihe von Ereignissen, die, gerade weil sie sich auf die erste Person beziehen, einen Sinn haben. Die Originalität der psychologischen Tatsache gründet im dramatischen Leben des Individuums, das sich auf der menschlichen Szene abspielt“ (idem 1928/1978, 195). Im Drama, und das ist essentiell, spielen verschiedene Akteure. Darin liegt sein Veränderungspotential und die auch die Gefahr der Verhinderung von Veränderung. Wenn ein „Netz von Narrationen“ gegeben ist, so sind Veränderungen auch notwendig mit dem Verändern des Erzählens, der Erzählströme und Erzählformen im Netzwerk, den „social worlds“ des Menschen verbunden, wie ich verschiedentlich

exemplarisch für die Psychotherapie gezeigt habe (1995a). *Lebensgeschichte (Biographie)* wird aus dem vom Individuum und den Menschen seines Kontextes *gemeinsam* gestalteten *Lebensvollzug (Biosodie)* extrahiert, nicht nach einem genauen, auf Millimeterpapier vorgezeichneten Plan, sondern zumeist spontan, durch vielfältige An- und Zufügungen, ein **collagierender** Prozeß. *Biosodie* hat eine identitätskonstituierende, persönlichkeitsbildende Qualität, wobei einmal dieser, einmal jener, einmal der Vater, die Mutter, der Protagonist selbst, Geschwister, Nachbarn in den *Erzählstrom* „vollkommener Wechselhaftigkeit“ eintreten. Da die Geschichte nicht nur eine der Worte ist, sondern auch der Gesten, der Aktionen, haben *Moreno* (1946), *Politzer* (1978) u.a. zu Recht von einem "Drama" gesprochen, einem Spiel auf einer der Bühnen des "großen Welttheaters"^{xciii}. Diese Narration wird von allen Erzählenden, dieses Drama von allen Spielern erlebt. Jeder steht spezifisch für sich mit seinem Erleben da und läßt es auf seine Weise einfließen in die Gesamterzählung. Er beginnt dabei, seine Rede, seine Aktionen *wahrzunehmen*, seine Erzählungen zu *erfassen*, zu *verstehen*, d.h. immer auch zu interpretieren - für sich und mit anderen -, sie zu *erklären* - sich und anderen, und dabei entdeckt und erfährt er verschiedene Seiten seiner Persönlichkeit, z.T. so intensiv, daß er zuweilen meint, ein Anderer zu sein. Je bewußter die Lebenserzählung, die "*Biosodie*"^{xciv} - von griechisch "*bios*" = Leben und "*odos*" = Weg - wahrgenommen, erfaßt und verstanden wird, je klarer erkannt wird, daß in ihnen vielfältige einzelne Erzählströme (wir nennen sie *Narrationen* und *Dramen*) zusammenfließen, wie sich Wiederholungen ergeben, strukturierende Muster entstehen oder erkennbar werden (wir nennen sie "*Narrative*" oder "*Skripts*"^{xcv}), desto besser gelingt es dem Individuum die Sicherheit gebenden aber auch zuweilen dysfunktional determinierenden **Strukturen** (Fixierungen, Schemata) in den **Phänomenen** seines Lebensvollzugs und in den **Entwürfen** seiner Lebenspläne und -visionen zu erkennen, um sie dann in der Ko-respondenz mit Anderen (*significant others*) aktiv und bewußt gestalten zu können.

Dies geschieht in miteinander verwobenen Prozessen aktionaler und diskursiver Hermeneutik, in denen Prozeß und Struktur verschränkt sind. Lebendige *Prozesse* (Narrationen, Dramen, Dialoge) erhalten *Stuktur* durch Muster (Narrative, Skripts, Folien), Lebensvollzug und Lebenspraxis konnektierten sich mit Lebensgeschichte und Lebenserfahrung in der gelebten Lebenswirklichkeit, die statische und dynamische Qualitäten verbindet. Biographiearbeit und biographisch orientierte

Therapie müssen diese Perspektiven verbinden, den Blick auf das Leben/Erleben (*experientielle* Perspektive, wie sie z.B. Psychodrama und Gestalttherapie fokussieren) und den Blick auf die in Lebensprozessen gebildeten Strukturen (wie er für eine *tiefenpsychologische* Perspektive charakteristisch ist). Der Integrative Ansatz verbindet beide Perspektiven (vgl. Abb. 2).

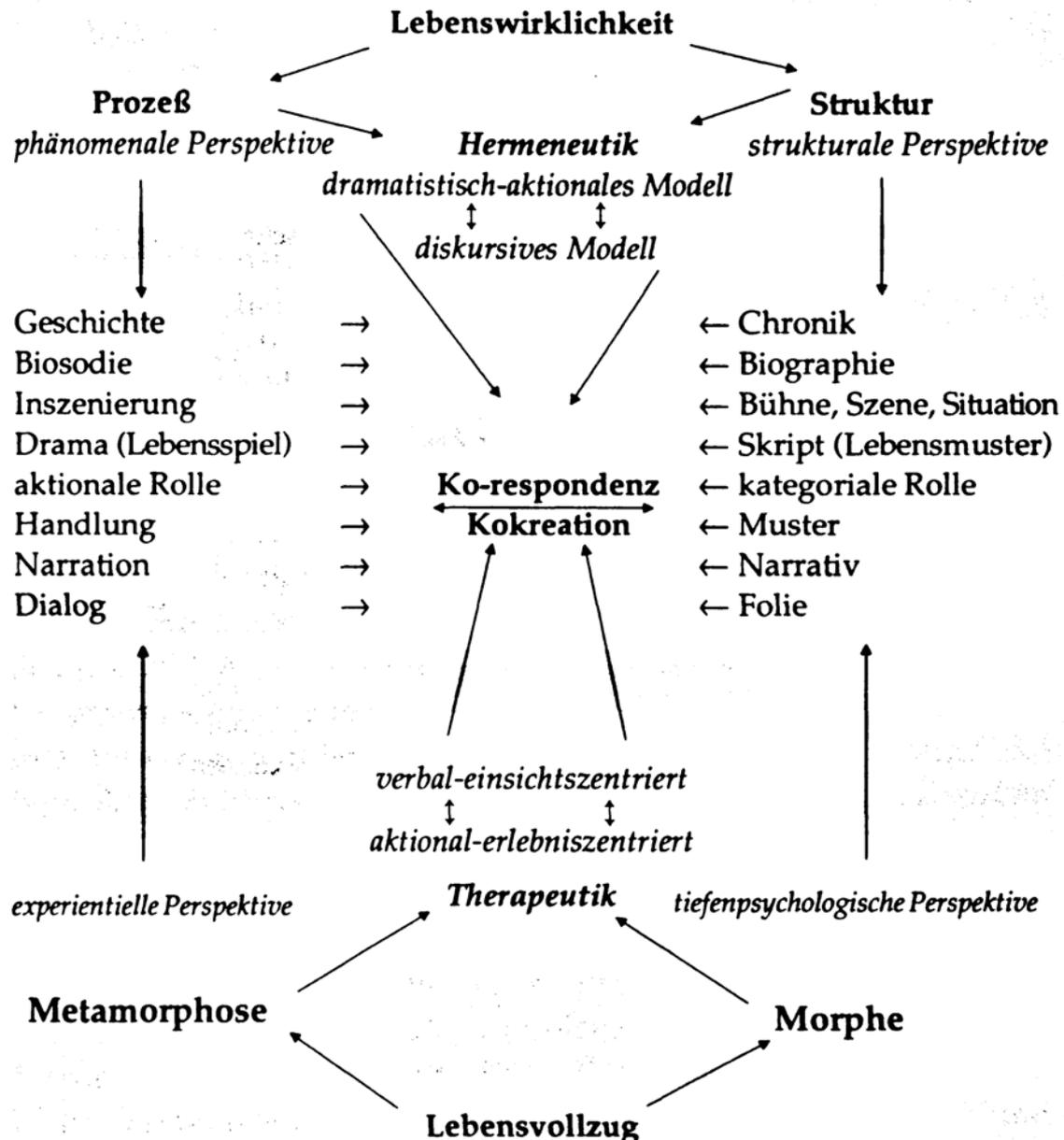


Abb. 2: Verschrankung von Prozeß und Struktur im persönlichen Lebensvollzug und in der Therapie (aus: Petzold 1992a, 903)

Wenn es dem Individuum gelingt, sich in seinen verschiedenen Realitäten und

Identitäten *wahrzunehmen* und es ihm weiterhin gelingt, sich in seinen Lebensprozessen durch die Interpretationsarbeit einer diskursiven und aktionalen Hermeneutik zu verstehen, kann es zu einer adäquaten, kompetenzreichen *Performanz* kommen und als Person in seinen verschiedenen Rollen gemeinsam mit seinem "relevanten Netzwerk"^{xcvii} (als Ko-respondenz-, Interpretations- und Kooperationsgemeinschaft, als denkendes und handelndes Kollektiv), seine Geschicke selbst in die Hand nehmen und gestalten. Dabei verändern sich **Ko-respondenzprozesse**^{xcviii}, unter denen wir die sich im Lebensprozeß, in der „P r a x i s“ vollziehenden und vollzogenen **polylogisierenden** Interaktionen des Menschen mit der Welt^{xcviii} und den Mitmenschen^{xcix} verstehen. Sie sind vielseitig-resonant und umfassen das „*narrative Klima*“ der **Erzählgemeinschaft** mit ihren atmosphärischen und szenischen Komponenten, ihrer „Erzählkultur“^c, den dramatischen Sprechakten, der lebendigen Nonverbalität, der bildhaften, symbol- und metaphorreichen Erzählsprache über die im **Wahrnehmen** zugänglich gewordenen Wirklichkeiten der Lebenspraxis. Sie wandelt sich von einer solchen, deiktisches, sprachliches, gestaltendens Handeln **erfassenden** „*poietischen Hermeneutik*“^{ci} in einer reflexiv ansetzenden **Gesprächsgemeinschaft** zu einem Wirklichkeiten bzw. Realitäten^{cii} **verstehenden** „*diskursiven Klima*“, das „T h e o r i e“ generiert, mit seiner begrifflich exakten Diskurssprache, die Stimmungen und Atmosphären in Worte fassen kann, Erfahrenes, Erfasstes besprechbar macht, „auf den Begriff“ bringt, d.h. kognitiv kontextualisiert und einen **erklärenden**^{ciii} Zugang eröffnet der handlungsleitend werden kann und sich in der Performanz, der Praxis konkretisiert. Erlebter *Sinn* erhält sprachliche *Bedeutung*^{civ} und kann darüberhinaus in einer **metahermeneutischen** Problematisierung^{cv} von Voraussetzungen und Hintergründen in einem übergeordneten Rahmen reflektiert werden. In den Interpretationen einer solchen „*diskursiven Hermeneutik*“ werden Strukturen deutlich, Konzepte der „T h e o r i e“ erarbeitet, die mit einer weiteren Transformation wiederum in die „P r a x i s“ des Einzelnen mit seinen relevanten sozialen Netzwerken als **Handlungsgemeinschaft** zurückfließen und in einem „*kooperativen Klima*“ umgesetzt werden, das als solches einen Handlungsvollzug erfahrbar macht. Es entsteht damit ein „Theorie-Praxis-Zyklus“^{cvi}, der wieder zu einer „*aktionalen, poietischen Hermeneutik*“ führt. Die aktionale und diskursive Hermeneutik mündet damit immer im Durchgang durch mehrere Ebenen (*leibliches* Erleben, *emotionale* Erfahrung, *kognitive* Einsicht) in theoriegeleitete, bewußt entschiedene, *gewollte* Praxis (das *volitive* Moment wird im

Integrativen Ansatz besonders betont^{cvi}), die sich wieder reflexiv und metareflexiv theoretisch bestimmen kann.

Im handelnden Lebensvollzug, den das Leibsubjekt *nachspürend*, *nachsinnend*, *nachdenkend* und wieder handelnd *wahrnimmt*, *erfaßt*, *versteht* und *erklären* kann, in dieser „*hermeneutischen Spirale*“^{cvi} (Abb. 3) verschränken sich Theorie und Praxis, Erleben und Handeln, Sinnen und Tun zu synthetisierenden Prozessen, die in ihrer besonderen Qualität des „widerstreitenden Zusammenklings“ schon von *Heraklit*^{cix} aufgezeigt wurden und heute noch in Konzepten wie „reflektierte Intuition“, „sinnliche Reflexivität“^{cx}, „reflektierte Sinnlichkeit“^{cx}, „emotionale Intelligenz“^{cxii} einen Ausdruck finden. Dabei darf man nicht der Illusion einer „glatten Dialektik“ aufsitzen. Der „dunkle“ (*skoteinos*) *Heraklit* versprach keine „Synthesen“ ohne Rest, auch wenn *Hegel* jeden seiner Sätze in die Jenenser Logik aufgenommen haben will, sondern stellte „lockere Anschlüsse“, Synapsen her (Fragment 8 u. 10). *Derridas* Vorbehalte der Dialektik gegenüber treffen den Epheser nicht, der eine zusammenfügende Erkenntnissuche aufzeigte, eine Hermeneutik des Flusses, der „*zerstreut und wieder zusammenführt, und der kommt und geht*“ (*Heraklit*, Fragment 91), das was wir heute als eine „**konnektivierende**“ oder „**collagierende Hermeneutik**“ bezeichnen im Unterschied zu einer konstruierenden, systematischen Hermeneutik des strengen Interpretationsprozesses, die für die Arbeit mit literarischen Texten ihre Bedeutung hat, aber für Lebenserzählungen, Biosodien als „interpretative Arbeit im Vollzug“, für „collagierende Identitätsarbeit“ (*Müller, Petzold* 1999), für die „bricolage des Selbst“ wenig geeignet ist. Vor allem wird sie den „fiktionalen Narrationen“, den kreativen Erzählungen über Mögliches, Gewünschtes, Ersehntes nicht gerecht, für die Biographiearbeit und Therapie einen „potential space“, einen Möglichkeitsraum (*Winnicott*) eröffnen sollten. Aber gerade die „Erzählungen der Sehnsucht“ und die „Narrationen des Entwurfs“, die Verschränkung von historisch-biographischen Momenten mit fiktional-biographischen haben ein hohes veränderungswirksames, fixierte Narrative durchbrechendes Potential, wie Erzählungen, Geschichten, Märchen, die in unseren Therapien geschrieben werden und in „intermedialen Quergängen“ auch in dramatisches Spiel in Handlung transformiert werden (*Orth, Petzold* 1990c) immer wieder zeigen. Der Bedeutung von fiktionalen Erzählungen für *zu entwerfende Biographie* – denn Biographie hat auch eine Zukunftsdimension – ist im Kontext von Therapie und Biographiearbeit noch wenig Bedeutung zugemessen worden. Die *transversale Hermeneutik* indes greift über das *Wahrnehmen* von

Gegenwärtigem, das *Erfassen* von Gegenwärtigem und Erinnerungem, das *Verstehen* von Vergangenem und Gegenwärtigem, das *Erklären* von all diesem auch immer weiter in die Dimension der Antizipation, der Prospektionen und Entwürfe, weil das Memorieren, das Erfasste und Verstandene, ja Erklärte auch das Antizipieren ermöglichen, das sonst nicht nicht möglich wäre.

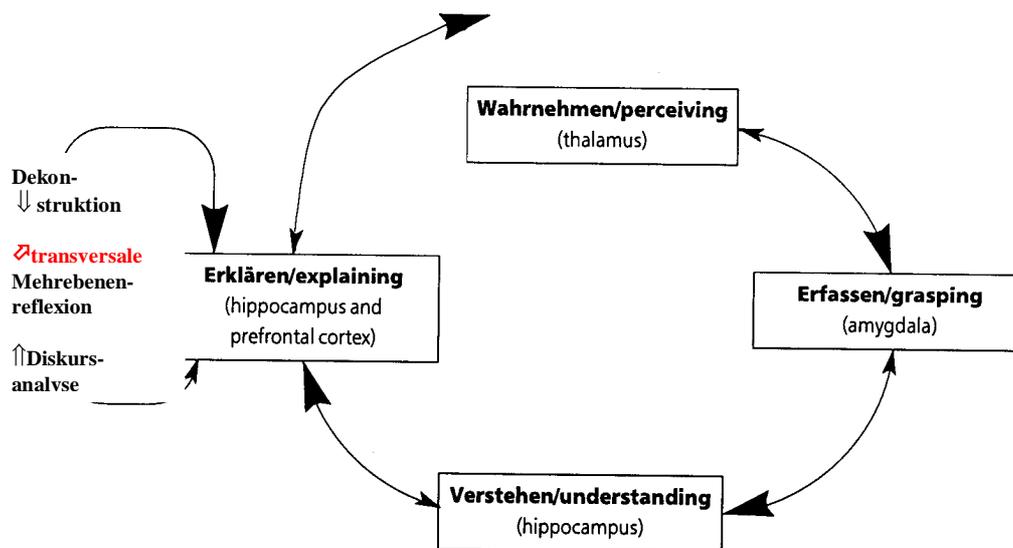


Abb. 3: Die hermeneutische Spirale „Wahrnehmen ↔ Erfassen ↔ Verstehen ↔ Erklären“ und ihre Überschreitung des Erklärens durch ↑ Diskursanalyse (Foucault), ↓ Dekonstruktion (Derrida), ↗ transversale Mehrebenenreflexion (Petzold) zu einer Metahermeneutik

Dieser spirilig progredierende, in sich rückbezügliche Prozeß beginnt mit dem *Wahrnehmen* (Innen- und Außenwahrnehmung) als der Grundfunktion, die auch in der Diagnostik von Wahrnehmungsstörungen als Basis zahlreicher Verhaltens- bzw. Persönlichkeitsstörungen besondere Aufmerksamkeit erhält („Wie nimmt der Patient sich und die Welt wahr?“), denn damit ist die zweite Funktion des *Erfassens*, d.h. des *Aufnehmens*, des Erkennens, Behaltens, Verarbeitens verbunden („Wie nimmt der Patient sich und die Welt auf, wie erfaßt er, verarbeitet er das Wahrgenommene?“). Auf diesem Prozeß gründet das *Verstehen* und das *Erklären*. Die Spirale ist damit in zwei Doppeldialektiken organisiert: *Wahrnehmen* ↔ *Erfassen* ↔ *Verstehen* ↔ *Erklären*, die erste als leibnahe Dialektik, die zweite als vernunftnahe Dialektik. In ihnen konstituiert sich leibhaftige Erkenntnis, in der die Polarisierung „Aktion und Kognition“ überwunden werden kann. Im Bereich des *Erklärens* können die habituellen Erklärungsdiskurse auf der Ebene der Alltagsreflexion oder der fachdisziplinären Reflexivität durch „Diskursanalysen“ (sensu *Foucault*), „Dekonstruktionen“ (sensu *Derrida*) und „transversale Mehrebenenreflexionen“ (sensu *Petzold*) überschritten werden zu einem

„polyvalenten Erklären“, das um Aufklärung der Bedingungen seiner Erklärensprozesse (der kulturellen wie der neurobiologischen) bemüht ist und die Mehrwertigkeit der *Erklärungen* hinlänglich zu überschauen versucht, wie es für die **Metahermeneutik** im Verständnis des Integrativen Ansatzes charakteristisch ist.

Vor einem solchen Hintergrund wird die Strategie „narrativer Praxis“ in der Integrativen Therapie deutlich, in „hermeneutischer Therapeutik“^{cxiii} den PatientInnen zu ermöglichen, das eigene „Skript“ **wahrzunehmen**, zu **erfassen**, zu **verstehen**, zu **erklären** und damit selbst – die vielfältigen Materialien ihres Lebens konnektivierend - zu verändern, zu gestalten, selbst *ihr eigenes Skript* zu schreiben, die „*Narrative*“ flexibel zu halten, so daß diese Muster Stütze und Sicherheit bieten (*benigne Narrative*) und nicht zu rigiden Fixierungen geraten (*maligne Narrative*)^{cxiv}. In den Aufzeichnungen der Lebenserzählung, in den „*Annalen*“ des Gedächtnisses, den „*Archiven*“ des **Leibgedächtnisses**^{cxv} formiert sich *Biographie* als Niederschlag von Prozessen „*komplexen Lernens*“^{cxvi} zumeist wie eine Collage - das, was in den Leib eingeschrieben ist, von griechisch „*bios*“ (s.o.) und „*graphein*“ (schreiben), und läßt vielfacettige Persönlichkeit, reiche Identität entstehen. Biographie bietet ihrerseits die Basis weiterer Auslegung von Lebensprozessen und generiert einen Erfahrungsschatz, Lebenswissen, Lebensweisheit zuweilen und aus all diesem **Lebenskunst**. Darin liegt das Potential des Leibsubjektes, des personalen *Selbst* sich *selbst* zu gestalten – Künstler und Kunstwerk zugleich^{cxvii}. Das autobiographische Gedächtnis^{cxviii} ist die Möglichkeit der Menschen, eine Biographie zu bilden, Identitäten zu formen, [eine] Persönlichkeit zu sein. „Wir sind Gedächtnis“, wie der bedeutende Gedächtnisforscher *Daniel Schacter* es formuliert hat^{cxix} - oder wir sind nicht. Diese Möglichkeit aber ist immer an den Anderen gebunden, an den Konvoi, das Weggeleit auf der Lebensstraße, die zu Erinnerndes bereitstellt, ermöglicht, selbst in das Erinnern eingebunden ist. Der Konvoi als Netz, als kollektives, vernetztes Gedächtnis, ist für das in der durch die Zeit, die Lebenszeit „reisende“ Leibsubjekt gleichsam Matrix seiner Erfahrungen, die in die Erfahrungen der Anderen eingebettet ist. Erfahrungen, die in die Erfahrungen der Anderen eingebettet ist.

Hier muß nun noch einmal das Konzept der **Zwischenleiblichkeit** aufgegriffen werden. Es knüpft an die grundsätzliche Möglichkeit zur **Synchronisierung**, die man bei Gruppentieren – und die Hominiden sind als solche zu sehen - findet: auf der

neuromotorischen Ebene – eine Gruppe laufender, wandernder, spielender, arbeitender Menschen synchronisiert sich in ihren Bewegungs- und Handlungsabläufen; auf der emotionalen Ebene – eine Gruppe lachender, trauernder, zorniger Leute befindet sich aufgrund emotionaler Affektion, durch „coemoting“ in einer Stimmung bzw. Gefühlslage (*Petzold* 1995g); auf der Ebene der Sprache, des Spracherwerbs, des Sprechens – in der Kommunikation synchronisieren sich die Kommunizierenden (*Rotondo, Boker* 2002); auf der kognitiven Ebene – Gruppen von Menschen haben eine gemeinsame Weltsicht, gemeinsame Werte, haben eine grundsätzliche Übereinstimmung ihres Denkens. Die **Spiegelneurone**, die *Rizzolatti* und *Gallese* mit ihren Kollegen und Mitarbeitern entdeckt hatten (*Rizzolatti et al.* 1996a, b; *Gallese et al.* 1996), eröffneten neue Perspektiven auf komplexe Prozesse des Zwischenmenschlichen, Zwischenleiblichen. Es handelte sich um „a class of neurons responding both when a particular action is performed by the recorded monkey and when the same action performed by another individual is observed“ (*Gallese* 2001). Wenn der Affe eine Rosine aß oder beobachtete, daß sein Pfleger eine Rosine aß, feuerte jeweils das gleiche Neuron. Bei Menschen wurden gleichfalls Spiegelneurone nachgewiesen (*Stamenov, Gallese* 2002). Damit waren Erklärungsmöglichkeiten für die Ausbildung von Imitationslernen, Interaktion/Kommunikation, Sprachentwicklung, für Empathie, Intuition und die Fähigkeit, daß Menschen die Gedanken von anderen Menschen „lesen“ können (*Rizzolatti, Arbib* 1998; *Gallese* 2001) in den Blick gekommen. Für *Vygotskys* Lernen in der „Zone optimaler Proximität“, für *Morenos* „Lernen durch role playing“, für *Banduras* „Lernen am Modell“, für *Petzolds* „Lernen durch Synchronisierung“ (etwa im Üben eines gemeinsamen Bewegungsvollzugs, im Abstimmen des Fühlens, Denkens, Wollens) in der Integrativen [Bewegungs]therapie bot die Entdeckung der Spiegelneurone und ihrer Funktion eine Basis für Hypothesenbildungen und Erklärungen, denn diese Neurone ermöglichen offenbar die **Synchronisierungsleistungen**, die für so viele komplexe soziale Phänomene Voraussetzung sind – von koordinierten Arbeitsvorgängen, Prozessen in Spiel- und Gesprächsgruppen bis zur „Passung“ in therapeutischen Beziehungen. Die **Polyloge** in den Erzählrunden der frühen Hominiden sind zugleich Ursache für die Ausbildung von Spiegelneuronen und – was ihre progredierende Differenzierung anbetrifft – auch ihre Folge: „Every time we are looking at someone performing an action, the same motor circuits that are recruited when we ourselves perform that action are

concurrently activated“ – „we have seen that both monkeys and humans possess a cortical mechanism able to match onto the same neuronal machinery action-observation and action-execution“ (*Gallese* 2001). Vom Subjekt selbst ausgeführte Handlungen und von ihm bei Anderen beobachtete Handlungen gleicher Art führen jeweils zu den gleichen neuronalen Aktivationsmustern. Wahrnehmungs-Verarbeitungs-Handlungsverschränkungen, die im Integrativen Ansatz in vieler Hinsicht als bedeutsam angesehen werden (*Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994), sind offenbar an die Funktion von Spiegelneuronen gebunden. Die Fähigkeiten, sich auf Andere einstellen, mit Anderen kooperieren zu können, bedürfen einer biologischen bzw. neurobiologischen Grundlage – der Kommunikationswerkzeuge von Mimik und Gestik mit ihren cerebralen Rückkoppelungen der „movement produced information“ genauso wie der Synchronisierungsprozesse der Spiegelneurone und der Parallelführung kognitiver Operationen etwa im gemeinsamen Denken. Die Prozesse der Hominisation, der Entwicklung von exzentrischen, kommunikations- und kooperationsfähigen Menschen, sind wahrscheinlich aus Alltagsaktionen der gemeinsamen Lebensbewältigung, ihrer Förderung cerebraler Optimierungsprozesse auf der neurophysiologischen und neuroanatomischen Ebene, von der Rückwirkung dieser optimierten Hirnfunktionen auf das Handeln der Einzelnen in der Gemeinschaft, also von den **Synchronisierungsmöglichkeiten** in Wahrnehmung, cerebralem Processing und konkretem Handeln von Menschen in und mit Menschengruppen nachhaltig bestimmt worden. V.S. *Ramachandran* (2000) sieht deshalb in den Entdeckungen von *Rizzolatti* einen der großen Erkenntnisschritte für ein besseres Verstehen der evolutionären Entwicklungsprozesse der Hominisation – sein Beitrag hat eine kontroverse, aber fruchtbare, weiterführende Diskussion angeregt (*Hauser, Ramachandran* 2000). Die neurobiologische Fähigkeit zur **Synchronisierung** wurde zunächst wohl durch Interaktionsvorgänge auf einer sehr einfachen Ebene ausgebildet und trug selbst wiederum zu verfeinerter Abstimmung bei – Prozesse, die sich auch auf ontogenetischer Ebene finden und vielleicht dem vermuteten phylogenetischen Geschehen ähnlich sind, ohne daß man Ontogenese und Phylogenese gleichsetzen dürfte (*Greenfield* 2002). Man kann hier in integrativer Konzeptualisierung von „archaischer Ko-respondenz“ sprechen, von Wahrnehmung und Handlung, Handeln und Verstandenwerden, Sprechen und Verstandenwerden, die sich im Verlaufe von gelingenden Entwicklungsprozessen differenziert, sofern es zu guten

„matches“ kommt: „The matching system represented by mirror neurons could provide the neuronal basis for such a process of ‘action understanding’, a basic requisite for social communication“ – „On the basis of their functional properties, [...] mirror neurons appear to form a cortical system that matches observation and execution of motor actions“ (Gallese 2001) – und es ist keineswegs nur an motorische Handlungen zu denken, sondern auch Gefühls-, Willens- und Gedankenhandlungen werden in ihren Ursprüngen an motorische Handlungen rückzubinden sein bzw. an die Verständigung über Handlungen, etwa die Handhabung von Gegenständen, was zu einer Verschränkung, einer Synchronisierung von Handeln und Sprechen geführt haben mag (Steels 2002, Skoyles 1998). Viele mit kognitiven und sprachzentrierten Operationen verbundene Worte wie „be-greifen/Begriff, er-fahren/Erfahrung, ver-stehen/Verstand, er-fassen/Faßbarkeit“ lassen noch den Bezug zu motorischen Aktivitäten erkennen.

„Mirror neurons are critical to any theory of gestural communication. They can explain: (a) how signs could be made that were readily understood, and (b) why spoken language arose from these abilities after early gestural language became extinct. First, mirror neurons are motor neurons that get activated when an animal performs an action, and when that animal sees that same action performed by another. Thus, they provide a means by which gesture-signs can be made and identified. Second, mirror neurons in nonhuman primates are found in the area of the premotor cortex homologous to Broca's area, which underlies human language: not surprisingly, mirror neurons have been linked to the origins of language“ (Skoyles 2000).

Gelingen „matches“, synchronisierende Passungen zwischen Denken und Handeln, Handeln und Sprechen führt dies zu Entwicklungen „on the brain level“. Die Verbindung von Handlung und Sprache spiegelt das sich entwickelnde Verhalten/Verhältnis von Mensch und Umwelt, Mensch und Mitmensch, Mensch und Aufgabe, Einzelnem und Gruppe, Gemeinschaft und Gemeinschaft usw. wieder. Kommt es zu positiven, d. h. „passenden“ Entwicklungen steigt die Zahl der Spiegelneurone und wird ihr Funktionieren optimal gebahnt. Werden Passungen indes verhindert oder durch negative Beziehungserfahrungen getrübt und verschüttet, so werden die Fähigkeiten zu „Koordinationen“, „Kooperationen“, „Korespondenzen“ beschädigt und das gilt auch für die komplexeren Formen der Synchronisierung etwa in intersubjektiven Relationen: Begegnungen, Beziehungen, Bindungen mit wechselseitigen Spiegelungen, polylogischem Austausch, mit *parrhesiastischen* Auseinandersetzungen, d.h. offene, freimütige Rede von Person zu Person in sozialen Zusammenhängen (Foucault 1996; Petzold 2000h; Petzold, Orth, Sieper 2000). Unter solchen Einschränkungen können sich Subjekte als

Kosubjekte, können sich ihre Persönlichkeiten als „significant others for others“ nicht optimal entwickeln und werden insgesamt kulturelle Entwicklungen behindert.

Was folgt daraus für **Biographiearbeit**? Zweifelsohne das: Sie muß immer zugleich *Leibarbeit* und *Netzwerkarbeit* sein – zwischenleibliche Arbeit. Sie muß das vorhandene Potential der Spiegelneurone und cerebralen Vernetzungsprozesse, die Möglichkeiten der „*Synchronisierung*“ zwischen den Gehirnen der erzählenden Subjekte nutzen. Erlebtes, **Eindruck** wird im Leibgedächtnis gespeichert, aus dem Leibgedächtnis im Erzählen durch Mimik, Gestik, Intonation wieder in den **Ausdruck** gebracht – leibhaftig, leibhaftige Resonanzen auslösend - und *zugleich* auch wieder gespeichert mit den „szenischen Repliken“, den Kommentaren, Zwischenreden, Einwüfen der Menschen aus der Gesprächssituation, dem *Gesprächskreis der Erzählgemeinschaft* als Aufzeichnung der erzählten Geschichte, die „Ereignis“ (Foucault 1998) wird. „Alte Geschichten“ - manchmal durch Traumata und Belastungen, Störungen und Abwertungen weiterwirkend, *dekontextualisiert* (Orth 1996) - werden wieder aufgerufen, *rekontextualisiert*, in den neuen Kontext gestellt, an einen anderen Orth (*topos*), der, der hier und heute gegenwärtig ist, und der sich von dem, von welchem her oder aus dem heraus erzählt wird, unterscheidet. Aus dem Zusammentreffen dieser beiden *Orte*, dem vergangenen vergegenwärtigten Ort und dem Ort der aktuell sich vollziehenden Erzählung, aus dieser *Heterotopie*, die noch durch die unterschiedlichen Standorte (*heterotopoi*) der Zuhörer und Mitredenden angereichert wird, können Zukunftsentwürfe als „Blitze des Werdens“ (Foucault 1998) auflammen - spontanes Ereignis, „Kairos“ - oder es können „fiktionale Erzählungen“ (Ricœur hat in „Zeit und Erzählung“ auf ihre Bedeutung hingewiesen) entstehen, die sich in Zukunftsprojekten Zug um Zug in gemeinsamer in kreativer Arbeit realisieren und „kokreativ“ gestaltet werden. So wird Kontextgebundenheit überschreitbar, können neue Kontexte angesteuert, erschaffen werden, in denen gerechte Verhältnisse herrschen und Vernunft und Menschenliebe sich in einer „*sagesse pratique*“, einer praktischen Weisheit (Petzold 1971, 2002h; Ricœur 1990; Hadot 2001) realisieren.

Die kulturellen Entwicklungen, die im evolutionären Überlebensprinzip der Hominiden gründen, „*survival* durch kollektive Kooperations- und Intelligenzleistungen“ zu gewährleisten, haben in Erzählungen Wissen generiert und weitergegeben, die „Erfahrung der Erfahrenen“ – durchaus auch der nicht mehr „schwertmächtigen“ Alten. In der persönlichen und gemeinschaftliche Auswertung von

Lebenserzählungen wurde Überlebenswissen gewonnen, die „Weisheit“ der Alten zählte, weil ihr Lebenswissen Richtung gab, Wege wies, die das Überleben sicherten. Der althochdeutsche Stamm von „weise“ *weid* bedeutet „erscheinen, sehen, wissen“ (Kluge 1989, 784f). Aus solcher wissenden Übersicht kommt es dann zu der Bedeutung „weisen“ im Sinne von „bestimmen, anweisen, führen“ (2002h). Das durchaus sinnvolle Attribut „sapiens“ (lt. *sapere* schmecken, bewußt wahrnehmen, wissen, weise/verständlich sein) verweist auf die Sinnhaftigkeit, Biographiearbeit auch unter der Perspektive des Sammelns von Lebenswissen zu betreiben.

Das erfordert in der Biographiearbeit und in der Erzählarbeit nicht allein den Bezug von „Leib und Sprache“ (Orth 1996), Zwischenleiblichkeit, nicht nur den Bezug von „Netzwerk und Sprache“, denn erzählt wird in Netzwerken: im *familialen Netzwerk* - der Familienkreis im Gespräch; im Erzählen, im Zuhören -, im *amikalen Netzwerk*, im Freundeskreis, der eine Erzählkultur mit einem guten „narrativen Klima“ aufgebaut hat und pflegt, sondern es erfordert auch den Bezug von Sprech-Handeln-Kultur (Greenfield 2002), von „Biographie und Kultur“ – einerseits als Erfordernis, sich in seiner Kultur zu verstehen (mit ihren historischen Hintergründen und antizipierbaren Entwicklungen), andererseits als die Möglichkeit, zu seiner Kultur aufgrund solcher Retropsektion und Prospektion Beiträge leisten zu können, wenn man die Erfahrungen seines Lebens, sein Lebenswissen, seine Lebensweisheit teilt.

Wechsel des Diskurses.

4. Der Lebensweg – vom Säuglings- zum Greisenalter

Für Menschen beginnt ein *Lebensweg* „virtuell“ mit dem Entschluß von Eltern, ein Kind zu zeugen, vielleicht noch etwas früher, nämlich mit der Tradition dieser Familie, zwei Kinder zu haben oder sieben. Wir haben also auch eine Mehrgenerationen-Familien-Perspektive – gegebenenfalls auch eine kulturelle Perspektive –, soziohistorische und familiengeschichtliche Perspektiven als Hintergrund mitzusehen und können nicht nur mit der Zygote, der befruchteten Eizelle, anfangen. Die Matrix für eine Lebensgeschichte beginnt früher. Und die Matrix bleibt auch weiter wirksam. Wir bleiben also immer in soziale und kulturelle Räume eingebunden, und deswegen müssen wir, wenn wir *Biosodien* betrachten und *Biographien*, immer das Zusammenwirken von neurowissenschaftlichen, biologischen, entwicklungspsychologischen Sachbeständen mit den soziologischen und

soziohistorischen (*Berlin* 1998) berücksichtigen im Sinne des **biopsychosozialen Modells** (2001a) der Integrativen Therapie. Es ist eine ganz wichtige Sache beim Betrachten einer Lebensgeschichte, diese Verschränkung zu bedenken, die unserer individuellen Biologie mit der kollektiven Sozialgeschichte, die auch immer eine Geschichte ökonomischer Bedingungen ist, verbindet. Man kommt also nicht irgendwie nackt auf die Welt, sondern mit Garderobe, angezogen, bekleidet mit den Mustern, den Rollen, den Statuspositionen der Kultur, der man zugehört. Man ist *durchwirkt* – leibhaftig – von den nonverbalen Praktiken der Säuglingspflege der eigenen Kultur, durchtränkt von der Sprache, die von uns aufgesogen wurde. Wenn ich denke, denke ich in „meiner“ Sprache, wenn ich spreche, spreche ich in „meiner“ Sprache, die auch Eigentum Anderer ist. Meine persönliche Gefühle sind imprägniert von der Art des Fühlens in „meiner“ Kultur, meinen Kognitionen, „meinen“ *subjektiven Theorien* (*Flick* 1991). In meinen *persönlichen „mentalen Repräsentationen“*^{cxx}, artikulieren sich *„représentations sociales“* (*Moscovici* 1984).

„Mit sozialen Repräsentationen meinen wir eine Anzahl von Begriffen, Aussagen und Erklärungen, die ihren Ursprung in den alltäglichen Kommunikationsvorgängen zwischen Individuen haben. Sie sind für unsere Gesellschaft äquivalent zu den Mythen und Glaubenssystemen traditioneller Gesellschaften. Man könnte beinahe sagen, sie stellen die zeitgenössische Variante des ‚common sense‘ dar“ (*Moscovici* 2001).

In unserer erweiternden Definition des Moscovici-Konzeptes sind soziale Repräsentationen *„kollektive Kognitionen, Emotionen und Volitionen, Muster des Reflektierens und Metareflektierens mit ihren Performanzen“*^{cxxi}. Diese geteilte Sicht auf die Welt schließt Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu *Interpretationsgemeinschaften* zusammen, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen und zugleich in narrativen Prozessen *kollektiver Hermeneutik* gebildet werden.

Das wird von PsychotherapeutInnen viel zu wenig beachtet. Insbesondere die psychoanalytische Repräsentanzlehre ist hier erschreckend unreflektiert, was ihre kulturellen Determinierungen anbelangt, wie sie in der radikalpaternalistischen sexualtheoretischen Konzeptualisierung *Freuds* und seiner Mainstreamepigonen genauso zum Ausdruck kommt wie in ihrer eurozentrischen Bewußtseinstheorie und ihrer letztlich jüdisch-christlichen und preußischen (ja auch dieser) Werthaltung^{cxxii}.

Trotz einer solchen kulturalistischen Sicht - oder besser - *mit ihr* ist es nützlich, sich auf die biologischen Grundlagen der Entwicklung zu richten, denn wir müssen uns klar machen: vom ersten Schwangerschaftstest an ist der menschliche Organismus

ein lernender Organismus. Vom dritten Schwangerschaftstertial an haben wir “cerebrales” Lernen. Das periphere und das zentrale Nervensystem entwickeln sich dissynchron^{cxxiii}. Mit “vorgeburtlichen Erinnerungen” aus den ersten beiden Schwangerschaftstertialen, von denen PatientInnen manchmal berichten, sollte man also sehr vorsichtig sein: da haben wir nichts an Kognitivierbarem zu memorieren! Jedenfalls nichts in der neocortikalen Ebene Gespeichertes. In den letzten Schwangerschaftswochen hingegen können Kinder lernen. Wenn man eine einfache Melodie – mit fünf Tönen z.B. - durch die Bauchdecke eingibt, können sie diese in der ersten postnatalen Woche erinnern. Allerdings nur, wenn man die Melodie innerhalb von 12 Tagen darbietet, danach ist sie unwiederbringlich verloren^{cxxiv}. Wir haben also keinen effektiven Langzeitspeicher für komplexe kognitiverbare Information, und das ist für die ganze frühe Periode des ersten Lebensjahres charakteristisch. Wir haben zwar kurzzeitige Engrammierungen oder wir haben Engrammierungen auf einer sehr basalen Ebene, etwa im sensomotorischen Bereich, aber wir können nicht aktiv “szenisch” erinnern. Anders scheint es für aktionale Abläufe und Geschehnisse zu sein.^{cxxv} Man sprach früher von der „frühkindlichen Amnesie“^{cxxvi}, also des Unvermögens, kohärent zu erinnern. Das hat etwas damit zu tun, wie sich unser neuronales Gewebe entwickelt. Bei der Geburt ist zunächst eine ganz geringe Vernetzung vorhanden, und erst im neunten postnatalen Monat ist der Hippocampus voll ausgebildet^{cxxvii}. Das bedeutet also, daß man dann erst anfangen kann, in einer komplexeren kontextualisierten Weise zu erinnern. Bis Kinder verbal erinnern, szenisch erinnern können oder sogar ganze Scripts erinnern können, vergeht einige Zeit. Aber diese Fähigkeit ist im Gehirn biologisch disponiert. Wir können das aus den Einschlafmonologen von Kindern sehr gut erkennen. Ein Tonband wird laufen gelassen: die Eltern geben dem Kind einen Gute-Nacht-Kuß, dann gibt es vielleicht noch eine kurze Gute-Nacht-Geschichte, und dann gehen sie. Man läßt das Tonband weiterlaufen, hört die Kinder so vor sich hinbrabbeln^{cxxviii}. Man kann so sehr schön sehen, wie sich Innenwelten konstituieren, wie sich eine gewisse Logik des Denkens entwickelt, wie *Biographie* entsteht. Aus der *Biosodie*, dem sich vollziehenden Leben, destilliert unser Gehirn durch Prozesse „komplexen Lernens“ in unseren Gedächtnisspeichern und in unseren Verarbeitungsprozessoren beständig *Biographie*. Es ist eine ganz spannende Sache, durch diese “Einschlafmonologe” beobachten zu können, wie sich gegen Ende des zweiten Lebensjahres das sog. “autobiographische Memorieren”^{cxxix} entwickelt, auf dessen Grundlage wir dann eine

Biographie für uns haben können. Wenn Sie Kleinkinder haben und die sind so zwischen drei und vier Jahre alt, dann kommen sie und sagen: "Ach Papi oder Mami, erzähl mir noch mal, wie ich so ganz klein war", und dann sind sie absolut begierig, ihre Babybilder zu sehen. Warum? Weil sie sich nicht an ihre Babyzeit erinnern können. Es gibt sehr wohl Erinnerungen, aber die sind auf einem so basalen Niveau der propriozeptiven und sensomotorischen Erfahrungen oder eventuell des emotionalen Gedächtnisses, daß sie niemals eine bildhafte oder szenische Gestalt bekommen können. Zu der Zeit nämlich, als diese Erfahrungen gemacht worden sind, war die Speicherkapazität noch nicht gut genug oder es wurde mit Programmen geschrieben, die man jetzt nicht mehr lesen kann. (Stellen Sie sich vor, Sie haben da irgend so eine alte Computer-Kiste von vor 10 Jahren und wollen von einem viel komplexeren Programm etwas runterladen. Das geht natürlich nicht. Die Überschreibungsmöglichkeiten sind nicht da. So ähnlich müssen Sie sich das vorstellen: Unser früher Biocomputer wurde mit anderen Programmen gefahren und das ist auch gut so.) Das erste Lebensjahr ist dadurch sehr gut vor Reizüberflutungen geschützt. Das ist evolutionsbiologisch ganz sinnvoll, da wir als "phylogenetische Frühgeburt", wie *Portmann*^{cxxx} das genannt hatte, zur Welt kommen. Wir sind also intrauterin ganz gut abgepuffert, und im ersten Lebensjahr ist das ebenfalls noch so. Ganz entgegen der Annahme des psychoanalytischen Denkens haben Belastungen und Schäden im ersten Lebensjahr in der Regel keine gravierenden, langfristigen Auswirkungen. Das haben wir als Babyforscher und Längsschnittforscher, gerade auch in Notgebieten^{cxxxi}, zeigen können. Weil im ersten Lebensjahr die Menschen sehr gut abgesichert sind, werden selbst physische Schäden (Unterernährung, Bewegungsdeprivation usw.) in der Regel in einer guten Weise wieder aufgeholt, erfolgt ein sogenanntes "catch up", wenn die Kleinen rechtzeitig in gute Hände kommen und die Deprivationen nicht so langfristig gravierend waren, daß dadurch eine cerebrale Unterentwicklung erfolgt ist. Insgesamt sind wir also gut für das Leben ausgerüstet.

Vom zweiten Lebensjahr an werden wir uns bewußter, weil sich aus dem "archaischen Ich" allmählich ein "reifes, *reflexives Ich*" entwickelt^{cxxxii}. Mit 18 Monaten erkennen wir uns selbst im Spiegel^{cxxxiii}. Im zweiten/dritten Lebensjahr allerdings merken Kinder erst *bewußt*, wenn sie schlecht behandelt werden, *ihnen* als kleine Person etwas angetan wird. Das tut "psychisch" weh, und so haben wir von diesem Alter an in der Tat eine höhere *Vulnerabilität*^{cxxxiv}. Auch bei der Arbeit mit geistig

schwerstbehinderten Menschen müssen wir unterscheiden, ob wir ein "reflexives Ich" vorfinden. Ist dieser Mensch fähig, zu merken und wahrzunehmen - wie rudimentär auch immer: "*Mir* wird was Böses angetan, und *ich* werde nicht gut behandelt," oder finden wir einen Status der Ich-Entwicklung vor, der geringer ist? Dies gibt es sowohl bei geistig behinderten Kindern als auch bei Erwachsenen. *Wechsel des Diskurses.*

Vor allen Dingen im hohen Senium^{cxxxv}, im Greisenalter oder bei den finalen Phasen der Alzheimer Erkrankung oder bei Morbus Pick finden wir „Involutionen des Ich“, also bei schweren geronto-psychiatrischen Erkrankungen, wo es zu einem so gravierenden Abfall der kognitiven Kompetenz kommt, daß die Patienten nicht einmal mehr wissen, wer sie sind und fast keine Selbstreflexion mehr da ist. Dann muß man natürlich in der Betreuung anders arbeiten als mit kognitiv bzw. reflexiv kompetenten Behinderten, nämlich gar nicht mehr auf Erinnern zentriert. (Die besuchende Tochter auf unserer gerontopsychiatrischen Station begrüßt ihre Alzheimer-erkrankte Mutter, worauf diese antwortet: "Guten Tag, Clarissa." "Nicht Clarissa, ich bin doch Deine Tochter." - "Ach ja, Clarissa." - Clarissa ist aber ihre Schwester. Dann sagt die Tochter, die Klara heisst, "Ich bin's, ich bin Dein Klärchen." - "Ach ja, Klärchen," scheint es vielleicht einmal ganz kurz auf und eine Minute später fragt die Patientin wieder ihre eigene Tochter: "Wer bist Du denn?")

Bei solchen PatientInnen ist *Erinnerungsarbeit* nicht indiziert und auch nicht sinnvoll.

Bei Menschen aber, wo noch fragmentiert Biographiemomente aufscheinen, ist sie äußerst sinnvoll, z.B. in den frühen Phasen der Alzheimerschen Erkrankung. Ein Beispiel zur Illustration: In einer meiner gerontotherapeutischen Bewegungstherapiegruppen^{cxxxvi} war eine achtzigjährige Frau, die immer sagte: "Jetzt muß ich aber zu meiner Mutter." Sie hatte also diesen Sektor ihres Gedächtnisses ganz gut präsent. Dieses archivierte Persönlichkeitsschema ist aktiviert und sie ist *gleichsam als die Person dieses jungen Mädchens* anwesend. Ich pflegte dann zu sagen: "Jetzt bleibe noch ein bißchen, die Mutti kommt dann nachher, bleib noch ein bißchen, wir machen noch ein wenig weiter." Dann haben wir noch etwas Gedächtnistraining gemacht, wir ließen von der Mutter erzählen, von Zuhause. Davon wußte die Patientin noch eine ganze Menge. Auch das Hier-und-jetzt-Gedächtnis funktioniert noch in bestimmten Bereichen, z.B. mit Bezug auf das Essen, aber fast der ganze mittlere Teil der Lebensgeschichte war weg. Manchmal allerdings muß diese Patientin „zum Elternabend“. Ein Sektor aus ihrer Mutterpersönlichkeit wurde dann hochgeschwemmt. Oder sie sprach aus einer

„Persona“, die wir mit Hilfe ihrer Tochter als ihre Patentante identifizieren konnten.

Solche Phänomene findet man immer wieder bei diesen Patienten, so daß man sieht: wir sind tatsächlich auch von den Personen „bewohnt“, die wir in unseren Sozialisationsprozessen verinnerlicht haben (wie könnten wir sonst uns in Menschen, besonders die, die wir gut kennen, hineinversetzen, oft so gut, daß wir so handeln, wie sie es getan hätten?). Wir trainieren bei diesen PatientInnen das „sektorielle Altgedächtnis“ in *biographischer Erzählerarbeit*, indem wir versuchen, möglichst viel von ihnen zu erfahren und - wie unkoordiniert die Erzählfragmente auch sind - ihre *Memorationen* zu aktivieren. Natürlich trainieren wir auch das Kurzzeitgedächtnis mit Blick auf rezente Ereignisse – z. B. in der „Vergegenwärtigung“ eines Festes, das vor einiger Zeit war - wiederum in Narrationen, -, weil wir feststellen, daß „*kontextualisierte*“, d.h. in „Geschichten eingewobene“ Dinge, besser behalten werden, ist doch der Mensch „in Geschichten verstrickt“^{cxxxvii}. Auch *Antizipationsarbeit* wird einbezogen: Sind wir im Winter, wird nach dem Frühling gefragt. Im November sprechen wir über Weihnachten, und steht ein Geburtstag bevor, wird dieser zum Thema. So werfen wir für das im Strom chaotisierter Gedächtnisfragmente treibende *Selbst*, dessen Steuermann, das *Ich*^{cxxxviii}, nicht mehr richtig *navigieren*^{cxxxix} kann, immer wieder Anker. Besonderen Wert legen wir auf personenbezogene Memoration, persönliche Eigenschaften, Gefühle, Wahrnehmungen, Lieblingsgerüche, -speisen, -farben, also alles, was die *Identität* stützt und stärkt. Von Verwandten lassen wir uns Materialien, alte Kleider, Gegenstände, aber auch Fotos mitbringen, um das „Abrufgedächtnis“^{cxl} zu aktivieren. Dabei lassen wir auch ausführlich über Freunde oder langjährige ArbeitskollegInnen berichten und stellen immer wieder fest, daß Menschen, die über sich selbst in bestimmten Bereichen keine Aussagen mehr machen [können?], auf die Frage: „Was sagt denn die Ida [beste Freundin] dazu?“, zu mehr oder weniger kohärente Antworten finden. Wir machen Erinnerungsarbeit mit ähnlicher Zielsetzung wie in der Erinnerungsarbeit in der Kindertherapie^{cxli} oder der Erwachsenentherapie^{cxlii}, nämlich zur Konstituierung, Erhaltung und Bereicherung (enrichment) von Identität^{cxliii}.

Diskurswechsel.

5. Autobiographische Prozesse und „soziale Welten“ – Identität aus Biographiearbeit

Im menschlichen Leben finden wir eine eigenartige Doppelstruktur: als „produktiver Realitätsverarbeiter“^{cxliiv}, als „Gestalter von Wirklichkeit“ schafft sich das Subjekt im Prozeß seiner *Biosodie* in „aktionalen Narrationen“ seine *Biographie*, seine Identität, seine Persönlichkeit. Es schafft sich selbst, sein Selbst überwiegend auf eine *fungierende* Weise, d.h. unbewußt, vorbewußt und mitbewußt^{cxliv}, und gleichzeitig kommt es in die Situation, diese Prozesse und damit sich selbst *intentional* zu verstehen oder verstehen zu müssen, weil es im evolutionären Prozeß der *Hominisation* für das, was man Individuation, Persönlichkeitsentwicklung, Subjektkonstitution o.ä. genannt hat, ausgestattet wurde^{cxlvi}. Die sozialisatorischen Prozesse, die Erziehung im Netzwerk ist überwiegend *fungierend*^{cxlvii} (welches Kind denkt: Wie werde ich gerade durch die Erziehungsstrategien meiner Eltern geformt?) und zum geringsten Teil *intentional*. Man plant die eigene Selbstenwicklung nicht, sondern sie *widerfährt* dem Kind, dem Jugendlichen durch „Bildungsprozesse“, später dem Erwachsenen in der Erwachsenensozialisation, und es braucht schon ein „Erfahren-Werden mit sich“, ehe Menschen beginnen, an ihren persönlichen Sinnsystemen^{cxlviii}, an ihrer Persönlichkeit zu arbeiten. Das erfolgt in der Regel erst, wenn Konfrontationen des Lebens Menschen dazu bringen, sich mit sich auseinanderzusetzen und die collagierend angesammelten Erfahrungen in den Prozessen *fungierender Verarbeitung* und *fungierender Sinnkonstitution* durch die in der Entwicklung ständig wachsende *Sinnerfassungs-*, *Sinnverarbeitungs-* und *Sinnschöpfungskapazität*^{cxlix} – und das sind die habituellen, „normalen“ Prozesse - allein nicht mehr ausreichend bewältigt werden können. Dann beginnen Menschen über sich, die Welt, das Leben nachzudenken: in Übergangszeiten wie Adoleszenz, Elternschaft, Pensionierung, in Krisen und Umbrüchen, bei Kulturschocks durch Reisen oder gravierende Milieuwechsel etc.

Bewußte Persönlichkeitsentwicklung, das Bemühen, „sich Selbst im Lebensganzen verstehen zu lernen“, die „eigene Lebensgeschichte zu verstehen“^{cl} Dabei kommt dem „*autobiographischen Memorieren*“^{cli} große Bedeutung zu. Es hat im wesentlichen die Funktion der Konstituierung von *Identität* und *Persönlichkeit* über die Ausbildung einer Biographie. Wir als Menschheit haben evolutionsbiologisch überlebt, obwohl wir relativ schwach sind, (wir haben ja keine grossen Klauen und

Zähne), weil wir in Polylogen *multiple Intelligenzen* produziert haben, also eine Vielfältigkeit der Individuen. Jeder ist eine kleine Erfindungsmaschine. Jeder ist ein kleiner Erfinder und Kulturproduzent und dadurch kann unsere Kultur so reichhaltig sein. Dazu brauchen wir die Differenziertheit, die im zweiten Lebensjahr bei Menschen aufkommt. Im ersten Lebensjahr sind die basalen Verhaltens- und Interaktionsmuster des „*intuitive parenting*“^{clii} transkulturell gleich: die Blickdialoge sind gleich, die Intonation, also die Prosodik (“Du, Du, Du”, “ei, ei ei”). Im zweiten Lebensjahr, wenn das “autobiographische Memorieren” einsetzt, differenzieren sich die Interaktionsstile, wir sprechen dann vom „*sensitive caregiving*“^{cliii}, wenn Eltern höchst spezifisch auf ihr Kleinkind eingehen. Dadurch differenzieren sich die Menschen enorm, und das ist wichtig, denn wir brauchen eine Menschheit, die vielfältig ist und plural. Daher soll man sich sehr für *Pluralität* einsetzen, denn *Pluralität* ist ein wichtiges Kriterium von *Hominität* und *Humanität*^{cliv}. Andererseits ist jede Form von Dogmatismus, Fundamentalismus^{clv} oder schlechter Ekklesialität, also Sektenbildung, negativ zu bewerten. Im diesem Sinne sind auch behinderte Menschen, egal ob geistig behindert oder mehrfach behindert, Teil unserer Pluralität, d.h.:, auch unsere Identitätsprozesse sind mit ihnen verbunden.

(Leider ist es aber häufig so, daß wir meinen, wir sind die Gesunden, wir haben eine kohärente Lebensgeschichte, und “die” sind die Gestörten und von denen können wir uns gut abgrenzen. Oft genug definieren Menschen sich selbst über die *Abgrenzung*, die Marginalisierung des Fremden^{clvi}, Unnormalen, bestimmen ihre „Normalität“ in der Gesellschaft über *Ausgrenzung*. Daß diese aber immer auch *Angrenzung* ist, das müssen wir sehen lernen, wenn wir uns mit der Geschichte und den Geschichten von behinderten Menschen befassen.)

In unseren Babyforschungsprojekten haben wir z.B. mit Eltern cerebralparetischer Kinder und Babies gearbeitet, die z.B. einen schlechten Tonus haben, die richtig in sich zusammenfallen, und die nicht in der Lage sind, mit den Müttern und Vätern in Blickdialoge zu gehen. (Mütter und Väter und sogar ältere Kinder ab etwa vier Jahren sind darauf “programmiert”, mit Babies Blickdialoge zu machen und mit ihnen in “Baby-talk”^{clvii} zu kommunizieren. Dabei gehen die „caregiver“ z.B. bei allen Völkern mit der Stimme hoch, benutzen rhythmische Wiederholungen^{clviii} etc. Wenn solche “prosodische Dialoge” nicht laufen, dann ist in der *Präbiographie* ein wichtiger Sektor ausgefallen. Die Eltern versuchen also mit ihren Säuglingen zu kommunizieren,

erzählen ihnen Geschichten, was war, was sein wird, erklären ihnen die Welt, auch wenn das Baby die komplexen Geschichten noch nicht "versteht". Gelingen solche frühen *Narrationen* durch die Schwere einer Schädigung des Säuglings nicht, so werden ihre Mütter und Väter nach und nach überfordert, desinteressiert, z.T. frustriert, traurig^{clix}. Es ist doch dieses von ihnen gewollte, gezeugte, ausgetragene, geliebte - schon in Utero geliebte – Kind, das nun geschädigt ist, für das die Mutter vielleicht schon Briefe geschrieben hat während der Schwangerschaft oder für das Tagebücher angelegt wurden. Das ist übrigens eine gute Sache: es bedeutet, sie „erzählt“ dem Kind ihre/seine Schwangerschaft, sie dokumentieren die Anfänge seiner Geschichte. Die Eltern leisten hier *vikarielle Biographiearbeit*, antizipatorisch, denn sie nehmen irgendwie an, daß dieses Kind diese Dokumente einmal haben will, braucht, wertschätzen wird. Sie gehen dabei, zumeist ohne sich dessen bewußt zu sein, also *fungierend*, von ihrer eigenen, beständig *mitbewußt*^{clix}, nur zum geringsten Teil bewußt ablaufenden *fungierenden Biographiearbeit* aus).

Wenn ein behindertes Kindchen zur Welt kommt, dann kann sich das alles nicht so, wie erwartet, *inszenieren*, u.a. weil die Antizipationen einer „guten Zukunft“ für das Kind – so wichtig für seine Entwicklung – nicht erfolgen. Wenn die Eltern, die einen solchen Schicksalsschlag hinnehmen mußten, keine frühe Hilfe bekommen, werden sich mit großer Wahrscheinlichkeit "beschädigte Biographien" entwickeln. Es genügt also nicht, mit den Babies neuromotorisches Training zu machen (hierzulande vorwiegend noch Bobath-Training oder der Jean-Ayres-Ansatz), nein, man muß mit den Eltern arbeiten, mit dem Netzwerk^{clxi} als "Weggeleit" (*convoy*)^{clxii} des Kindes, damit sie dieses Kind in ihren eigenen *biographischen Prozess* hineinnehmen und es *partizipatorisch* eine tragende Biographie erhält. *Diskurswechsel*.

Was sind biographische Prozesse? Bei dieser Frage denken wir oft an das Wort "Autobiographie" bzw. denken an das *Schreiben* einer Autobiographie. Das darf uns aber nicht dazu verführen, zu glauben, daß das etwas ist, was nur im Gehirn des Individuums abläuft. Vielmehr findet *Biographie* in "sozialen Netzwerken" statt, (soziale Netzwerke, das ist die numerische Menge der Menschen, die zu einem Netzwerkmitglied gehören^{clxiii}), und die findet in sogenannten "social worlds", in sozialen Welten als "geteilten kollektiven Kognitionen, Emotionen und Volitionen"^{clxiv} statt, d.h. in komplexen Sozialisationsprozessen^{clxv}. Dabei ist ein "soziales Netzwerk"

keine “social-world”, sondern enthält z.T. mehrere soziale Welten. Was heißt nun, mehrere “social-worlds” in einem sozialen Netzwerk?

Nehmen wir einmal ein kleines soziales Netzwerk, eine Mikrostruktur, z.B. ein familiales soziales Netzwerk, in einem großzügigen Familienhaus. In dem wohnen die Großeltern, eine Mutter und ein Vater und drei Kinder. Das eine von den Kindern ist acht, das andere ist dreizehn und eines ist siebzehn - gut gestreut. In dieser Familie, die ein Netzwerk ist, haben wir auch unterschiedliche “soziale Welten”: die Frau ist – bleiben wir im Klischee - Hausfrau und hat ein “Kränzchen”, dann arbeitet sie in der Gemeinde ein bißchen mit, das ist also “ihre Welt”. Der Vater ist in der Stahlbranche Einkäufer und er hat “seine Welt”. Der sieht Stahl und die Stahlpreise genauso wie Onkel *Dagobert*, wenn er die Augen aufmacht und diese Dollarzeichen^{clxvi} drin hat. Der Sohn hört Techno, liest Spawn, Lobo und Micky Mouse.

Diskurswechsel: [Comics sind übrigens äußerst interessant. Ich habe gestern wieder ein Donald-Heft gekauft, schlage das auf und da war dann die komische Geschichte mit den Ameisen drin von 1954. Die kannte ich schon. Das hat etwas mit Biographiearbeit zu tun. Es ist immer schön, wenn man Geschichten wiedererkennt, die alten Geschichten, von *Carl Barks* gezeichnet und von der *Fuchs* gedolmetscht. Also ich freue mich schon immer auf das neue Heft, denn da komme ich wieder mit Geschichten in Kontakt, meinen Geschichten... und die Leute, die wie ich Donald-Comics lesen, Donaldisten also, mit denen teile ich eine “social world”. Ich lebe natürlich nicht nur in dieser, aber es ist die schlechteste nicht...] *Wechsel des Diskurses*.

Also diese inneren „sozialen Welten“, die die Menschen haben, treffen aufeinander: der Stahlverkäufer, der immer nur Tonnen und Preise im Kopf hat und sein Sohn, der z.B. in der Techno-Szene ist. Wenn die beiden, Vater und Sohn, aufeinandertreffen, dann ist das nicht unbedingt eine persönliche Animosität, sondern eine Frage von Rollen- und Generationskonflikt zwischen den beiden, denn “*da treffen Welten aufeinander*”. Wir haben in uns *kollektive, kognitive* und *emotionale* Welten, also kollektive Gedächtnissysteme^{clxvii}. Eine *social world*, eine soziale Welt ist eine “unit of shared perspectives”^{clxviii}, eine Einheit geteilter Perspektiven auf die Welt. (Unsere Generation sieht eben anders auf die Welt als heutige Jugendliche: ich arbeite viel mit Kindertherapeuten und die verstehen oft gar nicht, was da läuft, die können etwa z.T. nicht surfen. Kinder- und Jugendlichen-Therapeuten, die nicht im Internet surfen können oder keine Computerspiele machen, die sollten wirklich den Löffel abgeben, die gehören zu den „Grufties“ - keinen “Down-load” wert^{clxix}. (Das Internet ist im

übrigen auch für viele Helfer eine dieser identitätsbedrohenden Veränderungen gerade in unserer Zeit.) *Wechsel des Diskurses.*

Man muß also darauf sehen, welcher Art die „sozialen Welten“ sind, mit denen wir kommunizieren müssen in der Herstellung einer Biographie. „Kompetente“ Mütter und Väter, die mit ihren Kleinen so richtig schön spielen können, die schaffen mit ihnen eine *gemeinsame Welt* und greifen sehr oft auf Muster früherer eigener Welten zurück. („Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen ...“ usw.). Sie holen sich diese aus ihrer eigenen Biographie herauf. Und damit sind sie mit ihren Kindern in einer gemeinsamen „sozialen Welt“, im „Kinderland“, in einer Welt, in der die Eltern am Leben ihrer Kinder teilnehmen können, auch an ihrem Seelenleben, und die Kinder am Seelenleben der Erwachsenen. Schwierig wird es, wenn sich die Lebenswelten durch die akzelerierte Moderne zu weit auseinanderbewegt haben, die vormaligen Erfahrungswelten der „Kinderzeit der Eltern“ mit der „Kinderzeit heute“ nichts mehr zu tun haben – und das ist häufig der Fall. Dann müssen Eltern neue Interessen entwickeln und das muß dann aber auch in emotional lebendiger Interaktion gezeigt werden. (Das geht natürlich nicht mit diesen schweigenden Vätern, diesen anwesend-abwesenden Vätern.) Erlebtes muß geteilt werden, und in diesem Teilen entwickeln sich *soziale Welten*. Die Niederschrift all dieser Interaktionen, von dem, was man erlebt, erfolgt dann als Resultate komplexer Lernprozesse in den verschiedenen Arealen unseres neuronalen Gedächtnisses^{clxx} als *Biographie*.

Biographie ist also der Niederschlag des in Gemeinschaft vollzogenen, gelebten Lebens

Und das ist das, woran wir anknüpfen müssen, wo wir selbst aufgrund von Prozessen „**sozialen Sinnverstehens**“^{clxxi} Konnektivierungen herstellen müssen sowie solche bei Teilnehmern an Erzähl- und Biographieprojekten fördern müssen. Also wenn wir hier z.B. eine Ausstellungen alter Bilder sehen, dann erinnert sich der Herr X noch daran, wie es „damals“ war. Das heißt dann aber, daß auch wir uns erinnern müssen, indem wir seine *Erinnerungswelt* betreten. Die Musiktherapeutin z.B., die mit alten Menschen in einer Singgruppe arbeitet^{clxxii}, muß dann eben diese alten Lieder beherrschen, („Die Waldschänke“: „Wo lind des Waldes Lüfte weh’n, in

100jährigen Bäumen, da muß auch eine Schänke stehn, zum Zechen und zum Träumen ...”). Solche Dinge muß man kennen, weil man dann in der “sozialen Welt” der Menschen ist, mit denen man zu tun hat, und die *Erinnerungsarbeit* nicht nur unsere Erinnerungsarbeit ist, sondern das Erinnern dieser Menschen unter Einbezug ihrer Sozialgeschichte, durch die wir in unserem eigenen Geschichtsverständnis natürlich auch sehr bereichert werden können. Es wird dann *eine gemeinsame Geschichte*.

Wenn Geschichten erzählt werden, die der Erzählende kennt und der Zuhörende kennenlernt und beide in *einem* sozialen Netzwerk stehen - z.B. dem der Betreuer mit dem Heimbewohner -, dann geschieht etwas ähnliches wie in der erwähnten Episode, wo das kleine Kind fragt: “Ach Papa, erzähl mir das nochmal, wie ich noch ganz klein war.” Die Wiederholung von lebensgeschichtlichen Erlebnissequenzen, die dem Kind im *aktiven Memorieren* nicht greifbar sind, werden so im Nachhinein in die Archivbestände des Gedächtnisses hereingeholt und das Kind bekommt „ein Bild“ von seiner frühen Biographie vermittelt, betrachtet allerdings “durch die Augen” der Eltern. (Bei der Verwendung von Photographien in der Biographiearbeit ist deshalb Vorsicht geboten, da in der Regel die „Sicht des Photographen“ wiedergegeben wird und nicht die Realität des Photographierten^{clxxiii}). Eltern und Kind haben jetzt eine gemeinsame Geschichte als gemeinsamen Boden. Betreuer, die von einem alten Heimbewohner ein Stück Lebensgeschichte erzählt bekommen und dieses engagiert und mit Interesse aufnehmen, lernen so etwas von seinem Leben, seiner Identität kennen und nehmen an seinem Leben, seiner Geschichte teil, indem sie Anteil nehmen. *Convoy-Qualitäten*, die Qualität eines guten „Weggeleits“ entstehen allerdings erst dann, wenn *Mutualität*^{clxxiv} aufkommt, eine Wechselseitigkeit des Erzählens erfolgt. Auch die Betreuer müssen bereit sein, aus ihrem Leben zu erzählen, sonst entsteht eine voyeuristische Komponente in der Biographiearbeit. Die Biographie wird beschäftigungstherapeutisch oder animatorisch “funktionalisiert”. Biographiearbeit wird damit in ihrer identitätsstiftenden Qualität beeinträchtigt, denn Identität entsteht in multiplen wechselseitigen Identitätsattributionen^{clxxv}, in Reziprozität, und die Verweigerung solcher Wechselseitigkeit kann verhängnisvolle Folgen haben, genauso schwerwiegende, wie die stigmatisierenden Negativattributionen, die im Extrem *Identitätsvernichtung* – von Juden, „Zigeunern“, Behinderten – bedeutet haben^{clxxvi}. *Wechsel des Diskurses*.

6. Integrative, konnektivierende Hermeneutik – Leiblichkeit, Sprache und Handlung in Kontext und Kontinuum verstehen und gestalten

Biographie kann als solche nicht wie eine staubige Archivalie betrachtet werden, zumal sie durch die Umwelteinflüsse, durch neue Informationen und Erkenntnisse in einem beständigen Prozeß der Reinterpretation steht. Die *Biosodie* als „Leben im Vollzug“ schlägt nicht nur Wunden, sondern ermöglicht auch Heilung durch heilsame Erfahrungen, die - genau wie traumatische Erlebnisse^{clxxvii} - zu anderen Lebensinterpretationen führt. **Das Leben legt sich im Lebensvollzug selbst aus** durch die wachsenden Konnektivierungen eines (in der Regel) immer leistungsfähiger werdenden Cerebrums, dessen zunehmendes „Emergenzpotential“ die „*Sinnerfassungs-, Sinnverarbeitungs- und Sinnschöpfungskapazität*“^{clxxviii} des Subjektes steigert, und weiterhin durch die Sinnerfassungskapazität seines „sozialen Netzwerkes“, durch seine *persönliche Hermeneutik* und durch die *intersubjektive Hermeneutik*, die es mit seiner „Erzählgemeinschaft“, seiner „Gesprächsgemeinschaft“ - und das ist immer eine „*Interpretationsgemeinschaft*“, oft auch eine „*Handlungsgemeinschaft*“ - praktiziert. In dieser *Praxis* werden **Sinn** und **Bedeutungen** generiert als persönliche, gruppen- und *kulturelle Arbeit*, denn das Individuum und seine Bezugsgruppen stehen immer in einem gesellschaftlichen und kulturellen Rahmen. Sie nehmen Teil an *kollektiven* kognitiven, emotionalen und volitiven Prozessen, greifen zurück auf kollektive emotionale, volitive und kognitive Erfahrungsbestände^{clxxix} und sie tragen zugleich zu diesen *kollektiven sozialen* Willenskundgebungen, Gedanken- und Gefühlswelten bei. Hier ist eine integrative und differenzielle Hermeneutik am Werk, die sich aus dem zwischenmenschlichen Miteinander ergibt, eine gemeinschaftliche Interpretationsarbeit, die eine konnektivierende oder/und collagierende Wirklichkeitsauslegung als *nicht-lineare Verarbeitung von Information* und als eine komplexe, kokreative Gestaltung von *Wirklichkeit* in Angriff nimmt, d.h. ein Bearbeiten der Gegebenheiten von Welt und der „*Realität*“^{clxxx} als von Menschen geschaffener *Kultur*, durchaus des Faktums bewußt, daß solche Bearbeitung selbst wieder wirklichkeitsstiftende **Kulturarbeit** ist. – Das ist die Sicht „integrativer“ Hermeneutik auf der Basis ihrer metatheoretischen und theoretischen Annahmen^{clxxxi}.

Es scheint den kulturschaffenden kollektiven Verarbeitungsprozessen eine evolutionsbiologische Disposition der Menschen zum „Zusammensitzen und Reden“, zum „Palavern“, „Bereden“, „Beratschlagen“ zugrunde zu liegen. In Kindertagen

erzählte und mein Vater bei unseren häufigen Wanderungen im Neandertal vom Leben der Höhlenbewohner. In seinen bildhaften spannenden Erzählungen aus den Geschichten, die da von den verschiedenen ums Feuer lagernden Jägern und Sammlern erzählt wurden, liegen die Ursprünge meines „Polylogkonzeptes“ (idem 2002h). Wenn Gruppen „im Kreise“, „in der Runde“ sitzen, auf dem Boden gar – wie die frühen Hominiden um das Feuer (*Petzold, Orth et al. 2001*) wird ein evolutionsbiologisches „Programm der Gesellung“ aufgerufen, eröffnet sich ein "Gesprächsraum" als soziales *Mikrofeld*^{clxxxii} von *Interaktion* und *Kommunikation*, von multiplen Sprechakten^{clxxxiii}. Es kommt die Gruppe ins Gespräch und es entsteht ein Zusammenwirken vielfältiger Äußerungen (*utterances, Bakhtin 1979*), ein Geflecht von Rede, Gegenrede, Einrede, von Anmerkungen, Kommentierungen, Ergänzungen, Zustimmungen und Ablehnungen, Konsens und Dissens, ein „**polylogisches Miteinander-Sprechen**“, in dem der **Dialog** nur ein Sonderfall einer allgemeinen *Interlokutionalität* ist, in der jeder „Sprechakt“ (*John Austin, John Searle, Steven Levison*) schon die Reziprozität erwarteter möglicher Antworten (plur.), jede *Performanz* die Rückwirkungsmöglichkeiten bzw. Interferenzmöglichkeiten anderer Performanzen als „Implikaturen“ (*Paul Grice*) und Erwartungspotentialitäten enthält. So werden Prozesse problematisierender und spielerischer Auslegung des Lebens, der eigenen Existenz, der gemeinschaftlichen Fragestellungen zum Leben und zur Welt möglich. Dies zeigt sich in den *gruppalen* Interaktionsmustern, die man bei bestimmten Primaten findet, in Gruppenritualen originärer Kulturen, einfachen Gruppenformen bei primitiven Völkerschaften bis hin zu hochentwickelten Formen der Versammlung oder Beratschlagung, der „Räte“ und „Gremien“, der differentiellen Teams, der Projektgruppen, der Chatrooms im Internet (*Turkle 1998*). Überall agieren *Interlokutoren*^{clxxxiv} in komplexem sozialem Zusammenspiel, das aus sich heraus immer differenziertere Formen hervorbringt. Die Parameter, Referenzsysteme (*répresentations sociales*)^{clxxxv}, die Regeln und Praxen solcher gemeinschaftlicher Gesprächs-, Erzähl-, Erinnerungsarbeit und der kollektiven hermeneutischen Durchdringung des Erinnerten und Gesprochenen, in die die persönlichen Hermeneutiken der Subjekte eingelassen sind, konstituieren sich selbst in den sozialen und kulturellen Kontexten auf der Makro-, Meso- und Mikroebene, die selbst wiederum hermeneutischen Prozessen in einem "Mehrebenenansatz"^{clxxxvi} unterworfen werden müssen – z.B. in einer mehrperspektivischen Betrachtung bzw. in professionellen Kontexten durch interdisziplinäre Diskurse^{clxxxvii}. Es entsteht

dadurch eine "Metahermeneutik", die die Bedingungen ihrer Auslegungsarbeit (letztendlich sogar unter Einbezug der neurophysiologischen Grundlagen, der zerebralen Prozesse, durch die Emotion^{clxxxviii}, Bewußtsein, sprachliche Aktivität und Sinnkonstitution möglich werden^{clxxxix}) in den Blick nimmt (vgl. Abb.2).

Die Hermeneutik der Integrativen Therapie ist eine „Hermeneutik vom Leibe her“^{cxc} und vom „Kontext her“^{cxcii} und eine „Hermeneutik in der Zeit“, was in der Linie des *Ricœurschen* Denkens auch nicht anders sein kann. Leibliche, zwischenleibliche Dialoge, Polyloge, Narrationen kennzeichnen jede *Erzählgemeinschaft* als Interpretationsgemeinschaft leiblich-konkreter Rede und geteilter Zeit, jedes therapeutische, pflegende, pädagogische Handeln wird als leibliche, ja zwischenleibliche^{cxcii} Interaktion und Kommunikation^{cxciii} gesehen, die als solche in ihrer *Relationalität* in Kontext und Kontinuum interpretierte und interpretierende ist. Sie interpretiert und konstituiert leibliches Handeln in Lebenszusammenhängen^{cxciv} und Geschichtlichkeit. „Sprechende Augen“, ein „ausdrucksvoller Mund“, eine „beredete Gestik“, eine „Haltung, die alles aussagt“, ein „Antlitz, in dem alles Leid des Lebens geschrieben ist“ – Metaphern, die die „Weisheit der Sprache“ über die Jahrhunderte, ja Jahrtausende ausgebildet hat als Sedimentationen kollektiver Erfahrung und kollektiven Wissens. Sie zeigen, daß *Körper* und *Geist*, *Leiblichkeit* und *Sprachlichkeit*, *Wahrnehmung* und *Zeichen* – ich zeige auf Wahr-genommenes – *Geschehen* und *Symbolisierung* aufs Engste miteinander verbunden sind. *Geschehen* (von mhd. eilen, im Lauf wahrnehmen) wird von den Sinnen im Prozess des Laufens, Dahinjagens, Fliehens (mhd. *schehen*) aufgenommen. Die an den Sinnen vorbeiströmenden Bilder werden verdichtet: Sinn-bilder, *Symbole* (*gr.symballein* = zusammenballen, zusammenwerfen, mischen, verbinden), die, wenn sie mit anderen, am Geschehen Beteiligten geteilt werden, für diese „Erkennungszeichen“ (σύμβολον) werden. Die Welt der Gedanken, Gedankenwelten, die Strukturen der Erfahrung – man fährt die Lebensstrecke (*Biosodie*) auf und ab, sammelt Erfahrungen -, sind von den Strukturen des Leibes nicht abzulösen, dessen Sinne alles aufgesammelt haben, in dessen Gedächtnis, „Leibgedächtnis“^{cxcv} (vgl. Anhang) alles „eingeschrieben“ ist: ins Leben eingeschrieben, *Biographie*. Der Urgrund der Sprache ist die leibliche Erfahrung, die sinnhaft auf-nehmende, emotional wertende, gedanklich interpretierende und handelnd gestaltende, „leibhaftige“ Präsenz des Menschen in der Lebenswelt. Diese Welt des Lebendigen, die wir in unseren Lebenszeiten und in den Geschehnissen auf unserem Lebensweg,

in unserer *Biosodie*, der Lebenserzählung (vgl. *Ode*, Erzählung in Versen) durchmessen, gebiert Erzählungen, die gewoben sind aus dem Erleben, dem Erfahren, dem Tun, *Geschehen*, das „in Worte gefaßt“ wird. Eine *geschehenstheoretische* Betrachtung macht deutlich: *Geschichte* ist niedergelegtes, archiviertes Geschehen, Geschehnis (Geiger 1908), etwas, was geschah und festgehalten wurde in den Leibarchiven und was, wird es erinnert, d.h. aus den inneren Speichern hervorgeholt, wieder von uns gestellt, als Vorstellungen vor die inneren Augen geholt, wieder lebendig werden kann und uns ganz ergreift, bis in unsere physiologischen Regungen das Vergangene, Vorbeigegangene wieder herholt. Symbole haben diese Aufruf- und Wiederbelebungsfunktion für Geschichte, Geschichten, Geschehnisse auf der individuellen und kollektiven Ebene und deshalb können sie so mächtig sein. Die Welt des Symbolischen, der Sprache, der Schrift, der Zeichen, die Welt der Gedanken also, des Kognitiven, der Vorstellungen, hat eine Wurzel in der *Handlungssprache des Leibes*^{cxvii}, in seinem Wahrnehmenden *Handeln* – es ist unlösbar verkoppelt -, das über die Sinne, über das „Sinnen“ *Sinn* hervorbringt. Sie gründet im *Er-fassen*, welches sich in *Be-griffen* verdichtet, die ihren Hinweischarakter behalten, nämlich *Be-deutungen* haben (mhd. *bedûten*), mit denen man wiederum etwas *be-zeichnen* kann. *Geschehnisse* werden aufgezeichnet, in Zeichen als Möglichkeiten symbolischer Verdichtung gefaßt: die der *schrift*^{cxviii}, die der *Bilder* – in einer ikonischen Narration^{cxviii}, einer „Hermeneutik des Pinselstrichs“^{cxix}, die der Klänge – in einer „Hermeneutik des Tonsatzes“, der Komposition, der „Lieder ohne Worte“^{cc}. Der *deiktische* Charakter der Sprache ist erhellend: die Hände begreifen den *Gegen-stand* (das Objekt, das ihnen gegenübersteht), der Zeigefinger (*digitus*) bezeichnet ein Ding, etwas was festgesetzt wurde, *fest-gestellt*, durch die Hände auf Spuren untersucht, erspürt, ertastet wurde, durch das Leibgedächtnis *erfaßt* und durch kognitive Prozesse *verstanden* wurde. Die Welt der Objekte, der Dinge und die Welt der Kognitionen, der Gedanken, werden durch die leibliche Erfahrung verbunden, zuweilen systematisch, zumeist aber locker arrangierend, collagierend. Ding und Gedanke, „*thing and think*“ haben wortgeschichtlich Berührungspunkte. Wahr-nehmen, er-fassen, be-grreifen, ver-stehen, das sind alles Verben, in denen leibliche Aktivitäten die Lebenswelt mit ihren Geschehnissen aufnehmen und in die kollektiven Symbolwelten, vornehmlich in Sprache, aber auch in Bilder, Zeichen umsetzen. Das Wahrgenommene wird „auf den Begriff“ gebracht, vielleicht verdichtet, zusammengeballt (*symballein*) in einem Zeichen, einem *Symbol*.

„**Symbole** sind Zeichen mit Inhalt und Wirkung, der verdichtete Niederschlag und Ausdruck einer komplexen atmosphärischen und szenischen Realität, ihres Sinngefüges, Bedeutungs- und Handlungszusammenhanges sowie Wirkungsfeldes“, wie es in der Integrativen Symboltheorie formuliert wurde (Petzold, Sieper 1993, 158). Damit beinhaltet das Symbolisierte Geschehenes, Getanes, das – trotz seiner *Versinnbildlichung* - wieder in Konkretisierungsmöglichkeiten, in Tun eingehen kann. Symbole tragen in sich deshalb einen *Zukunftsverweis* auf mögliche, verleblichte Handlungen. **Symbole**^{cci}, verbleiben nicht in einer bildhaften Gedankenwelt, sondern können wieder in Worte, Sprechhandlung, Handlung umgesetzt werden, *zur Sprache* gebracht, in Handeln übertragen werden durch entfaltendes Mitteilen des Verdichteten in Begriffen, Worten, Handlungen, welche in ihrem emotionalen Gehalt leiblich konkret durch Stimme, Aussprache, Mimik, Gestik und Haltung – durch leibliche Aktivität also – vermittelt werden können. Dann kann ein neuer Zyklus sinnhafter Gegenstandswahrnehmungen, auslegender und betrachtender Gedankenbewegungen (Reflexionen und Interpretationen), verdichtender Symbolisierungen beginnen.

In konnektivierenden, kommunizierenden „Sprechakten“, die Informationen über Weltverhältnisse weitergeben, werden *Leib- und Lebenswelt als der Urgrund der Sprache* erkennbar. Aus „vokalen Gesten“ – um diesen Begriff von *George Herbert Mead* aufzugreifen – ist die Sprache entstanden und zu ihnen führt sie immer wieder zurück. Deshalb sind Leib, Sprache und Welt letztlich nicht zu trennen.

Nach Auffassung der Integrativen Therapie, ihrem *komplexen Sinnkonzept* (2001k) besitzen wir „Sinn“ zum einen durch die Sinne und zum anderen durch den [vielleicht] konsensschaffenden Austausch über sinnhaft Perzipiertes: *consensus*. Durch das „totale Sinnesorgan“²⁰⁹ des *perzeptiven Leibes*^{ccii} wurde *Sinn* aus der Lebenswelt, der erlebten Welt, geschöpft, konnte die Fülle der „unerschöpflichen Gegenstände“^{cciii} durch die Prozesse des „reflexiven und memorativen Leibes“ in einem Raum verinnerlichter Welt aufgenommen, verarbeitet, gespeichert werden. *Dinge* wurden zu *Gedanken*. Ihre innere und äußere Bewegung, das Hin- und Herbewegen (*bricolage, collage*) des Festgestellten, gedanklicher Austausch und gedankliche Verarbeitung in Gedankenbewegungen, wandernden Gedanken, die differenzieren, konnektivieren, integrieren, sich auseinandersetzen und entfalten, zusammenfassen und verdichten – *συμβάλλω*, so das griechische Wort, zusammenklumpen zu einem möglichkeitsverdichtenden Symbol – schafft individuelle und kollektive *mentale*

Wirklichkeit, gedanklichen Sinn, sozial gefüllten Sinn (*consensus*), der den aus Wahrnehmungen geschöpften „*primordialen Sinn*“ der *Lebenswelt*^{cciv} transformiert hat und gegenüber anderen Wahrnehmenden, Denkenden, Sprechenden, Handelnden zum Ausdruck bringt. Der „*expressive Leib*“^{ccv} weist dann auf die Dinge hin, die in der Welt sind. Der Leib selbst wird dann zum Symbol. Die *deiktische Geste* mit ihren konnektivierenden, interpretierenden Qualitäten „im Hinweis“ gibt eine *Bedeutung*, die mit Anderen geteilt wird: das ist eine Rose, sie leuchtet rot wie Blut; das ist eine Krähe, ein „wundersames Tier“, das ist ein schöner Mensch, engelgleich. Die Dinge erhalten Eigenschaften, intersubjektiv-geteilte *Bedeutungen* in gemeinsamen Deutungsprozessen, kollektiven Interpretationen der leibhaftig wahrgenommenen Lebenswelt, der man nachspürt, nachfühlt, über die man nachsinnt und nachdenkt, um dann zu entwerfen und zu gestalten: die Welt, sich selbst, sein Selbst als Rückwirkung. Das Selbst wird, wie immer wieder betont werden muß, Gestaltetes und Gestalter^{ccvi}, ist Kunstwerk und Künstler. Die Konnektivierung des Wahrgenommenen, die *Temporalisierung* und *Kontextualisierung* des Erfahrenen, erlebte Zusammenhänge, die bewußt und unbewußt aufgenommen werden, im prozeduralen Gedächtnis, in den unbewußten Gedankenprozessen verarbeitet und im Bewußten, bewußtseinsfähigen, deklarativen Gedächtnis^{ccvii} bearbeitet werden, schaffen gemeinsame Gedächtnisinhalte, *kollektive Kognitionen*, soziale Repräsentationen, gemeinsame Gedankenwelten^{ccviii}, schaffen *Kultur*^{ccix}. Sie ermöglichen Interaktionen in konkretem, sprechendem Zeigen, Kommunikation im Austausch des mental Repräsentierten durch leiblich geäußerte Sprache, Reden und Schweigen, Wort und Gestik, sie begründen gemeinschaftliche „Kulturarbeit“ durch multi-, inter- und transdisziplinäre und -kulturelle *Diskurse*^{ccx}, eine *kollektive Hermeneutik*, der es um Welt-, Lebens- und Selbstverständnis geht, denn das Ziel des Menschen, der Menschheit ist, sich selbst zu erkennen und zu verstehen^{ccxi}. Diese hermeneutischen Erkenntnis- und Lernprozesse und ihre biologischen und neurowissenschaftlichen Grundlagen^{ccxii} und Voraussetzungen (durch evolutionäre Erkenntnistheorie^{ccxiii} und Hirnforschung bzw. Neurowissenschaften^{ccxiv} gestützt) führen damit zu einer „*Metahermeneutik*“^{ccxv}; die den von *Habermas* zu Recht erhobenen „Universalanspruch der Hermeneutik“^{ccxvi} einzulösen unterwegs ist – in permanenten, - so lange Menschen leben - nie endenden Transgressionen.^{ccxvii}

Jede Hermeneutik erfordert deshalb die *Dekonstruktion* und *Rekonstruktion* ihres

Kontextes, um diesen in einem "*hermeneutischen Zirkel*" verstehen und erklären zu können, um ihn aber auch letztlich in einer "*hermeneutischen Spirale*"^{ccxviii} metareflexiv überschreiten zu können, ja diese Hermeneutik selbst auf ihre impliziten Vorannahmen und möglichen Machtdiskursen zu befragen, damit auf diese Weise für das Subjekt *persönlichen* Entwicklungen, Entwicklungen in seinem Netzwerk sowie gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen Raum gegeben werden kann. Dieser Entwicklungsraum nun darf keine normierte Parzelle sein im einem vorgeplanten *Feld* mit kontingentierten Arealen, deren Grenzen unverrückbar und unverhandelbar sind, festgelegt von unsichtbaren Mächten, zu denen der Zugang verwehrt ist. Damit würde *Souveränität* als ausgehandelte (und als solche auch selbstbestimmte) nicht realisiert. Es geht dabei aber nicht nur um die „Landkarten im Kopf“, um die Spielräume des Denkens, Fühlens und Wollens, die in einem lebendigen, „kampanalen“ Feldbegriff angesprochen sind (fern aller Physikalismen von *Kamp* = Garten, Feld^{ccxix} abgeleitet). Es geht auch um die Prozesse des Gestaltens, des Aushandelns, der Gedankenbewegungen, des Interpretierens, der gemeinschaftlichen Sinnkonstitution. Auch diese Prozesse können in hohem Maße normiert sein, indem Schablonen des Denkens, vorgefertigte Deutungsfolien, standardisierte Interpretationsprozesse entlang von „Standardsymbolen“ (*Jungscher* oder *Freudscher* Art) die Hermeneutik (oder Tiefenhermeneutik gar) des Subjekts zur Zwangsapparatur machen, die Ausgrenzungen festschreibt, Wege vorschreibt, die beschränkt werden müssen und solche, die verboten sind oder – schlimmer noch – gar nicht in den Blick kommen. Dann nämlich werden *Normopathen* „produziert“: der „*typische*“ Norddeutsche, „Ostfrieser“ oder „Rheinländer“, („Düsseldorfer“ vielleicht = „Wärst du doch...“). So werden Gläubige und Parteigänger produziert, „Genossen“, „Kollegen“ und natürlich Psychoanalytiker, Gestaltisten, NLPler oder „Staatsbürger in Uniform“, „Humanisten“, „kritische Subjekte“. Und genau solche Subjektivitäten *und* die Techniken der Selbstkonstitution^{ccxx}, die sie hervorbringen, die spezifischen Hermeneutiken, Diskurse, Erzählungen des Hervorbringens müssen genealogisch (*Foucault*), dekonstruktiv (*Derrida*), methahermeneutisch (*Petzold*) in den Blick genommen werden. Nur in solchen Prozessen der Hinterfragung und des Wunsches nach dem *Anderen* - dem Anderen und Ausgegrenzten im Eigenen auch – besteht die Chance, eine „andere Erzählung“ beginnen zu können, einen „anderen Diskurs“ zu sagen, andere Ko-responsenzpartner zu finden, mit denen es möglich, vielleicht sogar einfach ist, Axiomatik zu *problematisieren*: etwa den Begriff des „Überichs“ als

problematisch (mit *D.C. Dennett* und anderen kognitiven Theoretikern), das Konzept der „Konditionierung“ als befragbar (mit *N. Bernstein* etwa), die Vorstellung des Triebes und Triebchicksals als überholt und die der Einheit der Person oder ihre Gliederung in ein Instanzenmodell als falsch zu denken (mit *M. Bhaktin*) – oder das „*Freudsche Unbewußte*“ (nicht das neurowissenschaftliche) als ein schwerwiegendes epistemologisches Problem, sondern als die vielleicht folgenschwerste anthropologische Fehlkonzeptualisierung des vergangenen Jahrhunderts zu betrachten – das muß man zu denken wagen ohne *Sakrilegsgefühle*. Aber welcher Psychoanalytiker hat diese Freiheit? Der Gestalttherapeut wiederum wird sehen müssen, daß das so zentrale *Goodman/Perls*sche „Aggressionskonzept“ ein tiefgreifendes Mißverständnis des Phänomens „Aggression“ darstellt (2001d) und in seiner jetzigen Form aufgegeben werden müßte: genau diese **Freiheit** werden solche Anhänger von Schulen und Schumeinungen brauchen, um zu *Überschreitungen*, transgressiver Innovation zu kommen^{ccxxi} - oder, nach kritischer, metakritischer Prüfung ggf. auch Revision zur [nunmehr fundierteren] Affirmation ihrer Ausgangsüberzeugung.

Wie kann im „kleinbürgerlichen Milieu“ – im „hochbürgerlichen“ gar – milieuspezifisches Denken überschritten werden? Wie mitten in der jeweiligen *Kultur* das Fühlen, Denken, Wollen dieser Kultur aufgesprengt werden, eine preußische Art des Denkens, „linkes“ oder „rechtes“ Denken, deutsches oder französisches oder britisches? Letztlich nur dadurch, daß man sieht, erlebt, erspürt, daß die eigenen Gedankenräume, Räume des Fühlens und Wollens auch, nicht die einzigen und nicht unbedingt immer die besten sind, die eigenen Wege des Denkens, des Empfindens nur *eine* Möglichkeit sind, sich selbst zu denken und zu spüren, Welt zu denken und zu erfahren. „Anders“ zu denken, zu sprechen, zu fühlen, zu empfinden ... eine *andere Hermeneutik der eigenen Existenz* zu praktizieren. Diese wird letztlich aber möglich durch „*Angrenzungen*“ an die jeweils *anderen* Räume. In "Begegnungen und Auseinandersetzungen", *Ko-respondenzen „an der Grenze“*, collagierendes Spiel mit den eigenen *und* mit fremden Materialien wird zugleich die eigene Identität prägnanter durch das Kennenlernen eines *Fremden*, eines "Anderen" (*Levinas* 1983), wird *Fremdes als Fremdes vertraut*, wird die Chance von *Überschreitungen* geboten, werden *Transgressionen*^{ccxxii} in das Fremde hinein aus "ausgehandelten Grenzprozessen" möglich - also keine Invasionen und Eroberungsfeldzüge! Die *Heterotopien*, die anderen Räume, machen Begegnungen,

"Ereignisse" an der *Grenze* möglich, wo "Blitze des Werdens aufflammen"^{ccxxiii}.
Erzählung und Gespräch, gemeinsame Narrationen, hermeneutische Interpretationsarbeit geht deshalb immer in *mehrdimensionaler* Weise vor: nach "innen" zum Eigenen, nach "außen" zum Fremden, in die "Tiefe" zu Untergründen und Abgründen, in die "Höhe" als Übersteigungen, in den "Vordergrund", in "Hintergründe", zu "Horizonten", zum "Naheliegenden" und in die "Weite" als *Temporalisierungen* und *Kontextualisierungen* (Dekontextualisierung, Rekontextualisierung, Neukontextualisierung^{ccxxiv}). Werden diese Dimensionalitäten hermeneutisch durchdrungen, entsteht aus und in den vielfältigen Verbindungen, die gegeben sind und aufgefunden werden, oder die *konnektivierend* geschaffen werden, *S i n n*, und es erhalten Dinge, Geschehnisse, Ereignisse *B e d e u t u n g*^{ccxxv}, die ihrerseits wieder dekonstruierend befragt und metahermeneutisch überstiegen werden können, denn Sinn und Bedeutung sind in höchstem Maße kontextualisiert und temporalisiert. Bei vielschichtigen, sich überlappenden, durchmischenden Lebenswelten sind sie immer auch *mehrdeutig* oder in sehr eingegrenzter Weise spezifisch, dafür aber mit Verweisungen versehen, Konnektivierungen ausbringend, wie Sprossungen in einem sich proliferierenden neuronalen Netzwerk. Eine solche Hermeneutik, die sich beständig selbst überschreitet, weiter collagiert, verbindet oder für Verbindungen offen ist, ein Andocken zulässt, ja zu „*Angrenzungen*“ einlädt, macht *Bedeutungen unterschiedlich lesbar*. Der Sinn wird *ein* Sinn unter *anderem* Sinn - Muster in einem Gewebe, Verdichtung in einem Gespinnst oder auch ein Riß, ein Loch in derartigen Geweben, wie sie der Hagelschlag in den Baldachinnetzen hinterläßt, die die Spinnen über die Wiesen gespannt haben, Risse, wie sie der Zeitwind^{ccxxvi} in den durch *Geschichten gewobenen Netzen* der menschlichen Biographie hinterläßt - kritische "Lebensereignisse"^{ccxxvii} als Hagelschlag. Eine solche *konnektivierende Hermeneutik* in eminent zwischenmenschlichen *Polylogen* konstituiert auch keine eindeutigen *Identitäten* mehr – solche sind allenfalls Sonderfälle^{ccxxviii}. Geometrisch idente übereinandergeschobene, gleichschenklige Dreiecke gibt es im biologischen und sozialen Leben praktisch nicht. Bedeutungen haben Horizonte, Unschärfen, *Identitäten*, sind ausgefranst an den Rändern^{ccxxix}, offene Fäden bieten Verknüpfungen an, neue *Patches* sind schon an- und eingewoben, *intextualisiert* in die "*patchwork-identities*". Die Hermeneutik von Subjekten, eingelassen in vielfältige Ströme des Erzählens, konstituiert *transversale Identitäten*^{ccxxx}, die die Meere der

Wirklichkeit queren - je nach den Verhältnissen des Windes, der Wetterlage, der Strömung *navigierend*, zuweilen kreuzend oder auch hart vor den Wind segelnd, immer wieder auch in der Sicherheit des *Konvois*^{ccxxxi}, denn wir fahren nicht allein auf dem Ozean der Weltkomplexität, von dessen Weiten, Fährnissen, Geheimnissen, Schönheiten wir erzählen. Solche "fließende" Erzähl- und Interpretationsarbeit ist niemals nur reproduktiv, sie ist schöpferisch. *Wechsel des Diskurses*

7. Narrative Biographiearbeit, narrative Therapie, kollektives Erinnern in Erzählgemeinschaften, Neuorientierung

Wenn wir auf den Meeren der Lebenswelt, den Meeren des Wissens und Unwissens, in den Strömen der Erzählungen *navigieren* – und in solcher Navigation besteht menschliches Leben zu großen Teilen (*Petzold, Orth, Sieper 2000*), dann gerät der Mensch immer wieder in den „Zauber des Meeres“, wie es *Rushdie* (1991, 86) beschreibt:

„Denn als er tief ins Wasser blickte, sah er, daß es aus tausend – tausend – tausend – und – einer – verschiedenen Strömung bestand, jede von einer anderen Farbe, die sich ineinander verflochten und verschlangen wie eine flüssige Tapiserie von atemberaubender Vielfalt Geschichtenströme, und jeder farbige Strang repräsentierte und enthielt eine einzelne Erzählung ... das Meer der Geschichtenströme [stellte] die größte Bibliothek des Universums dar. Und da die Geschichten hier in flüssiger Form aufbewahrt wurden, behielten sie die wundersame Fähigkeit, sich zu verändern, sich in neue Versionen ihrer selbst zu verwandeln, sich mit anderen Geschichten zu vereinen und dadurch wieder zu neuen Geschichten zu werden.“

Und natürlich ist mit dieser Metapher (*Ricœur 1986*) auch das Meer unseres Geistes zu sehen und unser Cerebrum mit den Myriarden neuronaler Verflechtungen und Informationsströme (*Singer 2002*), die sich in immer neuer Weise konnektivieren, in Interaktion mit den Informationsströmen, die aus der Welt auf den Leib zuströmen, immer neue Interpretationen inaugrieren, die ihre Wurzel im Sich-Äußern, im Sprechen von Menschen über ihr Welt- und Selbsterleben haben – seit den Anfängen der Hominisation (*Klix 1997*). Das hatte und hat natürlich auch eine Rückwirkung auf die Informationsverarbeitungskapazität des Gehirns, die beständig durch das Spiel der Interpretationsarbeit von Menschen auf der individuellen wie auf der gruppalen Ebene wächst. Der späte *Ricœur* (der seine frühe Hermeneutik deutlich überschritten hat) kommt zu einem ganz ähnlichen Ergebnis aus sprachtheoretischen Überlegungen, wenn er Interpretationen auffaßt als ein freies, unbegrenztes Spiel mit den Signifikanten, die ins Unendliche verweisen. *Emile*

Beneviste (1977), auf den *Ricoeur* sich abstützt, konnte zeigen, daß die Linguistik der „*langue*“, durch eine „Linguistik des Diskurses“ ergänzt werden muß. Sätze sind mehr als Summen von Zeichen. Sie sind verortet in spezifischen Ereignissen und Diskursen – und das gleiche gilt für Erzählungen. Beide sind mehr als die Summe von Sätzen. Man kann *Benevistes* linguistischen bzw. diskurstheoretischen Überlegungen, daß nichts in der *Sprache* ist, was nicht zuvor in der *Rede* war (ibid. 150) sowohl durch den entwicklungspsychobiologischen Befund der kindlichen Sprachentwicklung als Austausch von Sprechhandlungen (*Papoušek* 1994; *Nelson* 1989) als auch durch evolutionspsychologische Argumentationen – Sprachbildung als Austausch von informationshaltigen, sinntragenden Sprechakten (*Klix* 1997; *Buss* 1999, *Butterworth* 1985) - stützen. *Rede aber ist interpretierte Welterfahrung*. Erzählungen von Erlebten, Narrationen aus dem Leben, Lebenserzählungen sind interpretierte Erfahrungen, die im Weitergeben nochmals als adressatengerichtete Interpretationen erfahren. *Biographie ist also immer etwas Interpretiertes und Interpretierendes*, interpretiert von den Eltern, interpretiert vom Freundeskreis und natürlich interpretiert von uns selber. Aber das alles durchmischt und vernetzt sich, wird konnektiviert und kreativ arrangiert zu materialreichen Collagen. Insofern haben wir es bei biographischen Sachbeständen niemals mit *Historie* zu tun, mit „*historischer Wahrheit*“. Es kann also keine *Rehistorisierung* stattfinden, das ist nicht möglich, sondern ich bekomme subjektiv interpretierte Erlebensbestände, eine „*narrative Wahrheit*“^{ccxxxii}. Das Gedächtnis ist keine „FOX tönende Wochenschau“. (Ich kann nicht ins Archiv gehen und dann hol ich mir mal die Filmrolle von der Suez-Krise^{ccxxxiii} raus, um zu sehen, wie das damals war. Dieses Beispiel kommt mir gerade in den Sinn. Ich habe sie miterlebt, allerdings nicht im Fernsehen, sondern über das Radio und irgenwann vor einem Kinderfilm war da im Vorspann „FOX tönende Wochenschau“ mit der Suez-Kanal-Reportage. Wenn ich mich jetzt daran erinnere, dann teile ich Ihnen etwas aus meiner Lebensgeschichte mit. Aber wie soll ich das bewerten, warum mir in diesem Kontext dieses Vortrags gerade die Suez-Kanal-Krise aufkommt? Darüber müßte ich noch nachdenken. Irgendwo haben mir meine „Archivare“ das jetzt im Moment aus meinen Gedächtnisarchiven herausgesucht. Im Kopf habe ich viele Archivare und Redakteure, das ist bei jedem so. Ich denke nur zu einem Teil intentional, der andere Teil „wird gedacht“. Was Sie hier bei mir erleben, ist das „allmähliche Verfertigen“ der Gedanken beim Reden, wie *Kleist*^{ccxxxiv} das genannt hat. Wir haben ganz viele Archivare und Redakteure in

unserem Gehirn, sie machen die Texte, und die Arbeit des wachen Bewußtseins macht nur 2 % davon aus, der Rest wird unbewußt zusammengestrickt^{ccxxxv} - im neuronalen Unbewußten (und das ist nicht gleichbedeutend mit dem *Freudschen*). Das muß man sich auch deutlich machen: wenn da keine Archivare mehr sind oder weniger Archivare, dann kann auch weniger gedanklich produziert und reproduziert werden. Bei dementen Alterspatienten oder bei cerebral geschädigten Menschen fehlen viele dieser Archivare. Für die Arbeit mit *autobiographischem Memorieren* ist es wichtig, das zu wissen. Gehen Sie einmal in ein Zeitungsarchiv hinein. Es ist immer höchst selektiv, was dort dokumentiert wird. Es sind die subjektiven Berichte von Reportern, ihre Interpretation von Situationen. Genauso ist das mit unserem autobiographischen Memorieren. Es ist nie "FOX tönende Wochenschau", eine historische Aufzeichnung, und selbst die bietet eine subjektive Sicht. Wir haben es in der cerebralen Aufzeichnung - das sei nochmals betont - nie mit einer "historischen Wahrheit" zu tun, sondern mit einer beständigen Reinterpretation oder Neuschöpfung^{ccxxxvi}, mit einer *narrativen*, einer erzählten Wahrheit, nicht mit einer objektiven. Wir haben zwar in der *narrativen Wahrheit*^{ccxxxvii} ein paar objektive Bestände, aber das kann u.U. relativ wenig sein.

Neben dieser *narrativen Wahrheit* und der *historischen Wahrheit* haben wir dann noch eine *ästhetische Wahrheit*, weil Menschen - denken wir z.B. an autobiographische Romane oder Texte wie *Goethes* "Dichtung und Wahrheit" - auch das Bedürfnis haben, ihre Lebensgeschichte in einer gewissen Konsistenz zu erzählen. Sie "glätten" die Geschichte unter ästhetischen Gesichtspunkten, und zwar z.T. adressatengerichtet.

Ich entsinne mich gut, wie ich in Analyse bei einer älteren Analytikerin war. Ich mußte immer weit zu ihr fahren. Dann sitzt man so im Zug, manchmal sitzt gegenüber ein nettes Mädchen und dann ist man mitten drin im Erzählen. Der Mensch ist ein "Geschichten erzählendes Wesen" und manchmal wird das Erzählte auch eine "Story". Nun, wir haben uns unterhalten und ich habe ihr etwas erzählt, etwas, das ich mit in die Analyse bringen wollte, irgend etwas aus meiner Biographie. Und dann lag ich eine Stunde später auf der Couch und erzählte die gleiche Geschichte meiner 68jährigen Analytikerin. Es war eine andere Geschichte und ich war in beiden Geschichten wahrhaftig. Wir "schönen" unsere Geschichten natürlich auch, das gehört dazu. Das darf sein, und das darf man nicht nur unter ethischen Kategorien

von Wahrheit und Lüge sehen, sondern unter den Kategorien von Kreativität. Dadurch wird auch *Wirklichkeit geschaffen*. Das heißt also, wenn ich mit dieser jungen Frau im Zug zusammen reiste und erzählt habe - und sie erzählte mir ja auch etwas -, dann ist so etwas wie eine *gemeinsame Wirklichkeit* entstanden. Mit meiner Analytikerin sah das dann wieder ein bißchen anders aus. Die saß halt hinter mir und wollte bestimmte Dinge hören, und die hat sie dann auch, weil ich sie verehrte, bekommen, denn sie war eine andere Adressatin und die *situative Erwartungsstruktur* des analytischen Kontextes war sehr spezifisch. Das ist ja bei Situationen wie z.B. in Selbsterfahrungsgruppen so: man synchronisiert sich innerlich auf das kognitive und emotionale Ritual, das inszeniert wird.

Das ist im übrigen bei der *biographischen Arbeit* ähnlich: Sie ist zum Teil äußerst normierend, weil die Helfer ihre Vorstellung von biographischer Arbeit und ihre Identitätskonzeption mit hineinbringen, ohne vorher sorgfältig erforscht zu haben - und ich meine das hier nicht nomothetisch-empirisch, sondern explorativ - auf welche Art und Weise die Leute denn *memorieren wollen*. Das ist die wichtige Vorarbeit, die man zu leisten hat, damit wir in ein *narratives Memorieren*, ein subjektives Erzählen hineinkommen, nicht in die Dokumentation von "historischen" Fakten. Das wäre gänzlich falsch, würde eine falsche Erwartung aufbauen, denn es geht um erzähltes Erleben von Situationen, die *einstmals* stattgefunden haben und von unterschiedlichen Situationsteilnehmern auch unterschiedlich erfahren wurden, die jetzt gegenwärtig gesetzt werden, erlebbar und mitvollziehbar werden, *hier und heute* und die die Chance einer Um- und Neugestaltung, einer *Neuorientierung* bieten.

Wir haben Anfang der 70er Jahre Erzählprojekte gemacht (*Ch. Petzold* 1972). Ich war damals Volkshochschuldirektor in Büttgen^{ccxxxviii} und hatte dort nebenamtlich die Dorfvolkshochschule aufgebaut. Da haben wir also in einem Projekt alte Leute angefragt, um mit ihnen die Situation vor der Flurbereinigung zu rekonstruieren. Sie wissen, was Flurbereinigung ist? Das war so eine Wahnsinnstat, die man seinerzeit mit Begeisterung durchgeführt hatte, wo alle Felder funktional zusammengelegt wurden. Damit wurde die "Geschichte der Äcker" ausgelöscht. Wir sind dann mit alten Leuten aus der Gemeinde und mit 13-, 14-jährigen Schülern durch die Felder gegangen. Ein Geographielehrer hatte die Schüler angeleitet und dann wurden gemeinsam die alten Gewanne rekonstruiert, die alten Fluren aus dem Erinnern der Alten neu aufgezeichnet und damit auch Geschichten über die einstmaligen Besitzer, Bauern mit ihren Familien. Zu dieser Zeit war viel historisches Interesse in der

Gemeinde vorhanden, und auch die Erstellung einer "Ortsgeschichte" war bei einem Historiker in Auftrag gegeben worden^{ccxxxix}, die anhand von Archivalien erstellt wurde. Diese Arbeit hatte natürlich eine ganz andere Qualität als die von uns aufgrund von "oral history"^{ccxli} dokumentierte Geschichte als persönlich erlebte Lebensgeschichte von konkreten Personen, die man befragen konnte, Geschichte, die in einem besonderen "Erzählklima" in unserer "Erzählgruppe" - die Lehrer, die Schüler, die alten Leute, ich - als "Narration" lebendig wurde. Das waren keine Archivdokumente, keine Katasteramtsauszüge, auch keine Tagebuchaufzeichnungen^{ccxli}, sondern in Rede, Nachfrage, von Einwüfen ergänzte "lebendige" Erzählungen. Das Ganze scheint eine historische Arbeit zu sein und in einer gewissen Weise ist es das auch. Aber viel wichtiger war das *exchange learning*^{ccxlii}. Die alten Leute waren ganz interessiert, wie das mit dem Kartographieren war, interessiert auch an dem Kontakt mit den Schülern und deren Leben. Es hat also dort ein wechselseitiges Lernen stattgefunden. Wir haben auch andere Erzählprojekte zur "erlebten Geschichte" veranstaltet: z.B. „Ferien in der Zeit der 20er Jahre“, oder: "Wie war das, als der Kaiser kam". Solche Projekte generieren keine historischen Dokumente im Sinne einer "exakten Historie" sondern einer "narrativen Historie", und die ist ganz wichtig, weil die exakte Historie verkürzend ist. Sie ist verkürzt um das Erleben der Menschen und das ist eine große Chance, daß mit der *narrativen Qualität* eben auch das *Erleben* der Menschen angesprochen wird und dadurch dann Autobiographie aktualisiert und Autobiographie gebildet werden kann, denn die jungen Leute, die da in Büttgen-Vorst, in Holzbüttgen und Büttgen-Dorf in einer Großgemeinde gelebt haben, die bekamen plötzlich ein Gefühl für *ihren Boden*, auf dem sie stehen, für die Felder ringsrum und die Bauernhöfe, die da sind. Auch wenn sie mit Bauernhöfen nicht viel am Hut hatten, erlebten sie, daß es ihre Lebenswelt war. Im Austausch mit den alten Menschen drang in ihre persönliche Geschichte die kollektive Geschichte in einer positiven Weise ein, durchaus mit der Qualität der Herstellung eines Heimatbezuges.

Heimat ist etwas ausgesprochen Wichtiges. Durch unsere nationale Geschichte ist in unseren Prozessen *kollektiven Memorierens*^{ccxlili} das Heimatgefühl und der Heimatbegriff durch die Geschichte von "Blut und Boden" im Dritten Reich ziemlich beschädigt worden, und man müßte intensiv daran arbeiten, daß in neuer Weise ein adäquater Heimatbezug hergestellt werden kann. Wenn die Heimat Territorialdenken ist, im Sinne von "Ausländer raus", wird es natürlich äußerst problematisch. Heimat

ist etwas, wo man sich heimisch fühlt, ein Heim hat, Gäste haben kann, wo man Menschen vermittelt: Das ist meine Heimat und Du darfst Dich bei uns heimisch fühlen, beheimaten, wenn Du vertrieben wurdest. Wir sind *gastlich*^{ccxliv}, gastfreundlich, wir bieten Dir eine Heimstatt an! Beheimatung ist eine gute Funktion von Heimat und deswegen ist die Entwicklung eines Heimatgefühles in der Biographie ein wichtiges kollektives Moment, das uns trägt und Wurzeln gibt, aber auch eine weitherzige *Konvivialität* fördern kann.

Was in die Biographie hinein kommt, sind nicht nur die kleinen persönlichen Erlebnisse. Es ist also nicht nur das *individuelle Memorieren* wichtig, sondern dies ist immer auch eingebettet in Prozesse des *kollektiven Gedächtnisses*^{ccxlv}, welches durch *gemeinsames Memorieren*, "con-memoratio" gepflegt wird. Für Menschen ist es offensichtlich wichtig, daß ihre Biographie, ihre Lebensgeschichte eingebunden ist in Kollektivität, denn *Lebensgeschichte ist gemeinsam erlebte Geschichte und gemeinsam erzählte Geschichte*. - Jedenfalls war das oftmals so. Wenn Sie z.B. "Asterix auf Korsika" lesen^{ccxlvii}: Da sieht man dann die alten Männer auf einer Bank sitzen – so wie heute im Süden immer noch – und die gehen dann die Leute des Ortes durch: "Ist das (...) nicht der kleine Mineralogix? (...) - Der hat doch, glaub ich, die kleine Desiderata geheiratet? - Die Schwester von Maccharonix? Der zusammen mit Habenix den Palast des Prätors demolierte? (...)" usw. Also man erzählte und arbeitete und interpretierte das Leben dabei. Es geht demnach nicht nur um das Erzählen an sich, sondern es geht um die *hermeneutische Qualität* der Erzählung, d.h., Erzählung im Austausch und als Auslegung. Der eine erzählt, der andere hört zu, dann flicht der dritte ein Stückchen Erzählung ein, der erste nimmt das wieder auf und dann gehen sie das gemeinsam durch, das Gute und das Schlechte und auch das Gehässige. Auch Gehässiges muß Raum haben. Es ist wichtig, daß man ab und an gehässige Geschichten erzählen darf, denn wenn man sie erzählen kann, braucht man sie nicht unbedingt zu *tun*, als Gehässigkeiten umzusetzen, besonders wenn von Anderen auch korrektive Geschichten kommen, die etwas zurecht rücken oder versöhnliche, die eine Gegenstimmung ermöglichen. Dabei kann man methodisch auch mit Elementen aus der Poesie- und Bibliothherapie arbeiten, indem man Texte schreiben läßt.^{ccxlvii}

In dieser "narrativen Reflexion" der *Geschichte (retrospektiv)* ist die Sicht immer auch

auf die *Gegenwart* gerichtet (*aspektiv*) ebenso wie (*prospektiv*) auf die Entwicklung von *Zukunft*, auf *Neuorientierungen*. In diesem Erzählnetz von Menschen, in dem ich Miterzählender und Zuhörer bin, wo ich aus meiner Identität etwas erzähle, gleichzeitig aber etwas über mich erzählt wird, wird *Identität kollektiviert*. Wenn hier in diesem Saal keine Zuhörer mehr wären und ich keine Studenten mehr hätte, dann wäre ich kein Professor mehr – also diese meine Identität wäre weg. *Identität ist immer konfigurativ*. Ich muß also erkennen, daß meine Identitätsprozesse, die im „autobiographischen Memorieren“ festgehalten sind, eingebunden sind in Vielfalt, in Vielfalt von Erzählungen^{ccxlvi}, von Polylogen. Wenn das nicht der Fall ist, verkümmern die Menschen, verarmen bis hin zu schweren psychischen und psychosomatischen Syndromen. Ich kenne das z.B. aus der offenen Altenbetreuung^{ccxlix}: Da gibt es Menschen, die vereinsamen, weil ihre sozialen Netzwerke ausdünnen und absterben^{cccl}. Zuerst führen sie Selbstgespräche und dann reden sie mit ihren Möbeln. Wenn sich dann wieder Menschen mit ihnen beschäftigen, z. B. ein Zivildienstleistender, erzählen sie häufig immer wieder die gleichen Storys, weil sie kommunikativ schon „eingefroren“, kommunikativ entwöhnt sind. Im übrigen ist das auch oft bei behinderten Menschen zu beobachten, insbesondere, wenn sie sehr kustodial-bewachend aufgezogen wurden. Ihnen ist damit zum Teil sehr früh und leider oft nicht reversibel die Möglichkeit genommen worden, mit jemandem anderen Geschichten zu „stricken“, wie einfach auch immer sie sein mochten. Daher müssen wir eigentlich im praktischen Umgang etwa mit behinderten Menschen, mit denen Biographiearbeit möglich ist, sehr, sehr früh anfangen, eine *“narrative Kultur“* aufzubauen und zu pflegen. Wenn wir aber mit älteren oder alten geistig behinderten Menschen arbeiten, die keine hinlänglich konsistente Biographie mehr erschaffen können, sondern immer nur einzelne Erinnerungsfetzen produzieren, dann können wir keine wirkliche Biographiearbeit machen – wir bekommen nicht einmal ein „patchwork“ hin, sondern werden uns auf eine erlebnisaktivierende, betreuende Arbeit^{cccli} unter Verwendung *biographischer Elemente* einrichten. Mir ist es sehr wichtig, dies zu differenzieren.

Entscheidende Fragen in all diesen biographisch arbeitenden Settings sind grundsätzlich: Wo ist *meine* Geschichte? Haben wir überhaupt eine *Gesprächsgemeinschaft* aufgebaut, um *unsere* Geschichte in kollektiver Erinnerungsarbeit uns anzueignen, und ist über die Gesprächsgemeinschaft hinaus

eine *Erzählgemeinschaft*^{cclii} mit einer guten Erzählkultur, die gepflegt wird, entstanden, die zu einer *Handlungsgemeinschaft* wird und *Neuorientierungen* ermöglicht? Sind in dieser Erzählgemeinschaft Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft anwesend? *Biographie* hat evolutionspsychologisch und soziobiologisch gesehen nämlich die Aufgabe, in uns persönlich und gemeinschaftlich gültige Handlungsmuster niederzulegen und festzuschreiben, die uns für das Handeln in der Gegenwart und für antizipatorisches Handeln ausrüsten. Das brauchen die Wölfe nicht, deren Kommunikationsmuster sind weitgehend genetisch festgelegt^{ccliii}, wir aber haben da nicht mehr viel an genetischen Vorgaben. Daher müssen wir, je nachdem, in welcher Sozialität wir aufwachsen, *kulturelle Muster* internalisieren, die Teile des *kulturellen Memorierens* und des kulturellen Bestandes sind. Diese werden dann Teil meines *individuellen Memorierens*. Das Memorieren hat dabei eine wesentliche Funktion: uns für *antizipatorisches* Handeln auszustatten und für effektives kommunikatives Handeln in der Gegenwart und Neuorientierungen für die Zukunft. Ein bißchen hat das Memorieren auch den Sinn, traumatische oder belastende Vergangenheit zu bearbeiten. Das geht aber nur, wenn die Gegenwart einigermaßen gut ist. Wenn die Gegenwart selbst belastend ist, kommt es zu *akkumulativen Belastungen*. Es geht auch nur, wenn die belastenden Dinge schon einigermaßen reflexionsfähig geworden sind. Wenn sie aber in der Abspaltung und Verdrängung liegen, muß man sie in der Regel in der Dissoziation und Verdrängung liegen lassen. Das gilt im übrigen auch für viele Psychotherapien: „aufdeckendes“ Arbeiten ist keineswegs immer gut, zumindest bei Traumapatienten nicht^{ccliv}. Vielmehr können dabei alte Traumaphysiologien aktiviert werden, was zu schweren, über Monate dauernden Beeinträchtigungen des Immunsystems führen kann. Forschungen, die wir zum Wiedererzählen traumatischer Ereignisse gemacht haben^{cclv}, haben dazu geführt, unsere biographische Arbeit anders zu gestalten, ressourcenorientiert auszurichten, „gute Ereignisse“ „protektive Faktoren“ herauszuarbeiten und ihnen besonderes Gewicht zu geben^{cclvi}. Wir gehen heute besonders mit Menschen aus der Kriegsgeneration^{cclvii} sehr viel differenzierter um, z.B. mit Hilfe traumaspezifischer Diagnostik^{cclviii}. Dabei schauen wir, wieviel der betreffende Mensch erzählen kann und will. Manche wollen die „Vergangenheit ruhen lassen“, andere dagegen haben sogar ein zwanghaftes Bedürfnis, traumatische Erlebnisse immer wieder zu erzählen, aber das muß gar nicht gut sein, wenn es sich um „trauma-addiction“^{cclix} handelt, einen Zwang, wieder und wieder Traumatisches zu erzählen und dabei immer wieder

in Erregungszustände zu kommen. Bei solchen Menschen ist es für die Therapie und für die Betreuung dann viel besser, zu sagen: *“Jetzt lassen wir die alten Geschichten mal ruhen und machen eine neue Geschichte!”* - Neuorientierungen sind angesagt.

Lebensgeschichtenarbeit ist also nicht nur *historisch rekonstruktiv* zu sehen, sondern muß auch aktual und prospektiv, also *konstruktiv* gesehen werden. *Wir entwickeln mit den Menschen eine neue Geschichte*, die in neues Handeln führen soll, idealiter auf einen Weg der *Lebenskunst*. Dieser aber kann am besten gefunden werden, wenn die Therapie selbst ein Milieu solcher *ars vitae* bietet, eine kokreative Qualität, wenn sie über *kreative Medien* und *künstlerische Methoden* verfügt – wie das eine besondere Stärke der „Integrativen Therapie“^{cclix} ist –, die sie in ihrer Arbeit einsetzen kann, damit ein **Konflux**^{cclxi}, ein Zusammenfließen aller kreativen Kräfte der Patienten wie des Therapeuten erfolgt und *Metamorphosen*^{cclxii} möglich werden. Wenn wir dabei an alte, *gute* Geschichten anknüpfen können, ist das sehr hilfreich und wenn wir *schlechte* Geschichten aufnehmen müssen, weil sie uns präsentiert werden, dann *nehmen wir sie an*, aber wir “graben” nicht nach Traumata in der fragwürdigen Annahme, man *müsse* sie „aufdecken“ und „durcharbeiten“. Wenn wir auf schlimme Geschichten stoßen oder auf Traumata, können wir diese empathisch wahrnehmen und dem Klienten vermitteln, für ihn ein *“significant caring other”* - ein sorgender, mitfühlender Mitmensch - zu sein, denn dann wird man zu einem *“protektiven Faktor”*^{cclxiii}, und dann kann er sein Leid, seine Erfahrungen mitteilen, teilen, sie nochmals besprechen, eine neue Position zu ihnen gewinnen in Prozessen gemeinsamer Sinnsuche, des Ringens um Verstehen, um *Aussöhnung*, *Versöhnung*^{cclxiv}, *Vergeben*^{cclxv} vielleicht. Außerdem kann es für den Klienten oder Patienten sehr hilfreich sein, wenn wir mit ihm *“alternative Erfahrungen”*^{cclxvi} zu schaffen suchen. Das kann man durchaus im klinischen Rahmen erreichen. Wenn ich jemanden ein oder zwei Jahre in einer Einrichtung als Bewohner habe - in einer guten Einrichtung, versteht sich - dann kann er gute Erfahrungen machen. In späteren Betreuungssituationen kann man an diese guten Geschichten *“im Heim”* – wohlverstanden als Heimat – anknüpfen.

Es ist gut, wenn man über eine Heimgeschichte erzählen kann. Hatte aber jemand eine negative Heimkarriere, in einem schlechten Heim, dann muß ich sehen, daß er *mit mir* erlebt, daß es auch anders geht. Dann wird eine neue Geschichte

geschrieben. Ich denke, auf negative Lebensgeschichten und positive Lebensgeschichten hinzuschauen, ist die eigentliche Basis einer guten, neuen Geschichte. Unter diesem Aspekt würde ich die *Biographiearbeit* mit Patienten immer betrachten. Dahin habe ich mich in den Jahren meiner Beschäftigung mit Biographie und Biographiearbeit entwickelt. In der Arbeit mit Menschen, die miteinander *Lebensgeschichten teilen*, weil sie in *einem Heim* zusammenleben, gibt es die Möglichkeit, daß sie eine *Erzählgemeinschaft* werden, die ihre *Erzählkultur* pflegten, und es gibt auch Möglichkeiten diese gemeinsame Geschichte zu dokumentieren, z. B. durch gemeinsam geschriebene Heimtagebücher. Damit wird eine Biographiearbeit kein herausgehobenes Ereignis, sondern sie wird eingebettet in den guten Alltag der Lebens- und Erzählgemeinschaft.

Bei schwerst geistig behinderten Menschen wird es wohl mehr eine Sache der Betreuer sein, deren Geschichte mit geistiger Behinderung zu dokumentieren, um sozusagen *stellvertretende Biographiearbeit* zu leisten. Das erfordert aber ein *kokreatives Milieu*, kreative Biographiearbeit auch auf der Seite der Betreuer. Mit den Familien ist dies sowieso wichtig. Aber sehr oft sind wir in einer Situation, daß wir mit schwerstbehinderten Menschen wie auch mit langfristig hospitalisierten Psychotikern nicht in der Lage sind, Biographiearbeit zu machen. Um diese Menschen aber anzunehmen und verstehen zu können ist es für das Personal wichtig – das wird leider zu wenig gesehen – , daß wir ihre Geschichte, z. B. gemeinsam mit den Angehörigen, ansehen. Dabei wird leider meist auf Kindheit und Jugendzeit geschaut und nicht auf die *Geschichte der Heimkarriere* oder der *Klinikkarriere*. Das aber bedeutet, daß wir Helfer es vermeiden, uns selbst im Spiegel anzusehen oder uns den Spiegel unserer Profession oder unserer Institution vorzuhalten. Es ist leider so, daß das, was dort geschehen ist, Alltag war, über lange Jahre - nicht nur im Dritten Reich - menschenfeindlich war.

Ich gehöre ja unglücklicherweise zu den Leuten, oder war derjenige, der in einer Supervisionsgruppe 1984 die schlimmen Zustände in Lainz als erster „Außenstehender“ mitbekommen und dann publiziert hat^{cclxvii}. 1985 habe ich in meinem Buch „Mit alten Menschen arbeiten“^{cclxviii} gesagt, hier sind verdeckte Tötungsabsichten am Werke, hier werden Menschen mißhandelt. (Ich habe mich auch an den Bürgermeister *Zilk* und den Gesundheitsreferenten *Stacher* gewandt und bin barsch zurückgewiesen worden^{cclxix}. Zwei Jahre später kam dann die

Mordserie auf den Tisch.) Patiententötungen geschehen ja gar nicht so selten und im wesentlichen im Bereich schwerer Pflege mit Behinderten, im Geronto-Bereich und auf Intensivstationen^{cclxxx}. In der Kindertherapie hat man das nicht, auch nicht in der Orthopädie. Wenn solche schlimmen Dinge in der der Geschichte des Heimwesens da sind, dann müssen wir uns auch mit diesen dunklen Seiten von Heimen befassen. Auch diese Geschichten müssen erzählt werden. (Das Dritte Reich ist ja eigentlich nur ein Ausdruck von solchen Vernichtungsimpulsen, die leider in Menschen *grundsätzlich* vorhanden zu sein scheinen. Die Verbrechen sind ja nicht nur von den Nazis begangen worden. Sie hatten Helfer, genauso wie *Stalin* in den Gulags abertausende blutige Handlanger hatte. Auch hätten wir nicht so häufig mit Patientenmißhandlungen und -tötungen zu tun, wenn hier nicht strukturelle Probleme lägen^{cclxxxi}). Die Heime am Rande der Städte oder draußen auf dem flachen Land - möglichst ausgegrenzt - zeigen, daß wir von den Menschen dort nichts wissen wollen. Das gehört auch zu *unserer* Geschichte, wenn wir an solchen Orten arbeiten.

Lebensgeschichtliche Arbeit, *Biographiearbeit*, auf der Seite der Helfer, und damit will ich diesen Text abschliessen, ist immer auch Arbeit mit dem *Stigma*^{cclxxii}, dem Stigma, das wir erhalten, wenn wir mit stigmatisierten Personen arbeiten, in stigmatisierten Institutionen^{cclxxiii}. Das Leben mit dem Stigma und das konstruktive Wenden einer solchen Stigmatisierung in der Öffnung zum Gemeinwesen hin^{cclxxiv}, im Aufbau einer Kultur der Lebenskunst und der kokreativen Aktivitäten wird für die Institutionen und für die Menschen, die in ihnen leben und arbeiten, eine zentrale Aufgabe sein, bei der *kollektive Erinnerungs- und Antizipationsarbeit* wichtige Momente für das Gestalten einer guten Gegenwart mit einer lebensfreundlichen, lebensfreudigen Kultur sind. In solchen Institutionen, Heimen, Anstalten müssen sich immer *individuelles Erinnern* und *kollektives Erinnern* verschränken. Man sollte der kollektiven Erinnerungsarbeit Platz geben, und hier können wir auch zu einer *Rehistorisierung* kommen, wenn in den Archiven historische Dokumente liegen, die für das Leben fruchtbar gemacht werden können, und sei es nur, daß der Boden bereinigt wird für Neuorientierungen der *Institution und ihrer Kultur*, damit die Menschen, deren Heim und Arbeitsplatz sie ist, auf der *subjektiven Ebene* ihre Geschichten immer wieder als "*erlebte Geschichte*" gemeinschaftlich erzählen, gegenwärtig setzen, betrauern oder beglückt erinnern, teilen können und kokreative Neugestaltungen zukunftsschaffende Collagen möglich werden ...

8. Um zu konkludieren:

Dieser Text selbst ist im Sinne der vorgelegten Konzeption *collagiert* und damit offen für weitere Anfügungen, Anknüpfungen. Ihm geht es im Sinne der Hermeneutik- und Diskurstheorie des späten *Ricœur*, einem zentralen Referenztheoretiker des Integrativen Ansatzes, um eine *Kontinuität* und *Diskontinuität* der Anfügungen, bei der jede – und das ist das Wesen der *Collage* – als Element „im eigenen Recht“ bestehen bleibt, in seiner *Singularität* zu sehen ist, selbst wenn es Element eines übergreifenden Gewebes, Teil eines hochkonnektivierten Netzes geworden ist. Das gilt für eine Lebenserzählung im Rahmen einer Gemeinschaft, in der viele Lebenserzählungen verbunden sind, genauso wie für den Diskurs einer Wissenschaft im Rahmen einer übergreifenden Wissenschaftsgemeinschaft, die viele Diskurse umfaßt – etwa dem Diskurs der Biologie gegenüber dem der Physik im Rahmen der „Naturwissenschaften“ (*Dürr, Mohr 1998*) – es gilt für den Diskurs einer Subdisziplin im Kontext einer umfassenden *Disciplina*, etwa der Psychoanalyse oder der Gestalttherapie im Rahmen einer „allgemeinen Psychotherapie“ oder dem Diskurs der phänomenologischen oder strukturalistischen Philosophie im Rahmen der *philosophia perennis*. Nivellierende Supradisziplinen sind destruktiv, verhindern Entwicklungen, verletzen Rechte, reduzieren Wirklichkeit – wie die Wirkung der sogenannten „Richtlinienpsychotherapie“ in Deutschland mit ihren katastrophalen Reduktionismen zeigt. Mit *Ricœur* geht es einer „collagierenden Hermeneutik“ darum, die „tiefe Originalität, die nicht reduzierbare Intention, die einzigartige Vision der Realität“ zur Geltung zu bringen (*Ricœur 1955, 47*), die die verschiedenen Weltanschauungen und Wirklichkeitsauffassungen philosophischer, therapeutischer, naturwissenschaftlicher Art bieten. *Biographiearbeit* ist auf eine solche Vielfalt der Sichtweisen verwiesen, da das, worum es in ihrer Praxis geht: ein in vielfältigen Relationen konnektiviertes menschliches Wesen als geschichtliches und sich in dieser Geschichtlichkeit wandelndes Wesen und dieses kann nicht in eindimensionalen, monodisziplinären Betrachtungsweisen erfaßt werden. Von der *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne* um Biographie zu verorten, über persönlichkeits-theoretische Überlegungen, um die Funktion von Biographie zu verdeutlichen, zumeist Überlegungen, die konservative oder als selbstverständlich genutzte Konzepte (etwa psychoanalytischer oder humanistisch-psychologischer Art)

dekonstruktivistisch oder kritisch in Frage stellen, mußte der Exkurs gehen zu philosophischen Fragen der Subjektconstitution, denn diese steht im Zentrum von Biographiearbeit. Er mußte weiterschreiten zu Problemen einer Hermeneutik, die sich selbst hintersteigen muß – und übersteigen, wenn sie auf traumatische Belastungen und ihre Folgen trifft, denn dann ist höchst professionelle Therapie auf modernem Niveau^{ccclxxv} angesagt. Hervorgehoben wurde: *Biographiearbeit* als „Weg der Heilung“ und Therapie, wo diese angesagt ist, als „Weg der Förderung“ von *konnektivierender Selbstfindung* und *Persönlichkeitsentwicklung*, die das „Selbst als Künstler und Kunstwerk“ sieht, und schließlich als „Weg der Kulturarbeit“, der zu einer „Kultur der Lebenskunst“ und zu menschengerechten Institutionen beitragen will, muß im Gesamt sozialinterventiver Maßnahmen einen angemessenen Ort und einen konzeptuell fundierten/fundierenden Rahmen erhalten, soll sie nicht eine *Modeströmung ohne Folgen* sein oder bleiben. Geschähe dies, wäre das verhängnisvoll, weil mit *Biographiearbeit* der „Mensch als Subjekt“ in unübersehbarer Weise in den Vordergrund tritt. Allerdings darf dabei nicht einer „Sujekttheorie des Konsistenzwangs“, der homogenisierten *Identität* das Wort geredet werden, gegen die sich *Adorno* schon mit guten Gründen gewandt hat, und es kann auch nicht die Fiktion eines „autonomen Subjekts“ propagiert werden, das „*Herr des Sinns*“ (*Ricœur* 1991, 417) zu sein sich anmaßt. Diese Ansprüche traditioneller Reflexionsphilosophie (*Husserl*, *Heidegger*) und Subjekttheorie sind an den Dekonstruktionen der spätmodernen Philosophie zerbrochen, nachdem *Nietzsche*, *Marx* und *Freud* den Autonomiemythos unterminiert hatten (dabei indes immer wieder in diesen Mythos selbst zurückfallend – man denke an *Freuds* Wunsch, daß das „Ich“ wieder „Herr im eigenen Hause“ werden möge). Das Subjekt setzt sich nicht mehr im „cogito“ als „*auctor*“ und „*principium*“ selbst, sein Bewußtsein ist nicht mehr die primordiale Quelle seines ultimativen Sinnes für sich selbst, sondern als Subjekt unter Subjekten ist es eingebunden in die Strömungen der Geschichte, der Kultur, der ökonomischen Verhältnisse, aus denen es hervorgeht - in einer Weise eingebunden, geformt, gefangen, daß es sich selbst aus dem Sog dieser **Diskurse** (*Foucault*) nicht zu befreien vermag. Es kann *für sich selbst* letztlich nicht völlig *transparent* werden, da das Rauschen des neuronalen Unbewußten keiner Introspektion zugänglich ist. Das Selbst bleibt im Bezug auf seine neurobiologischen Grundlagen und z. T. auf seine evolutionsbiologischen Vorgaben für sich *opak*. Es entdeckt, erfährt, gestaltet sich in der Begegnung mit dem Anderen, mit den Dingen,

mit der Welt, es findet sich im „konkreten“ (Ricoeur 1990) *Erleben, Reflektieren* und *Interpretieren* seines Wollens, seines Handelns, seines Erzählens, seines Interagierens als einem *polylogischen* geteilten Erleben und einem *polylogisierenden* gemeinschaftlichen Reflektieren und Interpretieren. In diesem wird es sich selbst zunehmend verständlich, ohne jemals bei diesem Unterfangen während seiner Lebenszeit zu einem Ende zu kommen. Da das Selbst sich an sich Selbst in seinem Wahrnehmen und Tun vermittelt und durch die Rückspiegelungen des Anderen über sich Selbst Aufschlüsse erhält oder – radikaler noch – nur darüber sich letztlich konstituieren kann, ist „endgültig Schluß ... mit dem Cartesianischen, Fichteschen und für einen Teil auch Husserlschen Ideal einer Selbsttransparenz des Subjekts“ (idem 1965, 31).

Es geht deshalb um das Bereitstellen von *Möglichkeitsräumen* für das Subjekt, in denen es als sich Wandelndes mit anderen Sich-Wandelnden für eine Findung seiner Selbst mit Anderen und Gestaltung seiner Selbst mit Anderen entfalten kann durch ein gemeinsames Unterfangen, die Bemühungen um die eigene und die gemeinschaftliche **Hominität** in einem Streben um eine allgemeine, sich globalisierende **Humanität** zusammenzuführen. Gelänge dies, könnte das eine *mächtige Kraft werden, die man gemeinsam gegen den dehumanisierenden Sog von ökonomisierten Institutionen und destruktiven gesellschaftlichen Interessengruppen, die jenseits jeden Gemeinsinns und gegen einen „eubios für alle“ agieren, mobilisieren könnte*. Tut man diese Schritte in die Solidarität und die kämpferische politische Aktivität – und darum geht es - nicht, Schritte, die wir als „vierten Weg der Heilung und Förderung“ bezeichnen (1996a), dann werden Chancen vertan, die vielleicht so schnell nicht wiederkommen, gerade in einer Zeit kostenoptimierender Funktionalisierung von Menschen und Beziehungen.

Jeder Mensch bringt ihre/seine ganz eigene Geschichte mit oder besser – sie widerfährt ihm *und* er produziert sie. Und erst in der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte als auch mit der des Anderen, in intersubjektiver Hermeneutik, wird echte Begegnung mit dem Anderen in seiner Andersheit (Levinas) möglich, weil er vollauf sichtbar wird und es nicht mehr übersehen werden kann, daß hier ein Mensch mit einem Recht auf würdige Lebensumstände und auf Glück ist. Erlebtes muß geteilt werden, und in diesem Teilen entwickeln sich *soziale Welten*. *Biographie* ist der Niederschlag des in Gemeinschaft vollzogenen, gelebten Lebens. Ich hoffe, ich konnte u.a. durch die viele Autoren, die durch mich zur Sprache gekommen sind,

zeigen, daß jedes *individuelle Memorieren* stets eingebettet ist in ein *kollektives Gedächtnis*. *Biographiearbeit* kann von diesem gemeinschaftlichen Grund mit seinen guten und bösen Hinter- und Untergründen nicht abgelöst werden, wenn sie ein Moment der Veränderung für den Einzelnen, für Menschen und Institutionen in Richtung eines „**guten Lebens**“ bieten will, denn dafür bietet sie ein hohes Potential, wenn wir mit ihr und durch sie eine „*offensive narrative Kultur entwickeln*“, in der alles erzählt wird, was Gehör finden muß

Zusammenfassung:

„Lebensgeschichten verstehen, Selbstverstehen, Andere verstehen lernen“ - Polyloge collagierender Hermeneutik und narrative „Biographiearbeit“ bei Traumabelastungen und Behinderungen - Hommage an Paul Ricœur *23. Februar 1913 -

Der Text spannt einen weiten Bogen. Ausgehend von metareflexiven Fragen nach der Autorenschaft und dem Zustandekommen von Reden und Texten, ihrer Zurechenbarkeit und einer Dekonstruktion allzu affirmativer Selbstgewißheiten über die „Einheit und Homogenität der Person“ nimmt er die Situation einer gehaltenen Rede, eines Vortrags und seiner Bearbeitung und Weiterbearbeitung für die Veröffentlichung zum Ausgangspunkt für die Entfaltung einer *collagierenden, transversalen Hermeneutik*. Er ist eine *bricolage* (Lévi-Strauss), die als theoretischer Hintergrund von Erzähl- und Biographiearbeit in vielfältig wechselnden Diskursen zusammengewoben wird, indem sie die Mannigfaltigkeit der Konzepte, Forschungs- und Theoriebestände aufzeigt, die beim Thema „*Biographiearbeit mit Menschen in besonderen Lebenslagen*“ überdacht oder zumindest in den Blick genommen werden sollten.

Schlüsselworte: Integrative Therapie, Narrative Therapie, Hermeneutik, Biographiearbeit, Traumatherapie

Summary:

“Understanding Life Histories, Understanding Oneself, Learning to Understand Others”. Polyloge on Hermeneutics as Collage and Narrative “Biographical Work” in Working with Traumatic Stress and Burden

This text opens a broad view departing from metareflections on biography work, deconstructing securities about authorship and the unity of personality. It offers a concept of *transversal hermeneutics as collage*, linking important fields of knowledge, essential for biography work: life span developmental psychology, concepts about traumatic stress and its treatment etc., to work with biographies with old people and handicapped people (and not only with them). Every human being, old or young, handicapped or not, inmate or nurse brings his/her specific and more or less traumatizing lifehistory along with him/her. Only in dealing with this personal history and that of the other real encounter with the other person in his otherness (*Levinas*) will be possible. Experiences have to be shared and by this sharing *social worlds* are emerging. Biography is the sedimentation of life as lived in communities. The author, through whom many authors are speaking, points out that *individual memorizing* is always embeded in *collective memory*, and emphasizes what this fact means to our society. It offers the potential to change the individual, people and institutions.

Key Words: Integrative Therapy, Narrative Therapy, Hermeneutics, Biography work, Trauma Therapy

Adresse des Autors:

Prof. Dr. Dr. Dr. Hilarion Petzold
Europäische Akademie für
psychosoziale Gesundheit
Achenbachstr. 40

D-40237 Düsseldorf

Anhang:

»Unter dem Begriff "**Leibgedächtnis**" (Petzold 1970; 1981h), der im Integrativen Ansatz ursprünglich phänomenologisch-hermeneutisch konstituiert worden war, werden folgende Gedächtnissysteme gefaßt: **1.** Die **neuronalen Speichersysteme** (Cowan 1988; Daum, Ackermann 1997; Markovitch 1997; Murray 2000; Tulving 1995, 2000). Sie umfassen das kurzzeitig modalitätsspezifisch speichernde "**sensorischen Gedächtnis**" (Cowan 1995), das "**Kurzzeitgedächtnis**" (Mayes 2000), das **Langzeitgedächtnis** - als 'deklaratives Gedächtnis' den Assoziationscortices (Bailey, Kandel 1993, 1995) zugeordnet - oder als 'prozedurales Gedächtnis' mit den Regionen Kleinhirn, Basalganglien, Parietallappen, somatosensorischer, motorischer Cortex, teilweise Präfrontalcortex verbunden (Pascual-Leone et al. 1995); **2.** die **immunologischen Speichersysteme** (Besedovsky, del Rey 1991, Schedlowski 1994; Schedlowski, Tewes 1996, 1999), z. B. die langlebigen Lymphozyten (Sprent, Tough 1994; Zinkernagel et al. 1996). Erwähnt sei noch **3.** das **genetische Gedächtnis** – ursprünglich Feld der „Vererbungslehre“ (Vogt 1969) -, das mit der Kartierung des menschlichen **Genoms** ein Zentrum öffentlicher Beachtung geworden (Macilwain 2000) ist und mit der behavioralen Genetik bzw. developmental genetics auch für den therapeutischen Bereich Perspektiven bietet (Plomin 1994, 2000). Wobei das "**Lernen des Genoms**" kaum ein Feld psychotherapeutischer Intervention werden wird.

Im **Leibgedächtnis** kommen all diese Bereichen des Gedächtnisses „*synergetisch*“ zum Tragen. Das genetische Gedächtnis (**3.**) stellt die Basisstrukturen bereit, in denen sich die Prozesse der neuronalen und immunologischen Gedächtnissysteme vollziehen können. „Aufgerufen“ und aktiviert werden können durch „events“ die Systeme **1** und **2**, mittelbar auch **3.** -Bewußtseinsfähig werden können nur *Inhalte* von System **1** und auch das nur zu einem sehr geringen Teil (Perrig et al. 1993), weil die Mehrzahl der Prozesse als „fungierende Neurophysiologie“ abläuft (Eichbaum 1996, 1999), durch nichts dem Bewußtsein zugänglich zu machen. Hier ist die Grenze jeder psychoanalytischen Arbeit. Das, was aber zugänglich ist und werden kann, ist immer mit der Gesamtreaktion des Leibes verbunden: Eine böse Erinnerung läßt Menschen erschauern, eine gute kann sie wohligh erschauern lassen – die „Gänsehaut“ ist beidemal einbezogen, ein Amygdalaarrousal desgleichen. Der **informierte Leib** setzt seine Informationen frei, und je vielfältiger er sensorisch stimuliert wird – visuell, olfaktorisch, taktil etc.-, desto mehr Material wird in den Leibarchiven aktiviert, was akkumulativ zu Prozessen der innersektoriellen Konnektivierung cerebraler Modalitäten führt: das „Bild der

Erinnerung“ wird komplexer, schärfer. Deshalb wird in der Integrativen Arbeit mit Leib und Bewegung, mit kreativen Medien bei vorliegender Indikation „*Erlebnisaktivierung*“ durch „*multiple Stimulierung*“ (Petzold 1988f) eingesetzt, die unendlich mehr an Gedächtnisaktivierung – nicht nur auf der Inhaltsebene des Verbalen, sondern auch auf der Ebene emotionalen und propriozeptiven Erlebens, des gesamtleiblichen Erlebens also – bewirkt als in assoziationsgegründeter psychoanalytischer Arbeit. Das „**erlebte Leibgedächtnis**“, dessen sich der erinnernde Mensch „inne wird“, ist – obwohl es nur einen geringen Ausschnitt des vorhandenen, ja des aktivierten Materials zugänglich macht, als „**subjektives Leibgedächtnis**“, gesättigt mit *autobiographischen Memorationen* (Conway 1990) -, für das Selbst- und Identitätserleben des Subjekts von herausragender Bedeutung, eben weil es mit seinen vielfältigen Informationsebenen *kognitives, emotionales, volitives, somatomotorisches* und *perzeptives* Geschehen mit einbezieht, die gesamte Person involviert und *subjektiv bedeutsame* Erfahrungen und das Erleben von persönlichem **Sinn** (Petzold 2000k, 2001k) ermöglicht – wiederum *leibhaftig*. Damit wird zu der neurowissenschaftlichen Perspektive wieder die phänomenologisch hermeneutische gewonnen: denn ohne **persönliche Sinnsysteme** (die von der Psychologie gut erforscht sind, vgl. *Dittman-Kohli* 1995) bleibt für das Subjekt, sein Erleben und Leben, bleibt damit auch für die subjektzentrierte, die „intersubjektive“ Psychotherapie das neurophysiologische Fundament ohne Bedeutung.

Bedeutsam wird es aber, wenn TherapeutInnen und KlientInnen darum wissen, daß in Prozessen **multipler Stimulierung** und den dadurch bewirkten Zuständen „**transversaler Aktiviertheit**“ es möglich wird, daß *korrigierende* und *alternative* Erfahrungen (es sei erinnert, sie werden differenziert, *Petzold* 1992, 917f) aufgenommen und internalisiert werden können, wenn sie in der Therapie mit richtiger „Passung“ und in einer Qualität eines „**multiplen sensorisch-stimulierenden Angebots**“ bereitgestellt werden, so daß sie von PatientInnen angenommen werden und damit die Chance bieten, zu vorhandenen dysfunktionalen Gedächtnisinhalten durch die Verankerung neuer alternativer Inhalte einen Fundus bereitzustellen, auf den – **Übung vorausgesetzt** – im Lebensvollzug zurückgegriffen werden kann. Das korrektive bzw. alternative Erleben in der Beziehungserfahrung mit der Therapeutin oder in der Therapiegruppe (*Aktionsphase* des „Tetradischen Systems“, *Petzold* 1974j, 313) muß durch übende Sequenzen und Transferarbeit und -begleitung (*Neuorientierungsphase*, *ibid.* S. 333) verankert werden. Durch die Konzepte „**informierter Leib**“ und „**Leibgedächtnis**“ werden so in organischer Weise das *psychodynamische*, das *humanistisch-experientielle* und das *behaviorale* Paradigma verbunden, wie schon 1974 (*ibid.* S. 302) und im „Tetradischen System“ (*ibid.* 313 und schon *Petzold* 1970c, 29) aufgezeigt. Darin liegt ein besonderer Verdienst des Integrativen Ansatzes, der diese Verbindung über die Integratoren „**Leib und Lernen**“ ermöglicht hat.

All die angesprochenen Bereiche sind also mit leiblich-konkretem "komplexem Lernen/Verhalten" befaßt, Bereiche, die keineswegs vom behavioristischen (nicht behavioralen) Lern- und Verhaltensmodell, den gängigen Modellen der Verhaltenstherapie abgedeckt werden, sondern die interdisziplinäre Arbeit vielfältiger Forschungsrichtungen bedürfen, um - in weiterer Ferne - zu hinlänglich konsistenten, breit akzeptierten übergreifenden "*transdisziplinären*" (*Petzold* 1998a, 27) Lerntheorien zu gelangen« (aus *Petzold* 2002b und *Sieper, Petzold* 2002). Im Aufbau und im Fungieren des Leibgedächtnisses spielen Synchronisierungsprozesse zwischen Menschen eine

bedeutende Rolle. Eigenleiblich vollzogene und beobachtete Verhaltensweisen werden aufgenommen und zur Grundlage des Lernens. Die Spiegelneurone (*Rizzolatti et al. 1996*) ermöglichen komplexe Imitationsleistungen, die durch ihre Archivierung Grundlagen für koordiniertes Handeln, Sprache, Empathie etc. (*Stamenov, Gallese 2002*) bilden und das individuelle Leibgedächtnis in den Kontext gemeinsamen Erinnerns stellen durch die von anderen Interaktionspartnern ausgelöste **synchronisierte Aktivierung** von Gehirnen der Subjekte, die an einem Handlungskontext beteiligt sind: *kollektiv synchronisiertes Leibgedächtnis*.

Literatur:

- Aarts, P.G., op den Velde, W.* (1996): Prior Traumatization and the Process of Aging. Theory and Clinical Implications. In: *van der Kolk, B.A., McFarlane, A.C., Weisaeth, L.* (eds.), Traumatic Stress. The Effects of Overwhelming Experience on Mind, Body, and society. New York: The Guilford Press, 359-377.
- Alheit, P.* (1995): Die „biographische Frage“ als Herausforderung in der Erwachsenenbildung, Tagungsreferat „Lernen oder Heilen“. Bildungshaus Maria Trost, Oktober 1995, Graz und Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung, Universität Bremen.
- Allport, G.W.* (1934): Personality: A psychological interpretation. New York: Holt.
- Améry, J.* (1977): Über das Altern. Revolte und Resignation. Stuttgart: Enke.
- Antonovsky, A.* (1979): Health, stress and coping. London, San Francisco: Jossey Bass.
- Antonovsky, A.* (1987): Unraveling the mystery of health. London: Jossey Bass.
- Apel, K.O., Bormann, C., Bubner, R., Gadamer, H.G., Giegel, H.J., Habermas, J.* (1980²): Hermeneutik und Ideologiekritik. Frankfurt: Suhrkamp.
- Assmann, A.* (1999). Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München: C.H. Beck.
- Assmann, J.* (1999). Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: C.H. Beck.
- Assmann, J. Hölscher, T.* (1988): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bailey, C.H., Kandel, E.R.* (1993): Structural changes accompanying memory storage. *Annual Review of Physiology* 55, 1993, 397-426.
- Bakeman, R., Adamson, L.B., Brown, J.V., Eldridge, M.* (1989): Can early interaction predict? How and how much? In: *Bornstein, M.H., Krasnegor, N.A.* (eds.): Stability and continuity in mental development: Behavioral and biological perspectives. Hillsdale: Erlbaum. 235-248.
- Bakhtin, N.* (1919): Искусство и ответственность, *День искусства* (Nevel) 3, 3-4.
- Bakhtin, M.M.* (1929): Problemy tvorchestva Dostoevskogo. Leningrad: Priboi.
- Bakhtin, M.M.* (1963): Problemy poetiki Dostoevskago. Moscow: Sovetskaia Rossiia.
- Bakhtin, M.M.* (1975): Voprosy literatury i estetiki: Issledovaniia raznykh let. Moscow: Khudozhestvennaia literatura.
- Bakhtin, M.M.* (1979): Estetika slovesnogo tvorchestva. Hrsg: S.G. *Bocharov*. Moscow: Iskusstvo.
- Bakhtin, M.M.* (1981): Dialogical imagination. Austin: University of Texas Press.
- Bakhtin, M.M.* (1984): Problems of Dostoevsky's Poetics. Minneapolis: University of Minneapolis Press.
- Bakhtin, M.M.* (1986): Speech Genres and Other Late Essays. Austin: University of Texas Press.
- Bakhtin, M.M.* (1993): Toward a Philosophy of the Act. Übers. *Vadim Lianpov*. Austin: University of Texas Press.
- Bell, M.M., Gardiner, M.* (1998): Bakhtin and the Human Sciences. London: Sage.
- Berlin, I.* (1996): The sense of reality. London: Chatto, Windus. Dtsch. (1998). Wirklichkeitssinn. Ideengeschichtliche Untersuchungen. Berlin: Berlin Verlag.
- Besedovsky, H.O., del Rey, A.* (1991): Physiological implications of the immun-neuro-endocrine network. In: *Ader, R. et al* (Hrsg.) (1991): Psychoneuroimmunology: San Diego: Academic Press. 2te Aufl. S. 589-609.
- Baltes, P.B., Eckensberger, L.* (1979): Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Stuttgart: Klett.
- Baltes, P.B., Reese, H.W., Lipsitt, L.P.* (1980): Life-span developmental psychology. *Annual Review of Psychology* 31, 65-110.
- Barkow, J., Cosmides, L., Tooby, J.* (1992): The adapted mind: evolutionary psychology and the generation of culture. New York: Oxford Univ. Press.
- Barolin, G.S.* (1990): Schwerste Mißstände in einem „Wiener Pflegeheim“ - schon 1985 in allen Details publiziert! *Österreichische Krankenhauszeitschrift*, 31 (1990), 33-43.

- Bechtler, H.* (1993): Gruppenarbeit mit alten Menschen. Freiburg: Lambertus.
- Beine, K.-H.* (1998): Sehen, Hören, Schweigen. Patiententötung und aktive Sterbehilfe: Freiburg: Lambertus.
- Belardi, N.* (1991): Die Stigmatisierung der Institution - Stigmatisierung durch die Institution. *Gestalt und Integration* 1/1991, 72-77.
- Beuys, J.* (1990): Kunst ist ja Therapie – Jeder Mensch ist ein Künstler. In: *Petzold, H.G., Orth, I.* (1990): Die Neuen Kreativitätstherapien. Paderborn: Junfermann, Bd. I
- Bion, W.R.* (1965): Transformation. London: W. Heinemann.
- Bion, W.R.* (1971): Erfahrungen in Gruppen und andere Schriften. Stuttgart: Klett.
- Blimlinger, E., Ertl, A., Koch-Straube, U., Wappelsheimer, U.* (1994): Lebensgeschichten. Biographiearbeit mit alten Menschen. Hannover: Vincentz.
- Boff, L.* (2002): El cuidado es esencial. Ética de lo humano compasión por Tierra. Madrid: Editorial Trotta.
- Boff, L.* (2002a): Ética planetaria desde el Gran Sur. Madrid: Editorial Trotta.
- Bohm, D.* (1980): Wholeness and the implicate order. London: Routledge. Dtsch. (1985): Die implizite Ordnung. München: Dianus Trikont. (1987): München: Goldmann.
- Böhme, G.* (1985): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Darmstädter Vorlesungen. Frankfurt: Suhrkamp.
- Bohnsack, R., Marotzki, W.* (Hrsg.) (1998): Biographieforschung und Kulturanalyse. Zugänge qualitativer Forschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Bonanno, G. A.* (1999): The Concept of Working Through Loss: A Critical Evaluation of the Cultural, Historical, and Empirical Evidence. In: *Maercker, Schützwohl, Solomon* (1999) 221-248.
- Bourdieu, P.* et al. (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: Konstanzer Universitätsverlag.
- Bourdieu, P.* (1998): Gegenfeuer. Konstanz: Konstanzer Universitätsverlag.
- Bosinski, G.* (1995): Grotte Chauvet. Altsteinzeitliche Höhlenkunst im Tal der Ardèche. Sigmaringen
- Brandist, C.* (1997): Bakhtin, Cassierer and Symbolic Forms, *Radical Philosophy* 85, 20-27.
- Brandist, C.* (2000): 'Neo-Kantianism in Cultural Theory: Bakhtin, Derrida and Foucault', *Radical Philosophy*, 102, 6–16.
- Brandist, C.* (2001): The Bakhtin Circle. Internet Encyclopedia of Philosophy.
- Brandist, C., Tihanov, G.* (Hrsg.) (2000): Materializing Bakhtin: The Bakhtin Circle and Social Theory. Basingstoke, New York: Macmillan and St. Martin's Presses.
- Bourdieu, P.* (1998): Gegenfeuer. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Brügge, C.* (2002): Multiple Persönlichkeit, Gruppenanalogie und Integrative Therapie. Graduierungsarbeit. Hückeswagen: Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit.
- Brusten, M., Hohmeier, J.* (1975): Stigmatisierung. Zur Produktion von gesellschaftlichen Randgruppen. Neuwied/Darmstadt: Luchterhand.
- Bublitz, H. Bührmann, A.D., Hanke, C., Seier, A.* (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt am Main: Campus.
- Buschmeyer, H.* (1990): Zum Begriff des biographischen Lernens: In: Landesinstitut für Schule und Weiterbildung (Ed.): Biographisches Lernen. Erfahrungen und Reflexionen. Soest: LSW, 7-20.
- Buss, D.M.* (1999): Evolutionary Psychology. The New Science of the Mind. Boston, MA: Allyn and Bacon.
- Butterworth, G.* (Hrsg.) (1985): Evolution and developmental psychology. Brighton: Harvester Press.
- Butler, R.N.* (1963): The Life Review. An Interpretation of Reminiscence in the Aged. *Psychiatry*, 26, 65-76.
- Cézanne, P.* (1979²): Briefe. Zurich: Diogenes.
- Chasiotis, A.* (1999): Kindheit und Lebenslauf: Untersuchungen zur evolutionären Psychologie der Lebensspanne. Bern: Huber.
- Chauvet, J.-M., Brunel-Dechamps, E., Hillaire, C.* (1995): La Grotte Chauvet, à Vallon-Pont-d'Arc. Paris: Seuil.
- Clark, S.H.* (1990): Paul Ricœur. London/New York.
- Clottes, J.* (2001): La Grotte Chauvet: L'Art des Origines. Paris: Seuil.
- Conway, M.A.* (1990): Autobiographical memory. An introduction. Philadelphia: Open University Press.
- Cowan, N.* (1988): Evolving conceptions of memory storage, selective attention, and their mutual constraints within the human information-processing system. *Psychological Bulletin* 104, 1988, 163-191.
- Cowan, N.* (1995): Attention and memory: An integrated framework. New York: Oxford University Press.
- Damasio, A.* (1997): Descartes Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München: dtv.
- Damasio, A.* (1999): The Feeling of What Happens: Body and Emotion in the Making of Consciousness. London: Heinemann.

- Dauk, E.* (1989): Denken als Ethos und Methode. Foucault lesen. Berlin: Reimer.
- Daum, I., Ackermann, H.* (1997): Nondeklaratives Gedächtnis – neuropsychologische Befunde und neuroanatomische Grundlagen. *Fortschritte der Neurologie/Psychiatrie*, 65, 1997, 122-132.
- Dausien, B.* (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat.
- Deistler, I., Vogler, A.* (2002): Einführung in die dissoziative Identitätsstörung – Multiple Persönlichkeit: therapeutische Begleitung von schwer traumatisierten Menschen. Paderborn: Junfermann.
- Delporte, H.* (1990): L'Image des animaux dans l'art préhistorique Paris: Picard
- Derrida, J.* 1967 L'écriture et la difference. Paris: Gallimard. Dtsch.: (1972): Die Schrift und die Differenz. Frankfurt: Suhrkamp.
- Derrida, J.*, Marges de la philosophie, Paris 1972a; dtsch. Randgänge der Philosophie, Suhrkamp, Frankfurt 1976.
- Derrida, J.* (1976): Où commence et comment finit un corps enseignant. In: *Grissoni, D.* (Hrsg.): Politiques de la philosophie. Paris: Grasset, 55-97.
- Derrida, J.* (1983): Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits. Berlin: Brinckmann und Bosse.
- Derrida, J.* (1986): Positionen. Graz: Böhlau.
- Derrida, J.* (2000): Politik der Freundschaft. Frankfurt: Suhrkamp.
- Dießenbacher, H., Schüller, K.* (1993): Gewalt im Altenheim. Freiburg: Lambertus.
- Diels, H., Kranz, W.* (1961): Die Fragmente der Vorsokratiker, 3 Bde. Berlin: de Gruyter.
- Dittmann-Kohli, F.* (1995): Das persönliche Sinnsystem. Göttingen: Hogrefe.
- Doran, M.* (Hrsg.) (1982): Gespräche mit Cézanne. Zürich: Diogenes.
- Dowe, D.* (Hrsg.) (1996): Die Deutschen - ein Volk von Tätern? Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Dreitzel, H.P.* (1992): Reflexive Sinnlichkeit. Mensch-Umwelt-Gestalttherapie. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Duck, D.* (1983): Aus dem Leben eines Milliardärs. Walt Disney's lustige Taschenbücher, Bd. 86. Stuttgart/Leinfelden-Echterdingen: Ehapla-Verlag.
- Dürr, H.-P., Mohr, H.* (1998): Physik und Biologie – ein neu zu bestimmendes Verhältnis. *Begegnungen* (Evangelische Akademie Mülheim an der Ruhr) 6, 80 – 87.
- Edelman, G.* (1987): Unser Gehirn. Ein dynamisches System. München: Piper.
- Edelman, G.* (1992): Bright air brilliant fire. On the matter of mind. New York.
- Egger, R.* (1995): Biographie und Bildungsrelevanz. Eine empirische Studie über Prozeßstrukturen moderner Bildungsbiographien. München/Wien: Profil.
- Eichenbaum, H.* (1996): Learning from LTP, *Learning and Memory* 3, 61-73.
- Eichenbaum, H.* et al. (1999): The hippocampus, memory and place cells: Is it a spacial memory or a memory of space. *Neuron* 23, 209-226.
- Endreß, M.* (Hg.) (1995): Zur Grundlegung einer integrativen Ethik. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Engelkamp, J.* (1990): Das menschliche Gedächtnis. Göttingen: Hogrefe.
- Faulstich, H.* (1998): Hungersterben in der Psychiatrie 1914-1949. Freiburg: Lambertus.
- Ferenczi, S.* (1988): Journal clinique. Paris: Payot. 1985. Dtsch. (1932): Ohne Sympathie keine Heilung. Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Fichte, J.G.* (1978): Gesamtausgabe der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Abt. IV, Bd. 2. Stuttgart Bad-Cannstadt.
- Fillipp, S.H.* (1990): Kritische Lebensereignisse. München: Urban & Schwarzenberg (erweiterte Auflage).
- Fillipp, S.-H.* (1999): A Three-Stage Model of Coping with Loss and Trauma: Lessons from Patients suffering from Severe and Chronic Disease. In: *Maercker, Schützwohl, Solomon* (1999) 43-80.
- Fischen, H.* (2002): Louis Soutter 1871-1942. Basel: Kunstmuseum
- Flammer, A.* (1988): Entwicklungstheorien. Bern: Huber.
- Flammer, A.* (1990): Erfahrung der eigenen Wirksamkeit. Einführung in die Psychologie der Kontrollmeinung. Bern: Huber.
- Flanagan, O.* (1995): Hirnforschung und Träume. Geistestätigkeit und Selbstausdruck im Schlaf. In: *Metzinger* (1995) 491-522.
- Flanagan, O.* (1997): Toward a unified theory of consciousness, or what dreams are made of. In: *Cohen, J., Schooler, J.* (1997): Scientific approaches to the question of consciousness: 25th Carnegie Symposium on Cognition. Hillsdale: Erlbaum.
- Flick, U.* (Hg.) (1991): Alltagswissen über Gesundheit und Krankheit. Subjektive Theorien und soziale Repräsentationen. Heidelberg: Asanger.
- Foucault, M.* (1966): Les mots et les choses. Paris: Gallimard.
- Foucault, M.* (1969): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, M.* (1974): Die Ordnung des Diskurses. München: Hanser.

- Foucault, M. (1978a): Die Subversion des Wissens, Frankfurt: Ullstein,
- Foucault, M. (1978b): Dispositive der Macht. Berlin: Merve.
- Foucault, M. (1980): Conversation with Michel Foucault (Interview mit M. Billont). *The Threepenny Review* 1 (Winter/Spring 1980).
- Foucault, M. (1984): L'histoire de la sexualité. 2 L'usage des plaisirs. Paris.
- Foucault, M. (1996): Von der Freundschaft. Berlin: Merve.
- Foucault, M. (1998): Foucault, ausgewählt und vorgestellt von Mazumdar, P. München: Diederichs.
- Freud, S. (1912c): Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung.
- Friedrich, J. (2002): Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945. Berlin: Propyläen.
- Frischkopf, A. (1990): Vorwort. In: Landesinstitut für Schule und Weiterbildung (Ed.), Biographisches Lernen. Erfahrungen und Reflexionen. Soest: LSW, 5f.
- Frohne-Hagemann, I. (Hg.) (1999): Musik und Gestalt: Klinische Musiktherapie als integrative Psychotherapie. 2. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 192 - 241.
- Fuhr, R., Sreckovic, M., Gremmler-Fuhr, M. (Hg.) (1999): Handbuch der Gestalttherapie. Göttingen: Hogrefe. (ISBN 3-8017-1286-9)
- Gadamer, H.-G. (1986⁵): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Gesammelte Werke, Bd. I. Tübingen: Mohr.
- Gadamer, H.-G. (1965): Kleine Schriften, Tübingen: Mohr.
- Gadamer, H.-G. (1980): Rhetorik, Hermeneutik und Ideologiekritik. Metakritische Erörterungen zu 'Wahrheit und Methode' in: *Apel et al.* (1980) 50-82.
- Gadamer, H.G, Boehm, G. (1978, 1980): Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften, Frankfurt: Suhrkamp.
- Gaines, J., (1979): Fritz Perls - Here and now, Millbrae: Celestial Arts.
- Gallese, V. (2001): From Grasping to Language: Mirror Neurons and the Origin of Social Communication. *Towards a Science of Consciousness* Section 4: Vision and Consciousness - Introduction. *CogNet Proceedings*.
- Gallese, V., Fadiga, L., Fogassi, L., Rizzolatti, G. (1996): Action recognition in the premotor cortex. *Brain* 119, 593-60.
- Gallese, V., Goldman, A. (1998): Mirror neurons and the simulation theory of mind-reading. *Trends in Cognitive Sciences* 2, 493 -511.
- Gazzaniga, M.S. (1995): The cognitive neurosciences. Cambridge MA: MIT Press.
- Gazzaniga, M.S. (Hrsg.) (2000): The new cognitive neurosciences. Cambridge MA: MIT Press.
- Geiger, P.E. (1908): Das Wort ‚Geschichte‘ und seine Zusammensetzungen. Diss. Univ. Freiburg.
- Genette, G. (1979): Introduction à l'architexte. Paris: Seuil.
- Genette, G. (1982): Palimpsestes. Paris: Seuil.
- Genette, G. (1987): Seuils, Paris: Seuil.
- Gereben, C., Kopinitsch-Berger, S. (1998): Auf den Spuren der Vergangenheit. Anleitung zur Biographiearbeit mit älteren Menschen. Wien: Maudrich.
- Gergen, K.J. (1996): Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben, Donauwörth: Auer.
- Gibson, J. (1979): Senses considered as perceptual systems. Boston: Houghton Mifflin.
- Goebbels, J. (1997ff): Tagebücher. (9 Bände). München: K. Saur Verlag.
- Goffman, E. (1963): Stigma. Notes on the management of spoiled identity. Englewood Cliffs: Prentice Hall. Dtsch.: (1967): Stigma. Über Techniken zur Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1959): The presentation of self in every day life, New York. Dtsch. (1969): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.
- Goleman, D. (1996): Emotionale Intelligenz. München: Hanser.
- Gosciny, R. & Uderzo, A. (1997): Asterix auf Korsika. Stuttgart: Delta Verlagsgesellschaft. (= Asterix, Band XX).
- Granzow, S. (1994): Das autobiographische Gedächtnis. Kognitionspsychologische und psychoanalytische Perspektiven. Berlin, München: Quintessenz.
- Greenfield, P. (2002): Mirror (and Canonical) Neurons. Implications for Ontogeny and Phylogeny of Cultural Processes. <http://www.cbd.ucla.edu>
- Greve, M. (1997): Die organisierte Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ im Rahmen der „Aktion T4“. Dargestellt am Beispiel des Wirkens und der strafrechtlichen Verfolgung ausgewählter NS-Tötungsärzte. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Habermas, J. (1971a): Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1971b): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: *Habermas, J., Luhmann, E. (1971), Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie? Was leistet die Systemforschung.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Habermas, J. (1980): Der Universalitätsanspruch der Hermeneutik. In: *Apel et al.* (1980) 120-149.

- Hacking, I.* (1996): Multiple Persönlichkeit. Zur Geschichte der Seele in der Moderne. Frankfurt: Fischer.
- Hadot, I.* (1969): Seneca und die griechisch-römische Tradition der Seelenleitung. Berlin: de Gruyter.
- Hadot, P.* (1991): Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike. Berlin. Gatzka.
- Hadot, P.* (2001): La philosophie comme manière de vivre. Entretiens avec Jeannine Carlier et Arnold I. Davidson. Paris: Albin Michel.
- Haeberlin, U., Niklaus, E.* (1978): Identitätskrisen. Bern/Stuttgart: Haupt.
- Hahn, L.W.* (1995): The Philosophy of Paul Ricœur. Chicago/La Salle.
- Halbwachs, M.* (1968): La mémoire collective. Dtsch.: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart: Enke.
- Halbwachs, M.* (1985): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hass, W., Petzold, H.G.* (1999): Die Bedeutung sozialer Netzwerke und sozialer Unterstützung für die Psychotherapie - diagnostische und therapeutische Verfahren. In: *Petzold, Märtens* (1999a) 193-272.
- Hauser, M.D., Wolpoff, M., Ramachandran V.S. et al.* (2000): Mirror Neurons and imitation learning. *Edge*, Reality Club, Mai 2001 http://www.edge.org/discourse/mirror_neurons.html
- Heimannsberg, B.* (1996): Zwischen Selbstverwirklichung und Handlungskompetenz. Überlegungen zu Machtlagen in Lehranalyse und Weiterbildung. *Integrative Therapie* 1, 1996, S. 68-80.
- Heimannsberg, B., Schmidt, Ch.J.* (Hg.) (1992): Das kollektive Schweigen. Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie. Frankfurt/M.: P. Lang.
- Heraklit:* Fragmente. In: *Diels, H., Kranz, W.* (1961): Fragmente der Vorsokratiker. 3 Bde. Berlin.
- Hermans, H.J.M.* (1999): The polyphony of the mind, in: Rowan, Cooper (1999) 107-131.
- Hohmeier, J., Pohl, H.-J.* (1978): Alter als Stigma. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Huber, M.* (1995): Multiple Persönlichkeiten. Frankfurt: Fischer.
- Hummel, K.* (1982): Öffnet die Altenheime. Weinheim: Beltz.
- Hunt, L., Marshall, M., Rowlings, C.* (1999): Trauma's nit let verleden. Therapeutisch werk met ourdern in Europeen perspektief. Houten: Bohn Stafen Van Loghum.
- Huth, W.* (1995): Flucht in die Gewißheit. Fundamentalismus und Moderne. München: Claudius.
- Hüther, G.* (1998): Biologie der Angst. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hüther, G.* (2000): Gewalterfahrung und Verarbeitung traumatischer Erinnerungen, Vortrag gehalten auf dem 1. Bad Zwestener Symposion für Traumatherapie und PTSD-Forschung in Bad Zwesten am 25.2.2000, in: *Petzold, Wolf et al.* 2002.
- Hurrelmann, K.* (1995⁵): Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim: Beltz.
- Ichheiser, G.* (1929): Die Überschätzung der Einheit der Persönlichkeit als Täuschungsquelle bei der psychologischen Beurteilung des Menschen. *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 33, 279-291.
- Ihde, D.* (1971): Hermeneutic pheneomenology. Evanston.
- Iljine, V.N.* (1942): Das therapeutische Theater. Paris: Sobor (russ.).
- Illich, I.* (1975): Convivencialidad. Barcelona: Barral.
- Jodelet, D.* (1989): Folies et représentations sociales. Paris: Presses Universitaires de France
- Josic, Z., Petzold, H.G.* (1995): Kriegstraumatisierung, posttraumatischer Streß - diagnostische und therapeutische Dimensionen. Belgrad: Zentrum für Kriegsopferhilfe (in serb. Sprache).
- Josic, Z., Petzold, H.G.* (1999): Psychotherapy with trauma patients in Jugoslavia. Projektbericht. Belgrad: Center for trauma interventions.
- Josic, Z., Petzold, H.G.* (2000): Traumatherapie, in: *Stumm, G., Pritz, A.*, Wörterbuch der Psychotherapie. Wien, Springer, S. 725-727.
- Kahn, R.L., Antonucci, T.C.* (1980a): Convoys of social support: A life course approach. In: *Kiesler, I.B., Morgan, J.N., Oppenheimer, V.K.* (eds.): Aging. New York: Academic Press, 383-405.
- Kandel, E.R., Schwartz, J.H., Jessel, T.M.* (Hrsg.) (1996): Neurowissenschaften. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Kessler, R.C., Sonnega, A., Bromet, E.J., Hughes, M., Nelson, C.B.* (1995): Posttraumatic stress disorder in the National Comorbidity Survey. *Archives of General Psychiatry* 52, 1048-1060.
- Klee, E.* (1997⁸): „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung unwerten Lebens“. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuchverlag.
- Kleist, H. v.* (1977): Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. München/Wien: (Orig. wahrscheinlich 1805/1806).
- Klemperer, V.* (1998¹⁰): Ich will Zeugnis ablegen. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Klix, F.* (1997): Gedächtnis und Denken in evolutionspsychologischer Sicht. In: *Luer, Lass* (1997) 4-38.
- Kohli, M.* (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37, 1-29.
- Kohli, M. Künemund, H.* (Hrsg.) (2000): Die zweite Lebenshälfte. Opladen: Leske + Budrich.
- Kolk, van der, B.A., Greenberg, M.S., Boyd, H. Krystal, J.H.,* (1985): Inesapable shock, neurotransmitters and addiction to trauma: Toward a psychobiology of posttraumatic stress.

- Biological Psychiatry* 20, 1985, 314-325.
- Krämer, S. (1996a): Bewußtsein. Philosophische Beiträge. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kristeva J. (1969): *Séméiotikè. Recherches pour une sémanalyse*. Paris: Seuil.
- Kristeva, J. (1977): *Polylogue*. Paris: Seuil.
- Lähteenmäki, M., Duva, H. (1998): *Dialogues on Bakhtin: Interdisciplinary Readings*. University of Jyväskylä Edition.
- LeDoux, J.E. (1996): *The emotional brain*. New York: Simon & Schuster.
- Leitner, E. (2000): *Bourdieu's eingreifende Wissenschaft. Handhab(ung)en*. Wien: Turia + Kant.
- Lehr, U., Thomae, H. (1987): *Formen seelischen Alterns. Ergebnisse der Bonner gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA)*. Stuttgart: Enke.
- Lévi-Strauss, C. (1973): *Das wilde Denken*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Levinas, E. (1963/1983): *La trace de l'autre*. Paris: Gallimard. Dtsch.: *Die Spur des Anderen*. Freiburg: Alber.
- Llinás, R.R., Paré, D. (1991): Of dreaming and of wakefulness. *Neuroscience* 44, 521-535.
- Loftus, E.F., Hoffman, H.G. (1989): Misinformation and memory: The creation of new memories. *Journal of Experimental Psychology* 118 (1), 100-104.
- Loftus, E., Ketcham, K. (1994): *The myth of repressed memory*. Nijhoff, Dordrecht: St. Martin's Press.
- Lorenzer, A. (1970b): *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*, Frankfurt: Suhrkamp, 1973².
- Lorenzer, A. (1973): *Über den Gegenstand der Psychoanalyse oder Sprache und Interaktion*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Lorenzer, A. (1974): *Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Ein historisch-materialistischer Entwurf*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Lorenzer, A. (1977): *Sprachspiel und Interaktionsformen*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Lorenzer, A. (1983): *Sprache, Lebenspraxis und szenisches Verstehen in der psychoanalytischen Therapie*, *Psyche* 2, 97-115.
- Lorenzer, A. (1986): *Kultur-Analysen*, Frankfurt: Fischer.
- Lüer, G., Lass, U. (1997): *Erinnern und Behalten*. Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.
- Macilwain, C. (2000): World leaders heap praise on human genome landmark. *Nature* 2000, 405, 983-4.
- Maisch, H. (1996): Phänomenologie der Serientötung von schwerstkranken älteren Patienten durch Angehörige des Pflegepersonals. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 3, 201-205.
- Marcel, A. (1983a): Conscious and unconscious perception: Experiments on visual masking and word recognition. *Cognitive Psychology*, 15, 197-237.
- Marcel, A. (1983b): Conscious and unconscious perception: An approach to the relations between phenomenal experience and perceptual processes. *Cognitive Psychology*, 15, 238-300.
- Marcel, G. (1985): Leibliche Begegnung. In: Kraus, A. (Hrsg.): *Leib, Geist, Geschichte, Hüthing*, Heidelberg 1978, 47-73. Und in: *Petzold* (1985g) 15-46.
- Markowitsch, H.J. (Hrsg.) (1997): *Klinische Neuropsychologie. Enzyklopädie der Psychologie: Themenbereich C, Theorie und Forschung: Serie 1, Biologische Psychologie (Band 2)*. Göttingen: Hogrefe.
- Marshall, V.W. (1975): Age and awareness of finitude in developmental gerontology. *Omega*, 2, 113-129.
- Maercker, A., Schützwohl, M., Solomon, Z. (eds.) (1999): *Posttraumatic Stress Disorder. A Lifespan Developmental Perspective*. Seattle u.a.: Hogrefe.
- Märtens, M., Petzold, H. G., (2000): *Therapieschäden*, in: *Stumm, G., Pritz, A., Wörterbuch der Psychotherapie*. Wien, Springer, S. 702-703.
- Märtens, M., Petzold, H.G. (2002): *Therapieschäden*. Mainz: Grünewald.
- Martin, L.L., Tesser, A. (1989): Toward a motivational and structural theory of ruminative thought. In: *Uleman, J.S., Bargh, J.A. (eds.): Unintended thought*. New York: Guilford, 306-326.
- Martin, L.L., Tesser, A. (1996): Some ruminative thoughts. In: *Wyer, R.S. (ed.): Ruminative thoughts*. Mahwah, NJ: Erlbaum. 1-47.
- Mattern, J. (1996): *Ricœur zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Mazumdar, P. (1998): *Foucault, ausgewählt und vorgestellt*. München: Diederichs.
- McCullough, M.E., Pargament, K.I., Thoresen, C. (2000): *Forgiveness. Theory, Research and Practice*. New York: Guilford Press.
- McLeod, J. (1997): *Narrative and Psychotherapy*. London: Sage.
- Mead G.H. (1934): *Mind, self and society*. Chicago: University of Chicago Press. Dtsch.: (1968, 1973, 1975, 1988): *Geist, Identität, Gesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Mei, J. (1994): The northern chinese custom of rearing babies in sandbags: Implications for motor and intellectual development. In: *van Rossum, J.H.A., Lazlo, J.L. Motor development: Aspects of normal and delayed development*. Amsterdam: VU Uitgeverij. 41-48.

- Mei, J., Yang, Y. (1993): A general report on children's physical and mental development at Wie Shan Lake, Shan Dong Province, China. *Psychological Sciences*, 1, 34-37.
- Menzinger, T. (1994): Bewußtsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie. Paderborn: Schöningh.
- Merleau-Ponty, M. (1945/1966): *Phénoménologie de la perception*, Gallimard, Paris 1945. Dtsch.: von Boehm, R., *Phänomenologie der Wahrnehmung*, de Gruyter, Berlin 1966.
- Merleau-Ponty, M. (1964): The primacy of perception and other essays on phenomenology, the philosophy of art, history and politics. v. *Edie, J.M.* (Hrsg.) Evanston.
- Merleau-Ponty, M. (1969): *La prose du monde*, Paris: Gallimard; dtsch. v. *Giuliani, R.*, *Die Prosa der Welt*, München: Fink 1983.
- Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H. (1995): *Therapeutische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes. Theorie und Praxis der Integrativen Kindertherapie*, 2 Bde. Paderborn: Junfermann.
- Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H. (1996): *Praxis der Integrativen Kindertherapie. Integrative Kindertherapie in Theorie und Praxis*, Bd. II, Paderborn: Junfermann.
- Metzinger, T. (1995): *Neuere Beiträge zur Diskussion des Leib-Seele-Problems*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Metzinger, T. (1995): *Bewußtsein. Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie*. Paderborn: Schöningh.
- Miller, G. (2000): *The mating mind – how sexual choice shaped the evolution of human nature*. New York: Doubleday.
- Mitscherlich, A., Mielke, F. (Hrsg.) (1997¹⁴): *Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuchverlag.
- Miltenburg, R., Singer, E. (1997): The (ab)use of Reliving Childhood Traumata. *Theory & Psychology* Vol 7, Nr. 5, 605-628.
- Mongin, O. (1994): *Paul Ricœur*. Paris.
- Moreno, J.L. (1946): *Psychodrama*. Vol. I. Beacon: Beacon House.
- Moreno, J.L. (1947): The organisation of the social atom. *Sociometry* X,3, 287-293.
- Moscovici, S. (1984): *Psychologie sociale*. Paris: Presses Universitaire de France.
- Moscovici, S. (2001): *Social Representations. Explorations in Social Psychology*. New York: New York University Press.
- Moscovitch, M. (ed.) (1984): *Infant memory*. New York: Plenum.
- Moser, T. (1994): Zu viele Therapeuten, zu wenig Integration. *Integrative Therapie* 1-2, 5-22.
- Müller, L. (1997): *Integrative Musiktherapie in der Behandlung eines Kindes mit schwerer, früher Entwicklungs- und Persönlichkeitsstörung*. In: *Müller, Petzold* (1997) S. 137-167.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1997): *Musiktherapie in der klinischen Arbeit. Integrative Modelle und Methoden*. Stuttgart: Gustav Fischer Verlag.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1998): *Projektive und semiprojektive Verfahren für die Diagnostik von Störungen, Netzwerken und Komorbidität in der Integrativen Therapie von Kindern und Jugendlichen*. *Integrative Therapie* 3-4 (1998) 396-438.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1999): *Identitätsstiftende Wirkungen von Volksmusik - Konzepte moderner Identitäts- und Lifestylepsychologie für die Musiktherapie am Beispiel des Schweizer Volksliedes*. *Integrative Therapie* 2-3, 187-250.
- Müller, L., Petzold, H.G. (2002a): *Problematische und riskante Therapie (nicht nur) in der Arbeit mit älteren und alten Menschen in „Prekären Lebenslagen“ - „Client dignity?“*. In: *Märtens, Petzold* (2002). 293-332.
- Murray, E.A. (2000): *Memory for objects in nonhuman primates*. In: *Gazzaniga M.S.* (Hrsg.) (2000). 753-763.
- Nagel, T. (1986): *The view from Nowhere*. New York: Oxford University Press.
- Nelson, K. (1984): *The transition from infant to child memory*. In: *Moscovitch, M.* (ed.): *Infant memory*. New York: Plenum.
- Nelson, K., (1989): *Narratives from the crib*, Cambridge: Harvard University Press.
- Nelson, K. (1993): *Erinnern und Erzählen: eine Entwicklungsgeschichte*, *Integrative Therapie* 1/2, 73-94.
- Niethammer, L. (Hrsg.) (1985): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Der Prozeß der "Oral History"*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Nitsch-Berg, H., Kühn, H. (2000): *Kreative Medien und die Suche nach Identität: Methoden Integrativer Therapie und Gestaltpädagogik für psychosoziale Praxisfelder*. Band II. Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Oerter, R., v. Hagen, C., Röper, G., Noam, G. (Hg.) (1999): *Klinische Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch*. Weinheim: Beltz/PsychologieVerlagsUnion.
- Oeser, E. (1987): *Psychozoikum. Evolution und Mechanismus der menschlichen Erkenntnis*, Berlin: Parey.
- Orth, I. (1996): *Leib, Sprache, Gedächtnis, Kontextualisierung*. *Gestalt (Schweiz)* 27, 11-17.

- Orth, I. (2001): Weibliche Identität und Leiblichkeit – Prozesse „konvivaler“ Veränderung und Entwicklung. Düsseldorf: Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit. *Integrative Therapie* 4, 2002 im Druck
- Orth, I., Petzold, H.G. (1990c): Metamorphosen - Prozesse der Wandlung in der intermedialen Arbeit der Integrativen Therapie, in: Petzold, H.G., Orth, I., 1990a. Die neuen Kreativitätstherapien. Handbuch der Kunsttherapie, 2 Bde., Junfermann, Paderborn
- Orth, I., Petzold, H.G. (1998a): Heilende Bewegung - die Perspektive der Integrativen Leib- und Bewegungstherapie. In: Illi, U. Breithecker, D., Mundigler, S. (Hrsg.) (1998): *Bewegte Schule. Gesunde Schule*. Zürich: Internationales Forum für Bewegung (IFB). 183-199.
- Osborn, C., Schweitzer, P., Trilling, A. (1997): *Erinnern. Eine Anleitung zur Biographiearbeit mit alten Menschen*. Freiburg: Lambertus.
- Papousek, M. (1994a): Vom ersten Schrei zum ersten Wort. Anfänge der Sprachentwicklung in der vorsprachlichen Kommunikation. Bern: Huber.
- Papousek, M. (1994b): Melodies in caregivers' speech: A species-specific guidance towards language. *Early Development and Parenting*, 1, 5-18.
- Parker, I. (ed.). (1999): *Deconstructing psychotherapy*. London: Sage.
- Pascual-Leone, A. et al. (1995): Procedural learning and prefrontal cortex. *Annual of the New York Academy of Sciences*, 769, 1995, 61-70.
- Pennebaker, J.W. (1993): Putting stress into words: health, linguistic and therapeutic implications. *Behaviour Research and Therapy* 31, 539-548.
- Perkonig, A., Wittchen, H.-U. (1999): Prevalence and comorbidity of traumatic events and posttraumatic stress disorder in adolescents and young adults. In: Maercker, Schützwohl, Solomon (1999) 113-136.
- Perts, F.S. (1969): *In and out the garbage pail*, Real People Press, Lafayette; dtsh. *Gestalt-Wahrnehmung. Verworfenes und Wiedergefundenes aus meiner Mülltonne*. Verlag f. Humanist. Psychol. W. Flach, Frankfurt 1981.
- Perrig, W., Wippich, W., Perrig-Chiello, P. (1993): *Unbewußte Informationsverarbeitung*. Bern: Huber.
- Petzold, Ch. (1972): *Lebendige Geschichte - alte Menschen berichten*, Dokumentation Erzählprojekt. VHS Büttgen, Büttgen.
- Petzold, H.G. (1965): Géragogie - nouvelle approche de l'éducation pour la viellesse et dans la viellesse. *Publications de L'Institut St. Denis* 1, 1-16. Dtsch.: *Petzold* (1985a), 11-30.
- Petzold, H.G. (1965II): Zum Fest der Christgeburt und seiner Ikonographie. *Kyrios. Z. f. osteuropäische Kirchen und Geistesgeschichte* 1, 193-203.
- Petzold, H.G. (1968IIg): Die heilige Höhle. *Erbe und Auftrag. Benediktinische Monatszeitschrift* 6, 450-467.
- Petzold, H.G. (1969a): Die verhaltenstherapeutische Komponente im Psychodrama. Überlegungen zum Konzept eines Behaviourdramas. Paris, mimeogr.; teilweise Dtsch.: *Petzold, H.G.* (1971e): Behaviourdrama, eine verhaltenstherapeutische Variante des Psychodramas. Ref. auf der I. Tagung der Europäischen Gesellschaft für die Modifikation und Therapie des Verhaltens. München 20.-23. Juli. In: *Samenspiel* 6/7 (1975) 139-146.
- Petzold, H.G. (1969IIa): Die altdeutsche Predigt als geschriebenes und gesprochenes Wort. *Theologie und Philosophie* 2, 196-232.
- Petzold, H.G. (1969IIb): Leben und Werk von Otto Marx (1887-1963). Gedanken zum „Plein-air“ am Niederrhein. *Das Tor* 10, Düsseldorf, 203-213.
- Petzold, H.G. (1969IIc): Die Kunst der Naiven. Adalbert Trillhaase (1858-1936). Ein Maler des einfältigen Herzens. *Das Tor* 4, 65-70.
- Petzold, H.G. (1971): „Philosophie Clinique, Thérapeutique philosophique, Philopraxie“, Antrittsvorlesung anlässlich der Berufung zum Professor für „Psychologie Pastorale“ am Institut St. Denis, Etablissement d'Enseignement Supérieur Libre des Sciences Théologiques et Philosophiques, Paris.
- Petzold, H.G. (1971a): Die therapeutischen Möglichkeiten der psychodramatischen Magic-Shop Technik. *Zeitschr. f. klin. Psychol. Psychother*, 4, 345-396; erweiterte Fassung in: *Petzold* (1977h).
- Petzold, H.G. (Hrsg.) (1972a): *Angewandtes Psychodrama in Therapie, Pädagogik, Theater und Wirtschaft*. Paderborn: Junfermann. 2. überarbeitete und erweiterte aus 1977h.
- Petzold, H.G., 1969b. *L'analyse progressive en psychodrame analytique*. Paris: Inst. St. Denis, , mimeogr. Auszugsweise dtsh. in: (1988n [S. 455-491]).
- Petzold, H.G. (1969IIb): Leben und Werk von Otto Marx (1887-1963). Gedanken zum „Plein-air“ am Niederrhein. *Das Tor* 10, Düsseldorf, 203-213.
- Petzold, H.G. (1970c): *Thérapie du mouvement, training relaxatif, thymopratique et éducation corporelle comme integration*. Paris. Auszugsweise dtsh. in: (1992b) 841 ff.
- Petzold, H.G. (Hrsg.) (1972a): *Angewandtes Psychodrama in Therapie, Pädagogik, Theater und*

- Wirtschaft. Paderborn: Junfermann. 2. überarbeitet und erweitert in: *Petzold* (1977h).
- Petzold, H.G.* (1972e): Komplexes Kreativitätstraining mit Vorschulkindern. *Schule und Psychologie* 3, 146-157.
- Petzold, H.G.* (Hrsg.) (1974j): Psychotherapie und Körperdynamik. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (Hrsg.) (1977h): Angewandtes Psychodrama in Therapie, Pädagogik und Theater. Überarbeitete und erweiterte Fassung von: *Petzold* (1972a). Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1978c): Das Ko-respondenzmodell in der Integrativen Agogik. *Integrative Therapie* 1, 21-58; revid. und erw in *Petzold* (1991a), 19-90.
- Petzold, H.G.* (1979b): Psychodrama, Therapeutisches Theater und Gestalt als Methoden der Interventionen gerontologie und der Alterspsychotherapie. In: *Petzold, H.G., Bubolz, E.* Psychotherapie mit alten Menschen. Paderborn: Junfermann, 147-260.
- Petzold, H.G.* (1981e): Das Hier-und-Jetzt-Prinzip in der psychologischen Gruppenarbeit. In: *Bachmann, C.* Kritik der Gruppendynamik. Frankfurt: Fischer, 214-299.
- Petzold, H.G.* (1981g): Sich selbst im Lebensganzen verstehen lernen. In: *Petzold* (1985a) S. 93-122.
- Petzold, H.G.* (1981h): Leibzeit. *Integrative Therapie* 2/3, S. 167-178. Auch in: *Kamper, D., Wulf, Ch.* (1982): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt: Suhrkamp. 68-81.
- Petzold, H.G.* (1982g): Methodenintegration in der Psychotherapie. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1982o): Welttheater. In: *Petzold, H.G.,* Dramatische Therapie. Neue Wege der Behandlung durch Psychodrama, Rollenspiel, therapeutisches Theater. Stuttgart: Hippokrates, 22-37.
- Petzold, H.G.* (1985a): Mit alten Menschen arbeiten. München: Pfeiffer.
- Petzold, H.G.* (1985d): Die Verletzung der Alterswürde - zu den Hintergründen der Mißhandlung alter Menschen und zu den Belastungen des Pflegepersonals. In: *Petzold* (1985a) 553-572.
- Petzold, H.G.* (Hrsg.) (1985g): Leiblichkeit. Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.,* 1985h. Der Schrei in der Therapie, in: *Petzold* (1985g) 547-572
- Petzold, H.G.* (1985t): Autobiographisches Postscriptum. In: *Petzold* (1985a) 573-580.
- Petzold, H.G.* (1988a): Integrative Therapie als intersubjektive Hermeneutik bewußter und unbewußter Lebenswirklichkeit. Düsseldorf: Fritz Perls Institut. Revid. in (1991a) 153-332.
- Petzold, H.G.* (1988b): Zur Hermeneutik des sprachlichen und nichtsprachlichen Ausdrucks in der Integrativen Therapie. Düsseldorf: Fritz Perls Institut. Revid. in (1991a) 98-152.
- Petzold, H.G.* (1988f): "Multiple Stimulierung" und "Erlebnisaktivierung". In: *Petzold, Stöckler* (1988) 65-86.
- Petzold, H.G.* (1988n): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ausgewählte Werke Bd. I, Paderborn: Junfermann. (3. revid. und überarbeitete Auflage 1996a.)
- Petzold, H.G.* (1988t): Methoden des therapeutischen Umgangs mit Symbolen und Symbolisierungsprozessen, Vortrag auf dem 7. Deutschen Symposium für Kunsttherapie, 27.-30.11.1988. Hückeswagen: Fritz Perls Akademie.
- Petzold, H.G.* (1989f): Zeitgeist als Sozialisationsklima - zu übergreifenden Einflüssen auf die individuelle Biographie. *Gestalt und Integration* 2, 140-150.
- Petzold, H.G.* (1990p): Integrative Dramatherapie und Szenentheorie - Überlegungen und Konzepte zur Verwendung dramatherapeutischer Methoden in der Integrativen Therapie. In: *Petzold, Orth* (1990a) II, 849-880; auch in *Petzold* (1992a) 897-925.
- Petzold, H.G.* (1991a): Integrative Therapie. Ausgewählte Werke Bd. II, 1: Klinische Philosophie. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1991e): Das Ko-respondenzmodell als Grundlage der Integrativen Therapie und Agogik; in *Petzold* (1991a) 19-90.
- Petzold, H.G.* (1991o): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen. In: *Petzold* (1991a) 333-395.
- Petzold, H.G.* (1992a): Integrative Therapie. Ausgewählte Werke Bd. II, 2: Klinische Theorie. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1992b): Konzepte zu einer integrativen Emotionstheorie und zur emotionalen Differenzierungsarbeit als Thymopraktik, Bd. II, 2, S. 789-870.
- Petzold, H.G.* (1992c): Bemerkungen zur Bedeutung frühkindlicher Gedächtnisentwicklung für die Theorie der Pathogenese und die Praxis regressionsorientierter Leib- und Psychotherapie. *Gestalt und Integration* 1, 100-109.
- Petzold, H.G.* (1992e): Integrative Therapie in der Lebensspanne. In *Petzold* (1992a) 649-788.
- Petzold, H.G.* (1993a): Integrative Therapie. Ausgewählte Werke Bd. II, 3: Klinische Praxeologie. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1993c): Frühe Schäden, späte Folgen. Psychotherapie und Babyforschung, Bd. I. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1993i): Zur Integration motopädagogischer, psychotherapeutischer und

- familientherapeutischer Interventionen in der Arbeit mit geistig Behinderten. In: *Koch, U., Lotz, W., Stahl, B.* (Hrsg.) (1994): Die psychotherapeutische Behandlung geistig behinderter Menschen. Bern: Huber. 226-240.
- Petzold, H.G.* (1993g): Die Krisen der Helfer. In: *Schnyder, U., Sauvant, Ch.* Krisenintervention in der Psychiatrie. Bern: Huber. 157-196.
- Petzold, H.G.* (1993o): Leben als Integrationsprozeß und die Grenzen des Integrierens. In: *Petzold, Sieper* (1993a) 385-394.
- Petzold, H.G.* (1994a): Mehrperspektivität - ein Metakonzzept für die Modellpluralität, konnektivierende Theorienbildung für sozialinterventives Handeln in der Integrativen Supervision. *Gestalt und Integration* 2, 225-297 und in: *Petzold* (1998a) 97-174.
- Petzold, H.G.* (1994c): Metapraxis: Die "Ursachen hinter den Ursachen" oder das "doppelte Warum" - Skizzen zum Konzept "multipler Entfremdung" und einer "anthropologischen Krankheitslehre" gegen eine individualisierende Psychotherapie in: *Gestalt* (Schweiz) 20, 1994, 6-28 und *Hermer, M.* (Hrsg.), Die Gesellschaft der Patienten, dgvt, Tübingen 1995, 143-174.
- Petzold, H.G.* (1994e): "Psychotherapie mit alten Menschen - die "social network perspective" als Grundlage integrativer Intervention, Vortrag auf der Fachtagung "Behinderung im Alter" am 22.-23.11.1993 in Köln. In: *Berghaus, H.C., Sievert, U.* (Hrsg.) (1994): Behinderung im Alter. Köln: Kuratorium Deutsche Altershilfe. 86-117.
- Petzold, H.G.* (1994j): Die Kraft liebevoller Blicke. Psychotherapie und Babyforschung, Bd. 2. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1995a): Weggeleit, Schutzschild und kokreative Gestaltung von Lebenswelt - Integrative Arbeit mit protektiven Prozessen und sozioökologischen Modellierungen in einer entwicklungsorientierten Kindertherapie. In: *Metzmacher, B., Petzold, H.G., Zaepfel, H.* (1995): Therapeutische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes. Theorie und Praxis der Integrativen Kindertherapie, Bd. I, (Paderborn): Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1995f): Fremdheit, Entfremdung und die Sehnsucht nach Verbundenheit - anthropologische Reflexionen, Vortrag auf dem Internationalen Symposium des Orff-Instituts am 29.06.1995 in Salzburg. Düsseldorf: Fritz Perls Institut. Und in: *Orff-Schulwerk* (Hrsg.) Das Eigene - das Fremde - das Gemeinsame. Salzburg: Orff-Schulwerk Forum.
- Petzold, H.G.* (1995g): Die Wiederentdeckung des Gefühls. Emotionen in der Psychotherapie und der menschlichen Entwicklung. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1996a): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie. Ausgewählte Werke Bd. I, 1 und Bd I, 2, 3. revidierte und überarbeitete Auflage von 1988n. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1996f): Krankheitsursachen im Erwachsenenleben - Perspektiven für Diagnostik, Therapie und Lebenshilfe aus integrativtherapeutischer Sicht. *Integrative Therapie* 2/3, 288-318.
- Petzold, H.G.* (1996h): Integrative Therapie und/oder Gestalttherapie. *Gestalt* (Schweiz) 27, 19-52.
- Petzold, H.G.* (1996j): Identitätsvernichtung, Identitätsarbeit, "Kulturarbeit" - Werkstattbericht mit persönlichen und prinzipiellen Überlegungen aus Anlaß der Tagebücher von *Victor Klemperer*, dem hundertsten Geburtstag von *Wilhelm Reich* und anderer Anstöße. *Integrative Therapie* 4, 371-450.
- Petzold, H.G.* (1996k): Der „Andere“ - das Fremde und das Selbst. Tentative, grundsätzliche und persönliche Überlegungen für die Psychotherapie anläßlich des Todes von *Emmanuel Lévinas* (1906-1995). *Integrative Therapie* 2-3, 319-349. Auch in: *Petzold, Orth* (1999a) 337-360.
- Petzold, H.G.* (1997p): Das Ressourcenkonzept in der sozialinterventiven Praxeologie und Systemberatung. *Integrative Therapie* 4 (1997) 435-471 und in: *Petzold* (1998a) 353-394.
- Petzold, H.G.* (Hrsg.) (1998a): Integrative Supervision, Meta-Consulting & Organisationsentwicklung. Modelle und Methoden reflexiver Praxis. Ein Handbuch. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (Hg.) (1998h): Identität und Genderfragen in Psychotherapie, Soziotherapie und Gesundheitsförderung, Bd. 1 und 2. Sonderausgaben von *Gestalt und Integration*. Düsseldorf: FPI-Publikationen.
- Petzold, H.G.* (1999b): Psychotherapie in der Lebensspanne. *Gestalt* (Schweiz) 34, 43-46.
- Petzold, H.G.* (1999i): Body Narratives. *Integrative Bewegungstherapie* 1-2/1999, 4-30.
- Petzold, H.G.* (1999l): Psychotherapeutische Begleitung von Sterbenden - ein integratives Konzept für die Thanatotherapie. Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe „Umgang mit Sterbenden Heute“. (17. November 1997, Universität Mainz). Schriftenreihe zur Thanatologie, Universität Mainz. Erw. in: *Psychologische Medizin* (Graz) 2(2000) 20-35.
- Petzold, H.G.* (1999p): Psychotherapie der Zukunft - Reflexionen zur Zukunft und Kultur einer korrespondierenden und evidenzbasierten Humantherapie. *Integrative Therapie* 4, 338-393.
- Petzold, H.G.* (1999q): Das Selbst als Kunstwerk - Rezeptive Kunsttherapie und die heilende Kraft „ästhetischer Erfahrung“. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI/EAG. und in: *Kunst & Therapie* 1-

- 2/1999, 105-146.
- Petzold, H.G.* (2000e): Hermeneutische und dialogische Gestalttherapie oder integrative Wege hermeneutischer Existenzauslegung? Düsseldorf: Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit.
- Petzold, H.G.* (2002g): Coaching als „soziale Repräsentation“ – sozialpsychologische Reflexionen Untersuchungsergebnisse zu einer modernen Beratungsform. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 05/2002 (Supervision).
- Petzold, H.G.* (2000h): Wissenschaftsbegriff, Erkenntnistheorie und Theorienbildung der „Integrativen Therapie“ und ihrer biopsychosozialen Praxis für „komplexe Lebenslagen“ (Chartacolloquium III). Düsseldorf/Hückeswagen: Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit. Überarbeitet 2002 in: Düsseldorf/Hückeswagen, FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit* - 01/2002.
- Petzold, H.G.* (2000k): Sinn – Sinnerfahrung – Sinnstiftung als Thema der Psychotherapie heute. *Integrative Therapie* 4, 403-414.
- Petzold, H.G.* (2001d): "Goodmansche" Gestalttherapie als „klinische Soziologie“ konstruktiver Aggression? – 50 Jahre „Goodman et al. 1951“ mit kritischen Anmerkungen zu Blankertz "Gestalt begreifen" - ein Beitrag aus integrativer Perspektive, Teil I *Gestalt* 40 (Schweiz) 48-66; Teil II, *Gestalt* 41
- Petzold, H.G.* (Hrsg.) (2001i): Wille und Wollen. Psychologische Modelle und Konzepte. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Petzold, H.G.* (2001k): Sinnfindung über die Lebensspanne: Gedanken über Sinn, Sinnlosigkeit, Abersinn – integrative und differentielle Perspektiven zu transversalem, polylogischem SINN. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 03/2001.
- Petzold, H.G.* (2001m): Trauma und "Überwindung" – Menschenrechte, Integrative Traumatherapie und „philosophische Therapeutik“, *Integrative Therapie* 4, 344-412; auch in *Petzold, Wolf et al.* (2002).
- Petzold, H.G.* (2002c): POLYLOGE: die Dialogzentrierung in der Psychotherapie überschreiten. Perspektiven „Integrativer Therapie“ und „klinischer Philosophie“. Düsseldorf/Hückeswagen, FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 04/2002.
- Petzold, H.G.* (2002g): Coaching als „soziale Repräsentation“ – sozialpsychologische Reflexionen Untersuchungsergebnisse zu einer modernen Beratungsform. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen. *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 05/2002 (Supervision).
- Petzold, H.G.* (2002h): „Klinische Philosophie“ – Menschen zugewandtes Lebenswissen von Natur und Kultur. Über die Quellen der Integrativen Therapie, Einflüsse und ReferenztheoretikerInnen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 06/2002.
- Petzold, H.G., Berger, A.* (1978b): Integrative Bewegungstherapie und Bewegungserziehung in der Arbeit mit alten Menschen. *Integrative Therapie* 3-4, 249-271.
- Petzold, H.G., Bubolz, E.* (1979): Psychotherapie mit alten Menschen. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Ebert, W. & Sieper, J.* (1999): Kritische Diskurse und supervisorische Kultur. Supervision: Konzeptionen, Begriffe, Qualität. Probleme in der supervisorischen „Feldentwicklung“ - transdisziplinäre, parrhesiastische und integrative Perspektiven. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI/EAG. Erw. und überarbeitet 2001, in: Düsseldorf/Hückeswagen, FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 09/2002 (Supervision).
- Petzold, H.G., Goffin, J.J.M., Oudhof, J.* (1991): Protektive Faktoren - eine positive Betrachtungsweise in der klinischen Entwicklungspsychologie, Faculty of Human Movement Sciences, Dep. Movement Education, Clinical Movement Therapy. Erw. in: *Petzold, Sieper* (1993a) 173-266.
- Petzold, H.G., Laschinsky, D., Rinast, M.* (1979): Exchange Learning - ein Konzept für die Arbeit mit alten Menschen. *Integrative Therapie* 3, 224-245. Repr. in *Petzold* (1985a), 69-92.
- Petzold, H.G., Lemke, J., Rodriguez-Petzold, F.* (1994b): Die Ausbildung von Lehrsupervisoren. Überlegungen zur Feldentwicklung, Zielsetzung und didaktischen Konzeption aus Integrativer Perspektive. Düsseldorf: Fritz Perls Institut. Erw. *Gestalt und Integration* 1, 1995, 298-349.
- Petzold, H.G., Lückel, K.* (1985): Die Methode der Lebensbilanz und des Lebenspanoramas in der Arbeit mit alten Menschen, Kranken und Sterbenden. In: *Petzold* (1985a) 467-499.
- Petzold, H.G., Märten, M.* (1999a): Wege zu effektiven Psychotherapien, Bd. I. Opladen: Leske + Budrich.
- Petzold, H.G., Mathias, U.* (1978): Integrative Pädagogik in der Arbeit mit behinderten und

- verhaltensgestörten Kindern. In: *Brown, G., Petzold, H.G.* (Hrsg.): Gefühl und Aktion. Frankfurt: Verlag für humanistische Psychologie, 156-166.
- Petzold, H.G., Mathias, U.* (1983): Rollenentwicklung und Identität. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Müller, L.* (1997): Wie wirkt Musiktherapie im gerontopsychiatrischen Setting? In: *Müller, Petzold* (1997): 248-277.
- Petzold, H.G., Orth, I.* (Hrsg.) (1985a): Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliothherapie, Literarische Werkstätten. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Orth, I.* (1990a): Die neuen Kreativitätstherapien. Handbuch der Kunsttherapie, 2 Bde. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Orth, I.* (1993a): Therapietagebücher, Lebensspanorama, Gesundheits-/Krankheitspanorama als Instrumente der Symbolisierung, karrierebezogenen Patientenarbeit und Lehranalyse in der Integrativen Therapie. *Integrative Therapie* 1/2 (1993) 95-153; auch erw. in *Petzold, Sieper* (1993) 125-172.
- Petzold, H.G., Orth, I.* (1998): Wege zu "fundierter Kollegialität" - innerer Ort und äußerer Raum der Souveränität, in: *Stembek, E., Geissner, H.* (1998): Feedback. Das Selbstbild im Spiegel der Fremdbilder. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 107-126.
- Petzold, H.G., Orth, I.* (1999b): Kritische Überlegungen zu offenen und verdeckten Ideologien in der Psychotherapie. Überlieferungen und Veränderungen im psychotherapeutischen Feld - Präzisierungen Integrativer Positionen. In: *Petzold, Orth* (1999a) 125-262.
- Petzold, H.G., Orth, I.* (Hrsg.) (1999a): Die Mythen der Psychotherapie. Ideologien, Machtstrukturen und Wege kritischer Praxis. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Orth, I., Schuch, W., Steffan, A.* (2001): Integrative Therapie als „angewandte Anthropologie“ in einer „transversalen Moderne“ – konnektivierende Theorienbildung und polylogische Praxisstrategien (Chartacolloquium II). Überarbeitete Version 2002 Düsseldorf/Hückeswagen, FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit* - 02/2002.
- Petzold, H.G., Orth, I., Sieper, J.* (1999a): Psychotherapie, Mythen und Diskurse der Macht und der Freiheit. In: *Petzold, Orth* (1999a) 15-66.
- Petzold, H.G., Orth, I., Sieper, J.* (1999b): Ideologeme der Macht in der Psychotherapie - Reflexionen zu Problemen und Anregungen für alternative Formen der Praxis. In: *Petzold, Orth* (1999a) 269-334.
- Petzold, H.G., Orth, I., Sieper, J.* (2000a): Transgressionen I – das Prinzip narrativer Selbst- und Konzeptentwicklung durch „Überschreitung“ in der Integrativen Therapie – Hommage an Nietzsche. *Integrative Therapie* 2/3, 231-277.
- Petzold, H.G., Petzold, Ch.* (1991a): Lebenswelten alter Menschen: Hannover: Vincentz.
- Petzold, H.G., Petzold, Ch.* (1991b): Soziale Gruppe, "social worlds" und "narrative Kultur" als bestimmende Faktoren der Lebenswelt alter Menschen und gerontotherapeutischer Arbeit. In: *Petzold, Petzold* (1991a) 192-217.
- Petzold, H.G., Petzold, Ch.* (1993a): Soziotherapie als methodischer Ansatz in der Integrativen Therapie. In: *Petzold, Sieper* (1993a) 459-482. Repr. in *Petzold* (1993a) S. 1263-1290.
- Petzold, H.G., Petzold, Ch.* (1993b): Integrative Arbeit mit alten Menschen und Sterbenden - gerontotherapeutische und nootherapeutische Perspektiven in der Weiterbildungspraxis an FPI/EAG. In: *Petzold, Sieper* (1993a) 633-647.
- Petzold, H.G., Petzold, Ch., Rodriguez-Petzold, F.* (1998): Kundenorientierung in psychosozialen Institutionen und Organisationen - kritische Überlegungen zu einer neuen Mode und zu einem "differenziellen Kundenbegriff", in: *Petzold* (1998a) 395-453.
- Petzold-Heinz, I., Petzold, H.G.* (1985): Mutter und Sohn - Poesie und Therapie, in: *Frühmann, R., Frauen und Therapie.* Paderborn: Junfermann, S. 339-360.
- Petzold, H.G., Petzold-Heinz, I., Schmitz-Kurschildgen, E.* (Hrsg.) (1984): Hinter der Maske. Willich-Anrath: Egger-Verlag.
- Petzold, H.G., Ramin, G.* (1995⁴): Schulen der Kindertherapie. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Schobert, R.* (1991): Selbsthilfe und Psychosomatik. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Schobert, R., Schulz, A.* (1991): Anleitung zu "wechselseitiger Hilfe" - Die Initiierung und Begleitung von Selbsthilfegruppen durch professionelle Helfer - Konzepte und Erfahrungen. In: *Petzold, Schobert* (1991), 207-259.
- Petzold, H.G., Sieper, J.* (1993a): Integration und Kreation, 2 Bde. Paderborn: Junfermann, 2. Aufl. 1996.
- Petzold, H.G., Sieper, J.* (1998): Einige Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Betrachtung von Identitätsprozessen. In: *Petzold* (1998h) 265-299.
- Petzold, H.G., Spiegel-Rösing, I.* 1985. Psychotherapie mit alten Menschen, Kranken und Sterbenden, in: *Toman, W., Egg, R.* (Hrsg.), Psychotherapie. Ein Handbuch, Kohlhammer, Stuttgart, Bd. 2, 264-284.

- Petzold, H.G., Steffan, A. (2000a): Gesundheit, Krankheit, Diagnose- und Therapieverständnis, Ziele in der „Integrativen Therapie“ und „Integrativen Leib- und Bewegungstherapie“ *Integrative Therapie* 2, 203-230 und: *Psychologische Medizin* 1/2001, S. 34-46.
- Petzold, H.G., Stöckler, M. (1988): Aktivierung und Lebenshilfen für alte Menschen. Aufgaben und Möglichkeiten des Helfers. *Integrative Therapie Beiheft* 13. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., van Beek, Y., van der Hoek, A.-M. (1994a): Grundlagen und Grundmuster "intimer Kommunikation und Interaktion" - Intuitive Parenting" und "Sensitive Caregiving" von der Säuglingszeit über die Lebensspanne. In: *Petzold* (1994j) 491-646.
- Petzold, H.G., Wolf, U., Landgrebe, B., Josic, Z., Steffan, A. (2000): Integrative Traumatherapie – Modelle und Konzepte für die Behandlung von Patienten mit „posttraumatischer Belastungsstörung“. In: *van der Kolk, B., McFarlane, A., Weisaeth, L.: Traumatic Stress*. Paderborn: Junfermann. 445-579.
- Petzold, H.G., Wolf, H.-U., Landgrebe, B., Josić, Z. (2002): Das Trauma überwinden. Integrative Modelle der Traumatherapie. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Zander, B. (1985): Stadtteilarbeit mit alten Menschen - ein integrativer Ansatz zur Verhinderung von Segregation. In: *Petzold* (1985a), 159-201.
- Petzold-Heinz, I., Literarische Werkstätten im Altenheim, 1985a, in: *Petzold, Orth* (1985a) 377-386.
- Plomin, R. (1994): Genetics and experience. The interplay between nature and nurture. London: Sage.
- Plomin, R. (2000): Behavioral genetics. New York: Worth Publishers.
- Portmann, A. (1973): Biologie und Geist. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Politzer, G. (1974): Kritik der klassischen Psychologie [orig. 1929]. Köln: Europäische Verlagsanstalt.
- Politzer, G. (1978): Kritik der Grundlagen der Psychologie. Frankfurt: Suhrkamp; orig. Critique des fondements de la psychologie. Paris: P.U.F.
- Raphael, B., Wilson, J., Meldrum, L., McFarlane, A.G. (1996): Acute preventive intervention. In: *van der Kolk et al., Traumatic stress*. New York: Guilford Press.
- Ramachandran, V.S. (2000): MIRROR NEURONS and imitation learning as the driving force behind "the great leap forward" in human evolution, *EDGE* 69 — June 1, 2000
- Rappaport, J. (1995): Empowerment Meets Narrative: Listening to Stories and Creating Settings. *American Journal of Community Psychology*, 23, 795-806.
- Rappaport, J., Reischl, T.M., Zimmerman, M.A. (1992): Mutual help mechanism in the empowerment of former mental patients. In: *Saleebey, D. (Ed.), The strengths perspective in social work practice*. New York: Longman, 84-97.
- Richardson, K. (1998): The origins of human potential: evolution, development and psychology. London: Routledge.
- Ricœur, P. (1955): Histoire et vérité. Paris: Gallimard.
- Ricœur, P. (1969): Die Interpretation. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ricœur, P. (1970): Gespräche. Frankfurt: Knecht; Entretiens Paul Ricœur – Gabriel Marcel. Paris: Gallimard.
- Ricœur, P. (1973): Hermeneutik und Strukturalismus. Salzburg, München: Otto Müller.
- Ricœur, P. (1974): Hermeneutik und Psychoanalyse. Salzburg, München: Otto Müller.
- Ricœur, P. (1981): Hermeneutics and the Human Sciences. Cambridge.
- Ricœur, P. (1983): Temps et récit, Vol. 1, Paris: Gallimard; dtsch. Zeit und Erzählung, Bd. 1, München: Fink, 1988.
- Ricœur, P. (1984): Temps et récit, Vol. II. Paris: Gallimard; dtsch. Zeit und Erzählung, Bd. 2, München: Fink, 1989.
- Ricœur, P. (1985): Temps et récit, Vol. III. Paris: Gallimard; dtsch. Zeit und Erzählung, Bd. 3, München: Fink, 1991.
- Ricœur, P. (1986): Du texte à l'action. Essai d'herméneutique. Paris: Gallimard.
- Ricœur, P. (1986): Die lebendige Metapher, München: Fink.
- Ricœur, P. (1990): Liebe und Gerechtigkeit. Tübingen.
- Ricœur, P. (1990): Soi-même comme un autre. Paris: Gallimard.
- Riedl, R. (1985): Die Spaltung des Weltbildes. Biologische Grundlagen des Erklärens und Verstehens. Berlin: Parey.
- Rizzolatti, G., Arbib, M.A. (1998) Language within our grasp. *Trends Neurosciences* 21, 188-194.
- Rizzolatti, G., Fadiga, L., Gallese, V., Fogassi, L. (1996) Premotor cortex and the recognition of motor actions. *Cognitive Brain Research* 3, 131-141.
- Rizzolatti, G., Fogassi, L., Gallese, V. (2000): Mirror neurons: Intentionality detectors? *Int J Psychology* 35, 205-205.
- Rizzolatti, G., Fogassi, L., Gallese, V. (2001): Neurophysiological mechanisms underlying the understanding and imitation of action. *Nature Review Neurosciences* 2, 661-670.
- Rizzolatti, G., Fogassi, L., Gallese, V. (2001): Neurophysiological Mechanisms Underlying the

- Understanding and imitation action. *Nature Review Neurosciences* 2, 661-670.
- Roer, D., Henkel, D. (Hg.) (1996): *Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933-45.* Frankfurt/M.: Mabuse Verlag.
- Ross, C.A. (1997): *Dissociative Identity Disorders. Diagnosis, Clinical Features and Treatment of Multiple Personality.* 2.Aufl. New York: Wiley.
- Rotondo, J.L. & Boker, S.M. (2002). Behavioral synchronization in human conversational interaction. In: *Stamenov, Gallese* (2002).
- Rovee-Collier, C., Bhatt, R. (1995): Langzeitgedächtnis im Säuglingsalter. In: *Petzold, H.G.* (Hrsg.) (1995): *Die Kraft liebevoller Blicke: Paderborn: Junfermann Verlag.* S. 143-166.
- Rowan, J., Cooper, M. (1999) (Hrsg.): *The plural Self. Multiplicity in Everyday Life.* London: Sage.
- Ruhe, H.G. (1998): *Methoden der Biografiearbeit. Lebensgeschichte und Lebensbilanz in Therapie, Altenhilfe und Erwachsenenbildung.* Weinheim: Beltz.
- Ruppert, J.P. (1969): *Die seelischen Grundlagen der Erziehung.* Weinheim: Beltz.
- Rutter, M. (1988): *Studies of psychosocial risk. The power of longitudinal data.* Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Schacter, D. (1996): *Searching for memory. The brain, the mind, and the past.* New York: Basic Books. Dtsch.: (1999): *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit.* Reinbek: Rowohlt.
- Schafer, R. (1976): *A new language for psychoanalysis,* New Haven: Yale Univ. Press; dtsch. *Eine neue Sprache für die Psychoanalyse,* Klett-Cotta, Stuttgart 1982.
- Schafer, R. (1981a): *Narrative action in psychoanalysis,* Worcester, Mass.: Clark University Press.
- Schafer, R. (1981b): *Narration in the psychoanalytic dialogue,* in: *Mitchel, W.J.T.,* On narrative, Chicago: University of Chicago Press, 25-50.
- Schacter, D.L. (1995a): *Memory distortion: History and current status.* In: *Shacter, D.L., Coyle, J.T., Fischbach, G.D., Mesulam, M.M., Sullivan, L.E.* (eds.), *Memory distortion: How minds, brains and societies reconstruct the past.* Cambridge: Harvard University Press, 1-43.
- Schacter, D.L. (1996): *Searching for Memory. The Brain, the Mind, and the Past.* New York: Basic Books.
- Schacter, D.L. (1999): *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit.* Reinbek: Rowohlt.
- Schalk, G., Rolfes, B. (1996): *Schreiben befreit. Schreibwerkstatt im Altenheim,* Bonn 1986. Telgte: Selbstverlag. (erhältlich bei: *Altenheim Maria-Rast, Britta Ellerkamp, Eichenweg 28, 48291 Telgte.*)
- Schapp, W. (1953): *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding.* Hamburg: Meiner.
- Schedlowski, M. (1994): *Streß, Hormone und zelluläre Immunfunktionen: Ein Beitrag zur Psychoneuroimmunologie.* Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Schedlowski, M., Tewes, U. (Hrsg.) (1996): *Psychoneuroimmunologie.* Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Schedlowski, M., Tewes, U. (Hrsg.) (1999): *Psychoneuroimmunology: A textbook.* New York: Plenum.
- Schiepek, G. (2000): *Die Grundlagen der Systemischen Therapie: Theorie – Praxis – Forschung.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schleiermacher, F. (1974): *Hermeneutik,* hrsg. H. Kimmlerle. Heidelberg.
- Schleiermacher, F. (1993⁵): *Hermeneutik und Kritik,* hrsg. M. Frank. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schmid, W. (1995): *Selbstsorge. Zur Biographie eines Begriffes.* In: *Endreß* (1995) 98-129.
- Schmid, W. (1998): *Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Die Frage nach dem Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault.* Frankfurt: Suhrkamp.
- Schmid, W. (1999): *Philosophie der Lebenskunst.* Frankfurt/M.: Suhrkamp, 3. Aufl.
- Schmidtbauer, (1977): *Die hilflosen Helfer.* Reinbek: Rowohlt.
- Schmitz, E. (1984): *Erwachsenenbildung als lebensweltbezogener Erkenntnisprozeß.* In *Lenzen, D.* (Hrsg.), *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft. Handbuch und Lexikon der Erziehung.* Stuttgart: Klett-Cotta, Bd. 11, S. 95-123.
- Schmitz, H. (1990): *Der unerschöpfliche Gegenstand.* Bonn: Bouvier.
- Schmitz, H. (1996): *Bewußtsein als instabiles Mannigfaltiges.* In: *Krämer* (1996) 167-182.
- Schmitz, H. (1998): *Gedächtnis und Erinnerung in neophänomenologischer Sicht.* *Integrative Therapie,* 2, 1998, S.190-213.
- Schroots, J.J.F. (1993): *Aging, health & competence. The next generation of longitudinal research.* Amsterdam: Elsevier.
- Schüffel, W., Brucks, U., Johnen, R., Köllner, V., Lamprecht, F., Schnyder, U. (Hrsg.) (1998): *Handbuch der Salutogenese. Konzept und Praxis.* Wiesbaden: Ullstein Medical Verlagsgesellschaft.
- Schütze, F. (1981): *Prozeßstrukturen des Lebenslaufs.* In *Matthes, J.* et al. (Hrsg.), *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive.* Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e.V., 67-156.
- Schütze, F. (1984): *Kognitive Strukturen des autobiographischen Stegreiferzählens.* In *Kohli, M.,*

- Günther, R. (Hrsg.), Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler, 78-117.
- Seligman, M.E.P. (1978): Helplessness. San Francisco: Freeman.
- Sennett, R. (2002): Respekt im Zeitalter der Ungleichheit. Berlin: Berlin Verlag.
- Shotter, J. (1993): Conversational Realities. London: Sage.
- Shotter, J. (1999): Life inside dialogically structured mentalities, in; Rowan, Cooper (1999) 71-92.
- Shotter, J., Gergen, K.D. (1989): Texts of Identity: London Sage.
- Sieper, J., Petzold, H.G. (2002): Der Begriff des „Komplexen Lernens“ – Dimensionen eines „behavioralen Paradigmas“ in der Integrativen Therapie: Lernen und Performanzorientierung, Behaviourdrama, Imaginationstechniken und Transfertraining. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 10/2002.
- Singer, W. (1998): Auf dem Weg nach innen. 50 Jahre Hirnforschung in der Max-Panck-Gesellschaft, *PG-Spiegel* 2, 20-34.
- Singer, W. (1998a): Consciousness and the structure of neuronal representations, *Philosophical Transactions of the Royal Society of London, Series B* 353, 1829-1840.
- Singer, W. (1999a): The formation of cooperative cell assemblies in the visual cortex, *European Journal of Neuroscience* 1, 1-26.
- Singer, W. (2002): Der Beobachter im Gehirn. Frankfurt: Suhrkamp.
- Singer, W., Gray, C.M. (1995): Visual feature integration and the temporal correlation hypothesis. *Annual Review of Neuroscience* 18, 555-586.
- Skoyles, J.R. (1998). Speech phones are a replication code. *Medical Hypotheses*, 50, 167-173.
- Skoyles, J.R. (2000) Gesture, Language Origins, and Right Handedness, *Psychology of Language* 11,24, *Language Gesture* (2).
- Sollers, P. et al. (1968): Théorie d'ensemble. Coll. Tel Quel, Paris: Seuil. ,
- Spagnuolo-Lobb, M., Salonia, G. (1997/1998): Hermeneutics and Clinical Practice, *Studies in Gestalt Therapy* 6/7, 3-7; dtsh. in: *Gestalt* 40, 17-20.
- Spanos, N. (1997): Multiple Identities and False Memories. A Sociocognitive Perspective. Washington, DC.: American Psychological Association.
- Spence, D.P. (1981): Psychoanalytic competence, *Int. J. Psychoanal.* 62, 113-124.
- Spence, D.P. (1982a): Narrative truth and historical truth, New York: Norton.
- Spence, D.P. (1982b): Narrative truth and theoretical truth, *Psychoanalytic Quarterly* LI, 43-67.
- Spence, D.P., The Freudian metaphor - towards paradigm change in psychoanalysis, Norton, New York 1987.
- Sprent, J., Tough, D.F. (1994): Lymphocyte life-span and memory. *Science*, 1994, 265, 1395-1400.
- Spiegel-Rösing, I., Petzold, H.G. (1984, 1992²): Die Begleitung Sterbender, Theorie und Praxis der Thanatotherapie, Paderborn: Junfermann.
- Stammler, F.-M. (1999): Hermeneutische Ansätze in der klassischen Gestalttherapie. *Gestalt (Schweiz)* 36, 43-60.
- Stamenov, M., Gallese V. (2002): Mirror Neurons and the Evolution of Brain and Language. New York, Amsterdam: John Benjamins.
- Steels, L. (2002): MIRROR NEURONS AND THE ACTION THEORY OF LANGUAGE ORIGINS. Vrije Universiteit Brussel (AI Lab) steels@arti.vub.ac.be a.
- Steinfath, H. (1998): Was ist ein gutes Leben? Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Straub, S. (2001): Wenn Worte durchbrechen Kreative Schreib- und Erzählmöglichkeiten in Therapie und Persönlichkeitsentwicklung – ein integrativer Ansatz in Theorie und Praxis. 2 Bd. Münster: Edition „Am Rand“.
- Strauss, A.L. (1978): A social world perspective. In: *Denzin, M.K. Studies in symbolic interaction*, Vol. 1. Greenwich: JAI Press, 119-128.
- Stevens, R. (ed.) (1996): Understanding the self. London: Sage.
- Streek-Fischer, A., Sachsse, U., Özkan, I. (2001): Körper, Seele, Trauma. Biologie, Klinik, Praxis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Tait, R., Silver, R.C. (1989): Coming to terms with major negative life events. In: *Uleman, J.S., Bargh, J.A.* (eds.): Unintended thought. New York: Guilford, 351-382.
- Tambour, J.W.I. (1985): Mensbeelden achter bewegingsbeelden: Kinanthropologische analyse vanuit het perspectief van de Lichamelijke Opvoeding. Haarlem: De Vriesborch.
- Tambour, J.W.I. (1991): Relationsmodalitäten statt Leib-Seele-Verhältnisse. *Integrative Therapie* 1/2 (1991) 58-84.
- Thomae, H., Lehr, U. (1987): Stichprobe und Ablauf der Untersuchung in der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie (BOLSA). In: *Lehr, Thomae* (1987) 7-17.
- Tulving, E. (1995): Organization of memory: Quo vadis? In: *Gazzaniga, M.S.* (Hrsg.) (1995) S. 839-847.

- Tulving, E. (2000): Concepts of memory. In: *Tulving E., Craig, F.I.M.* (Hrsg.) (2000). S. 33-43.
- Tulving, E., Craig, F.I.M. (Hrsg.) (2000): *The Oxford handbook of memory*. Oxford: Oxford University Press.
- Turkle, S. (1998): *Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet*. Reinbek: Rowohlt.
- Unruh, D.R. (1983a): *Invisible lifes. Social worlds of the aged*. Beverly Hills: Sage Publications.
- van Beek, Y. (1993): *The development of early communication in preterm infants*. Diss. Freie Universität Amsterdam, Enschede: CopyPrint 2000.
- van der Kolk, B.A., McFarlane, A.C., Weisaeth, L. (eds.) (1996): *Traumatic Stress. The Effects of Overwhelming Experience on Mind, Body, and society*. New York: The Guilford Press. Dtsch. (2000): Paderborn: Junfermann.
- Vieth-Fleischhauer, H., Petzold, H.G. (1999): Ausdruck und Verstehen in der musikalischen Improvisation. *Perspektiven Integrativer Musiktherapie. Integrative Therapie* 2-3, 139-168.
- Vogt, H.-H. (1969): *Das programmierte Leben*. Stuttgart, Wien: Albert Müller Verlag, Rüslikon-Zürich.
- Vollmer, S. (1975): *Evolutionäre Erkenntnistheorie*, Stuttgart: Hirzel.
- Vyt, A. (1993): Ein Blick hinter den Spiegel. Eine kritische Überprüfung des visuellen Selbsterkennens von Säuglingen. In: *Petzold* (1994j), 93-122.
- Waco, G.F. (2000): *Old Amos Carrigan. Die Großen Western Bd. 1325*. Hamburg: Kelter.
- Waldenfels, B. (1987): *Phänomenologie in Frankreich*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Wallner, F. (1990): *Acht Vorlesungen über den konstruktiven Realismus*. Wien: Wiener Universitäts-Verlag.
- Walser, R. (1983): *Geschwister Tanner*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Weiss, P. (1939): *Principles of development*. New York: Holt.
- Weitzel-Polzer, E. (2002): Demenz, Trauma und transkulturelle Pflege. *Z. Gerontol. Geriatr.* 35, 190-198.
- Welsch, W. (1987): *Unserer postmoderne Moderne*. Weinheim: Acta Humaniora.
- Welsch, W. (1996): *Vernunft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Werner, E.E., Smith, R.S. (1982): *Vulnerable but invincible. A longitudinal study of resilient children and youth*. New York: McGraw-Hill.
- Wiedemann, P.M. (1986): *Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews*. Weinheim: Beltz Verlag
- Williams, L. M., Banyard, V. (1999): *Trauma & Memory*. London: Sage, 217-228.
- Wyer, R.S. (ed.) (1996): *Ruminative thoughts*. Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Yehuda, R. (1997): Sensitization of the Hypothalamic-Pituitary-Adrenal Axis in Posttraumatic Stress Disorder. In: *Yehuda, McFarlane* (1997) 57-75.
- Yehuda, R. (2001): Die Neuroendokrinologie bei posttraumatischer Belastungsstörung im Lichte neuroanatomischer Befunde. In: *Streek-Fischer et al.* (2001)43-71.
- Yehuda, R., McFarlane, A.C. (eds.) (1997): *Psychobiology of Posttraumatic Stress Disorder*. New York: The New York Academy of Sciences.
- Zimen, E. (1993): *Der Wolf. Verhalten, Ökologie und Mythos*. München: Goldmann.
- Zinkernagel, R.M. et al. (1996): On immunological memory. *Annual Review of Immunology*, 1996, 14, 333-367
- Zundel, R. (1987): *Hilarion Petzold - Integrative Therapie*. In: *Zundel, E., Zundel, R.* (1987): *Leitfiguren der Psychotherapie*. München: Kösel

ⁱ Der Begriff „Diskurs“ in Normaldruck wird in diesem Text in der gängigen Bedeutung des Fachgesprächs gebraucht, der rational organisierten (in der Regel) wissenschaftlichen Rede und Argumentation. *Diskurs*, kursiv geschrieben, bezeichnet das *Diskurs*konzept sensu *Habermas* (1971), der vernunftgeleiteten diskursiven Auseinandersetzung über Geltungsansprüche in einem kontrafaktischen „herrschaftsfreien Raum“ (den die DiskurspartnerInnen zu gewährleisten sich verpflichten müssen), wobei das bessere Argument zählt und die „vernünftige Rede“ in den Grundstrukturen sprachlichen Handelns angelegt ist. – Wir haben diesem Modell eine Alternative, die den Umgang mit Herrschaftsrealitäten berücksichtigt, an die Seite gestellt: das *Ko-responsenzmodell* (*Petzold* 1978c, 1991e). **Diskurs**, fett gesetzt verwende ich im Sinne von *Michel Foucault* (1966, 1974, 1978, 1998) als spezifisch geregelte Verknüpfungen oder Formationen von Aussagen/énoncé und – erweitert – als Fortschreibung von Sinnzuweisungen und Regeln, die – von der **Macht** anonymer Kräfte, von Machtdispositiven bestimmt – in institutionellen und alltäglichen Praxen und ihren Diskursen bzw. *Diskursen* zum Tragen kommen, zumeist unbemerkt von den Akteuren, Argumentierenden, durch deren *Diskurse/Diskurse* ein „anderer **Diskurs**“ hindurchklingt und Wirkung entfaltet, so daß unversehens ein „anderer Sinn“ regiert, z. B. eine emanzipatorisch intendierte Argumentation de facto repressiv wird (*Foucault* 1974; *Bublitz et al.* 1999). Die Wirksamkeit

„anonymer Rede“ als determinierenden Mustern und „Dispositiven der Macht“ in Institutionen, ihren Regeln, ihren „Kulturen“, die auch die Diskurse/*Diskurse* ihrer Protagonisten durchfiltern, ist für die Analyse von Theorien und ihrer Traditionen von größter Bedeutung, um verdeckte Genealogien und deren Aus- und Nachwirkungen zu erfassen.

ⁱⁱ Zum Thema Unrecht und Gerechtigkeit in der Integrativen Therapie vgl. *Petzold* 2002h

ⁱⁱⁱ *Petzold* (1988t)

^{iv} *Ibid.*, vgl. auch 1998a

^v Genannt seien hier die russischen Universalisten der slavophilen Schule, die Sprach- und Kulturtheorien *Vygotskys* und *Bakhtins*, dann aber auch Polyloge mit universalistischen Denkern wie *M. Merleau-Ponty*, *G.H. Mead*, *V.N. Iljine*, *B. Russel* und *A.N. Whitehead*, weiterhin die Auseinandersetzung mit polylogischen Werken der Literatur, z. B. *Dostojewsky*, *Pirandello*, *Canetti*, *Antonio Lobo Antunes*, *Philippe Sollers*, *Serge Doubrowsky*. Vgl. zu *Petzolds* Quellen und seiner intellektuellen Biographie jetzt *Petzold* 2002h.

^{vi} In „Sèméiôtikè“ und „Théorie d'ensemble“ entwickeln *Kristeva* und *Sollers* (im Rekurs auf *Bakhtin* die äußert fruchtbare Konzeption der „*intertextualité*“, nach der „*Bakhtine* est le premier à introduire dans la théorie littéraire: tout texte se construit comme mosaïque de citations, tout texte est absorption et transformation d'un autre texte. À la place de la notion d'intersubjectivité s'installe celle d'*intertextualité* [...]“.

^{vii} *Petzold*, *Orth* 1985; *Petzold* 1991o, *McLeod* 1997, *Straub* 2002; *Grossmann* 2000)

^{viii} *Hass*, *Petzold* 1999

^{ix} Das Konzept der **Parrhesie**, das *Sokrates* den Athenern gegenüber praktizierte oder *Diogenes Alexander dem Großen* gegenüber, dieses Prinzip der freimütigen Rede wurde von *Foucault* (1996) wieder für die Gegenwart fruchtbar gemacht. Er lebte sein Leben mit dieser Freimütigkeit, die Wahrheit über Gefängnisse, die Psychiatrie, die Stigmatisierung der Homosexuellen zu sagen (*Miller* 2000) und sich, das gehört dazu, auch selbst wahrhaftig zu betrachten. *Parrhesie* aus „Sorge für die *Integrität* seiner selbst und die von Menschen, Gruppen, Lebensräumen“ (vgl. *Petzold* 1978c, 24f) ist ein Kernkonzept in der theoretischen und methodisch-therapeutischen, agogischen und supervisorischen Praxis des Integrativen Ansatzes (*Petzold*, *Orth*, *Sieper* 1999, 2000; *Petzold*, *Ebert*, *Sieper* 1999).

^x Vgl. zur Metatheorie der Integrativen Therapie und Agogik *Petzold* 1991a, 2000h, 2002h. Das Aufgreifen des „Collagematerials“ erfolgt zumeist – wie für *bricolage* charakteristisch (*Claude Lévi-Strauss* 1973, 291ff) - spontan aus einem ressourcenreichen Theoriefundus und aus dem Angebot des „Feldes“. Sichtung und Auswahl hingegen sind theoriegeleitet, von klaren Kriterien der Theoriebeurteilung bestimmt von „Integratoren“, nach denen entscheidbar wird, was *konzeptsynton* oder *konzeptdsyton* ist (*Petzold* 2000h, 2002b).

^{xi} Die beeindruckenden künstlerischen Arbeiten und Biographien psychiatrischer PatientInnen und geistig Behinderter lassen deutlich werden, in welcher Konkretheit dies geschehen kann, vgl. das von uns herausgegebene Schwerpunktheft 1-2 (1999) von *Kunst & Therapie*

^{xii} Welcher Bewußtseinskonzeption soll man anhängen? Zur Diskussion vgl. *Metzinger* (1995), zur Position der Integrativen Therapie vgl. *Petzold* (1988a)

^{xiii} *Petzold* 1969 Ila

^{xiv} *Schapp* (1985)

^{xv} Vgl. zum Autor *Zundel* (1987) *Moser* (1994), oder *Kürschners* Deutscher Gelehrtenkalender, Ausgabe 1992 oder autobiographisches *Petzold* 2002h.

^{xvi} Ist es *Prof. Dr. phil. H.G. Petzold*, der Psychologe, der Ordinarius für Psychologie in Amsterdam und visiting Professor für Psychotraumatologie an der Donau-Universität Krems? Ist es *Lic. theol. Dr.iur.can. Hilarion Petzold*, *Docteur en philosophie*, der studierte Philosoph und orthodoxe Theologe, der in Paris am Institut St. Denis Pastoralpsychologie und „klinische Philosophie“ lehrt? Ist es *DDDr. Hilarion G. Petzold*, der approbierte Psychotherapeut aus Düsseldorf, der schreibt, oder ist es *Hilarion Petzold*, der Coach und Organisationsentwickler, der für internationale Firmen der freien Wirtschaft arbeitet (vgl. *Petzold* 1998a), oder ist es etwa der gelernte Landwirt, *Don Hilarion*, der auf La Palma imkert, Obst und Avocados anbaut und *Ara arauna*, *Ara macao*, *Ara cloropectera* und *Eclectus rorarius polychloros* züchtet? *Zundel* (1987) hat mich, mein Leben in vielen Rollen, Persönlichkeitsseiten als ein „Gang durch viele Landschaften“ beschrieben. Er hat etwas von mir verstanden. Ich selber versuche mich zu verstehen (2002h) – immer noch, immer wieder.

^{xvii} *Foucault* 1984, 7.

^{xviii} Vgl. Anmerk. 6. Es wird hier explizit auf unser persönlichkeits-theoretisches Konzept einer *vielfacettigen Persönlichkeit* mit einer *transversalen Identität* in unterschiedlichen „*lifestyle communities*“ verwiesen (*Müller*, *Petzold* 1999). Menschen haben, wie moderne Persönlichkeitstheorien ausweisen, ein „plural Self“, eine „multiplicity of personality“ (*Rowan*, *Cooper* 1999). Das ist ein Kennzeichen von Gesundheit und Kreativität und hat nichts zu tun mit einem

supponierten Krankheitsbild „multiple personality disorder“ bzw. „dissociative identity disorder“ im Sinne des DSM-IV (Ross 1997, vgl. kritisch Spanos 1997).

^{xix} Petzold 1994a

^{xx} Kurt Goldstein und in seiner Folge Maslow, Rogers und Perls haben biologistisch argumentierend von *Selbstaktualisierungstendenz* gesprochen, ähnlich wie gewisse Systemiker heute mit den autopoietischen Moden das Phänomen der Selbstverwirklichung durch Selbsterfahrung und Selbstgestaltung – ein Kernmoment der *Hominität* (Petzold, Orth, Schuch, Steffan 2001) - verkürzend zu erklären glauben.

^{xxi} Ich habe das unlängs in einem annotierten Interview – einem meiner wichtigeren Texte - ausführlich dargestellt (Petzold 1999q, 105-146)

^{xxii} „Du kannst nicht einschlafen?“ sagte seine Frau. „Dann frage dein Gewissen, warum das so ist, Amos!“ – „Das brauche ich gar nicht, ich habe immer ein gutes Gewissen!“ polterte er auch schon los (Waco 2000, 36) ... „und wenn einer das verdammt nicht glauben wollte, würde er es ihm schon mit der Bullpeitsche beibringen“ (ibid. 65).

^{xxiii} Auch *Big Old Amos*, der Greaser-Hasser, bekam das vom Leben beigebogen (ein wenig wenigstens), denn eine mexikanische (!) Schwiegertochte konnte fragen: „ ... oder ist ein anderer dieser wilde alte Mann? Er war es, doch ehe er das zugegeben hätte, hätte er sich die Zunge abgebissen. Schließlich war er als eisenhart und unerbittlich verschrien ...“ (ibid. 64f).

^{xxiv} vgl. ausführlich Petzold 1982o und mein grundlegendes Buch „Theater oder das Spiel des Lebens“ (Petzold 1982g) zu Masken, Rollen, Szenen, Pausen, Souffleure, Regisseure etc.

^{xxv} fast dasselbe auf Monotype-sortisch

^{xxvi} Zum Konzept und zu meiner Theorie des Bewußtseinspektrums vgl. Petzold 1988a/1991a, 267

^{xxvii} Petzold 1982g, 50; Petzold, Petzold-Heinz, Schmitz-Kurschildgen 1984.

^{xxviii} Baltes, Reese, Lipsitt 1980; Baltes, Eckensperger 1979; Petzold 1981g;

^{xxix} Rutter 1988; Schroots 1993; Oerter et al. 1999

^{xxx} Werner, Smith 1982; Petzold 1993c

^{xxxi} Lehr, Thomae 1987; Thomae, Lehr 1987

^{xxxii} Dittmann-Kohli 1995; Kohli, Künemund 2000

^{xxxiii} Petzold, Bubolz 1979; Müller, Petzold 2002

^{xxxiv} Spiegel-Rösing, Petzold 1985; Petzold 1999l

^{xxxv} Petzold 1999b; Oerter et al. 1999

^{xxxvi} Petzold 1996f

^{xxxvii} Hüther 1998, 2000; van der Kolk et al. 1996; Petzold 1999i, 2001m

^{xxxviii} vgl. Kessler et al. 1995; Perkonnigg, Wittchen 1999, weiteres bei van der Kolk et al. 1996; Josic,

Petzold 2000

^{xxxix} Hunt et al. 1999, Weitzel-Polzer 2002

^{xl} Antonovsky 1979, 1987; Schüffel et al. 1998;

^{xli} Petzold, Goffin, Oudhoff 1993;

^{xlii} Bonanno 1999; Miltenburg, Singer 1997

^{xliii} Petzold 1997p

^{xliv} Petzold, Laschinsky, Rienast 1979; Petzold, Schobert, Schultz 1991

^{xlv} Petzold 1995a; Hass, Petzold 1999

^{xlvi} Petzold 1988n, 260ff

^{xlvii} Petzold, Petzold 1991b

^{xlviii} Bourdieu 1998

^{xlix} Bourdieu 1997

^l Flammer 1988, 1990

^{li} Seligman 1978

^{lii} Petzold, Wolf et al. 2000

^{liii} Petzold, Goffin, Oudhoff 1993; Petzold 1995a

^{liv} Müller, Petzold 2002

^{lv} Kohli, Künemund 2000

^{lvi} Petzold 1965

^{lvii} Petzold 1985t; Petzold 1979b

^{lviii} Martin, Tesser 1996; Tait, Silver 1989

^{lix} Marshall 1975; Martin, Tesser 1989; Wyer 1996; Filipp 1999

^{lx} Petzold, Lückel 1985

^{lxi} Aarts, op den Velde 1996; Hunt et al. 1999, Weitzel-Polzer 2002

^{lxii} Petzold, Orth 1999

^{lxiii} vgl. aber auch die ZDF-Sendung vom 28.3. 2000 zur Bombardierung deutscher Städte „Tabu Vergeltung“.

-
- lxiv *Hunt, Marshall, Rowlings* 1999; *Weitzel-Polzer* 2002
- lxv *Müller, Petzold* 1999, 2002; *Stevens* 1996
- lxvi *Schacter* 1999; *Williams, Banyard* 1999
- lxvii *Osborn et al.* 1997
- lxviii *Pennebaker* 1993, *Weitzel-Polzer* 2002
- lxix *Schmidtbauer* 1977
- lxx *Petzold* 1993g
- lxxi Zu diesem höchst problematischen, den Mangel kaschierenden Konzept vgl. *Petzold, Petzold, Rodriguez-Petzold* 1998. Natürlich können schwer geistig Behinderte keine "Kunden" sein; ich halte das - soziologisch gesehen - für Unfug. Jemand, der nicht geschäftsfähig ist und keine *Kundensouveränität* hat, kann kein Kunde sein, das geht nicht. Wenn diese Menschen jetzt zu Kunden gemacht werden, dann ist dies eine Form von „struktureller Gewalt“, d.h. also, man weist ihnen eine Identität zu, die nicht stimmt. Patientinnen, Heimbewohner brauchen Umsorgen, Förderung, Pflege - und keinen Kundenservice, Altklienten brauchen ein Heim, ein Zuhause und kein Seniorenhotel. Auf der anderen Seite gilt dies auch für die Schwestern und Pfleger, die wollen keine „Verkäufer“ sein, die eine schlecht definierbare Dienstleistung erbringen, sondern sie sind Pfleger und Betreuer. Sie haben ihre berufliche Identität nicht im Verkauf von Dingen oder Dienstleistungen, und wird diese Identität von außen undefiniert, führt das in Belastungen.
- lxxii vgl. *Petzold* 1992a, 500ff
- lxxiii *Belardi* 1991
- lxxiv *Petzold* 1989f
- lxxv vgl. u.a. *Osborn et al.* 1997; *Ruhe* 1998; *Gereben, Kopinitsch-Berger* 1998; *Bohnsack, Marotzki* 1998;
- lxxvi vikariell = stellvertretend
- lxxvii *Foucault* 1969; *Dauk* 1989; *Petzold, Orth, Sieper* 2000; *Bublitz et al.* 1999
- lxxviii *Halbwachs* 1968, 1985; *A. Assmann* 1999; *J. Assmann* 1999; *Assmann, Hölscher* 1988; *Petzold, Petzold* 1991b
- lxxix vgl. dazu *Dowe* 1996
- lxxx *Klemperer* 1998
- lxxxi *Goebbels* 1997
- lxxxii *Petzold* 1996j
- lxxxiii vgl. dazu *Klee* 1997; *Mitscherlich, Mielke* 1997; *Roer, Henkel* 1996; *Greve* 1997; *Heimannsberg, Schmidt* 1992
- lxxxiv *Petzold* 1991o, 1996j; *Müller, Petzold* 1999
- lxxxv Symposion 7.-9. März 1996 im Bildungshaus Mariatrost/Graz (Österr.): "Lebendige Lebensgeschichte. Bio-graphische Arbeit in Pflege und Betreuung."
- lxxxvi *Petzold* 2000h
- lxxxvii vgl. *Petzold* (1990p)
- lxxxviii zu *Biosodie* und *Biographie* vgl. *Petzold, Orth* 1993a
- lxxxix *Rutter* 1988; *Petzold, Goffin, Oudhof* 1993
- xc vgl. *Petzold, Mathias* 1983
- xc1 *Foucault* 1998, 294f, 301f, vgl. *Mazumdar* 1998, 20ff, 56ff
- xcii vgl. *Petzold, Mathias* 1983, 34ff
- xciii *Calderon de la Barca*, vgl. *Petzold* 1982o, 1982g
- xciv *Petzold, Orth* 1993a
- xcv *Petzold* 1992a, 368
- xcvi *Hass, Petzold* 1999
- xcvii *Petzold* 1978c, 1991e
- xcviii „primordiale Ko-respondenz“ *ibid.*
- xcix „soziale, intersubjektive Ko-responden“, *ibid.*
- c im Sinnes komplexen Kulturbegriffs des Integrativen Ansatzes, vgl. *Petzold* 1998a, 229, 244, 312f et passim
- ci *Petzold* 1990p, 1992a, 897-926
- cii vgl. diese Unterscheidung des „konstruktiven Realismus“ (*Wallner* 1990)
- ciii **Wahrnehmen ⇒ Erfassen ⇒ Verstehen ⇒ Erklären ⇒ Handeln/Verändern** sind in unserem Ansatz die Momente eines Prozesses, den wir als „**hermeneutische Spirale**“ konzipiert und expliziert haben (*Petzold* 1988a,b), deren Verstehens- und Erklärensprozesse **dekonstruktiv** (sensu *Derrida*), **diskursanalytisch** (sensu *Foucault*) in *metahermeutischen Ko-respondenzen* (*Petzold*) überstiegen werden können, um verborgene Machtdiskurse und dysfunktionale Determinismen aufzuspüren und zu überwinden (*Petzold* 2000h).
- civ *Petzold* 1978c
- cv *Problematisierung* im Sinne von *Foucault* (1996) als metakritischer Haltung und mutiger, wahrer Rede, *Parrhesie*, verpflichtetem Engagement (vgl. *Petzold, Orth, Sieper* 2000)

-
- cvi *Petzold* 1992a, 626
- cvii vgl. *Petzold* 2001i
- cviii *Petzold* 1992a, 489
- cix *Heraklit*, Fragmente *Diels*, *Kranz* 22, B10, vgl. *Petzold* 2000h
- cx *Petzold* 1969a, 1988n
- cxii *Dreitzel* 1992
- cxiii *Goleman* 1996
- cxiiii *Petzold* 1991a, 94f
- cxv *Petzold* 1992a, 386ff
- cxvi *Petzold* 1981e. Siehe Definition im Anhang
- cxvii *Sieper*, *Petzold* 2002
- cxviii *Petzold* 1999p; *Foucault* 1996,80,133ff; *Schmid* 1999
- cxviiii *Conway* 1990
- cxix *Schacter* 1996
- cxx vgl. zum ganzen die komplexe Repräsentationstheorie des Integrativen Ansatzes in *Petzold*, van *Beek*, van der *Hoek* (1994, 538ff)
- cxxi *Petzold* 2002g
- cxxii vgl. exemplarisch *Freuds* austere „Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung“ (1912) oder seine abschätzige Einstellung zu den Kriegsneurotikern 1920 (in *Psyche* 12, 1972, 939-951), die mit gleicher Menschenverachtung sich bei *Bion* (1941/1971) reproduziert,
- cxxiii vgl. *Petzold* 1992a
- cxxiv *Petzold* 1992c
- cxxv *Rovee-Collier*, *Bhatt* 1995
- cxxvi *Allport* 1934
- cxxvii *Moscovitch* 1984
- cxxviii *Weiss* 1939; *Nelson* 1984
- cxxix *Conway* 1990
- xxx *Portmann* 1973
- xxxi *Mei* 1994; *Mei*, *Yang* 1993
- xxxii *Petzold* 1992a, 690ff
- xxxiii *Petzold* 1992a, 775ff; *Vyt* 1994
- xxxiv *Vyt* 1993
- xxxv *Petzold*, *Mathias* 1978; idem 1993i, *Petzold*, *Müller* 1997, 2002
- xxxvi vgl. *Petzold*, *Berger* 1978b
- xxxvii *Schapp* 1953
- xxxviii vgl. zu Selbst, Ich, Identität die „Integrative Persönlichkeitstheorie“ - *Petzold* 1992a, 528ff
- xxxix vgl. zum Konzept des „Navigierens“ *Müller*, *Petzold* 1998, 1999 und *Petzold* et al. 1999
- cxli retrieval memory vgl. *Petzold* 1992a, 718f
- cxli *Petzold* 1969b; *Müller* 1997; *Petzold*, *Ramin* 1997
- cxlii *Petzold* 1988n, 236ff
- cxliii *Müller*, *Petzold* 1999
- cxliv *Hurrelmann* 1995
- cxlv vgl. Amerkung 151
- cxlvi vgl. *Petzold*, *Orth*, *Steffan*, *Schuch* (2001)
- cxlvii *Ruppert* 1969
- cxlviii *Dittmann-Kohli* 1995
- cxlix vgl. zu diesem zentralen Konzept der „*Sinnerfassungskapazität*“ von *Petzold* 1992a, 368ff, 393f, 489ff, 700ff, ders. 2001k
- cl vgl. hierzu die so betitelten, für den Zusammenhang dieser Arbeit relevanten , Texte von *Petzold* 1981g, 1997u
- cli *Conway* 1990, *Granzow* 1994
- clii *Papousek* 1994a,b
- cliii *Petzold*, van *Beek*, van der *Hoek* 1994
- cliv *Petzold*, *Orth*, *Sieper* 1999; zu „Hominität“ als anthropologischem Metakonzzept der Integrativen Therapie vgl. *Petzold*, *Orth*, *Schuch*, *Steffan* 2001: „**Hominität** bezeichnet die Menschennatur in ihrer individuellen und kollektiven Dimension als **Potentialität**: der symbolisierenden und problematisierenden **Selbst- und Welterkenntnis**, der engagierten **Selbstsorge** und **Gemeinwohlorientierung**, der kreativen **Selbst- und Weltgestaltung**, der Souveränität und Solidarität durch Kooperation, Narrativität, Reflexion, Diskursivität in sittlichem, helfendem und ästhetischem Handeln - das alles ist **Kulturarbeit** und Grundlage von **Humanität**. Die Möglichkeit, diese zu realisieren eröffnet einen Hoffnungshorizont, die Faktizität ihrer immer wieder stattfindenden Verletzung verlangt einen desillusionierten Standpunkt. Beide Möglichkeiten des Menschseins, das Potential zur

*Destruktivität und die Potentialität zu Dignität, erfordern eine wachsame und für **Hominität** eintretende Haltung* “ (idem 1988t, 5).

clv *Huth* 1995

clvi *Petzold* 1995f, 1996k

clvii *Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994

clviii *Papousek* 1994a

clix *van Beek* 1993

clx vgl. hierzu die komplexe Bewußseinstheorie des *Integrativen Ansatzes*, *Petzold* 1991a, 153ff

clxi vgl. *Hass, Petzold* 1999

clxii vgl. *Petzold* 1995a; *Kahn, Antonucci* 1980a

clxiii vgl. *Hass, Petzold* 1999: “Ein soziales Netzwerk ist das für exzentrische Beobachter eines sozioökologischen Kontextes mit Mikro- oder Mesoformat vorfindliche und umschreibbare **multizentrische Geflecht differentieller Relationen in der Zeit zwischen Menschen** (und ggf. Institutionen), die zueinander in unterschiedlichen Bezügen stehen (Kontakte, Begegnungen, Beziehungen, Bindungen, Abhängigkeiten in Kovois) und in konkreten oder virtuellen Austauschverhältnissen (z.B. wechselseitige Identitätsattributionen, Hilfeleistungen, Teilen von Informationen, Interessen, Ressourcen, Supportsystemen). Dabei können sich durch das Vorhandensein konkordanter und diskordanter kollektiver Kognitionen (z.B. Wirklichkeitskonstruktionen, Interpretationsfolien, Werte, Normen) in dem vorfindlichen Netzwerk unterschiedliche ‘soziale Welten’ mit unterschiedlichen ‘sozialen Repräsentationen’ konstituieren.“

clxiv *Petzold, Petzold* 1993, *Petzold* 2002g

clxv *Petzold, Ebert, Sieper* 1999; *Müller, Petzold* 1999

clxvi *Duck* 1983

clxvii *Assmann, Hölscher* 1988; *J. Assmann* 1999

clxviii *Unruh* 1983; *Petzold, Petzold* 1993a; *Hass, Petzold* 1999

clxix *Müller, Petzold* 1998

clxx *Engelkamp* 1990; *Perrig et al.* 1993; *Sieper, Petzold* 2002

clxxi *Petzold* 1995a; *Metzmacher, Zaepfel* 1996.

clxxii *Müller, Petzold* 1997

clxxiii vgl. das für Biographiearbeit sehr interessante Schwerpunktheft „Arbeit mit Photos in der Psychotherapie“ *Integrative Therapie* 2/4, 1995

clxxiv vgl. zu diesem Begriff “wechselseitiger Einfühlung” von *Ferenczi* (1988) dessen klinisches

Tagebuch;

clxxv *Petzold, Sieper* 1998; *Müller, Petzold* 2000

clxxvi vgl. *Petzold* 1996j, 421ff

clxxvii vgl. *Petzold* 1999i; *Petzold, Wolf et al.* 2000, 2002

clxxviii zu Sinnerfassungskapazität vgl. *Petzold* 1992a, 389f, 700ff und zum Emergenzpotential durch

Konnektivierung in komplexen Systemen idem 1998a, 246, 312 et passim

clxxix vgl. représentations sociales: *Moscovici* 1984; *Petzold* 2002g; social worlds: *Strauss* 1978;

Petzold, Petzold 1991b; lifestyle communities: *Müller, Petzold* 1999

clxxx *Wallner* 1990

clxxx1 *Petzold* 2000h

clxxxii *Petzold, Ebert, Sieper* 1999; idem 1998a, 434ff.

clxxxiii Die Sprechakttheorie bzw. Sprachpragmatik kann in einer integrativen, die „Heilkraft der Sprache“ einbeziehenden therapeutischen Praxis, eine sehr fruchtbare Verstehens- und Handlungsfolie bieten (*Petzold, Orth* 1985; *Straub* 2002, vgl. *Petzold*, Rezension, *Integrative Therapie* 1-2, 2002). Sie wird mit dem Konzept der *Interlokutionalität* erweitert durch das Ernstnehmen des Faktums einer ständig präsenten **Polylogik**, die in einem polyzentrischen Netz von Sinnbezügen in und zwischen Menschen durch „kollektive mentale Repräsentationen“ (*Moscovici* 2001; *Petzold et al.* 2002) gegeben ist und jede Zweierdiskussion durchfiltert, diese als Sondersituation einer prinzipiell multidiskursiven Auseinandersetzung erweist, der sie sich nicht entziehen kann.

clxxxiv Mit diesem Term der „*Interlokutionalität*“, der die Lokution, Illokution und Perlokution einschließt, unterstreiche ich die Einbettung aller Sprechakte in das „Netz der *Polyloge*“ mit seiner konsequent temporalisierten Qualität permanenter Rückbezüge und Vorausgriffe, mit seinen Verweisungshorizonten und nichtlinearen Möglichkeitsräumen, die in jeder Ko-responzenz, in jedem Dialog, in jedem Diskurs präsent sind und in ihrer multiplen Reziprozität (*Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994) Verläufe und Ausgänge interpersonaler Kommunikationen nur in *Wahrscheinlichkeiten* faßbar machen (*Vieth-Fleischauer, Petzold* 1999). Damit erweisen sich jegliche Konzeptionen, die auf lineare Verlaufsmodelle, regelhafte Phasenfolgen abstellen, wie etwa das psychoanalytische „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten“ oder das gestalttherapeutische „Kontaktzyklusmodell“ (Vorkontakt, Hauptkontakt, Nachkontakt), als obsolet, als Schematismen, die mit der komplexen Wirklichkeit zwischenmenschlicher Interaktion, wie sie z.B. *Bakhtin* aufgezeigt hat, nichts zu tun haben, für sie keinen oder nur begrenzten Erklärungswert besitzen, ja wenn sie als interventive

Zwangsgesellschaft wirksam werden, problematischen, ja ggf. schädlichen Artefaktbildungen Vorschub leisten (Märtens, Petzold 2000, 2002).

- clxxxv *Moscovici* 1984; *Petzold* 2002g
- clxxxvi *Petzold* 1994a
- clxxxvii *Petzold, Orth* 1999b
- clxxxviii *Damasio* 1999;
- clxxxix vgl. *Metzinger* 1994
- cx *Orth* 1996
- cxci *Petzold* 1989f; *Hass, Petzold* 1999; *Petzold, Orth* 1998a
- cxcii *Petzold* 1988n/1996a, 244ff, 305ff
- cxci *Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994;
- cxci *Petzold* 1985g; *Tamboer* 1985, 1991; *Marcel* 1985; *Orth, Petzold* 1998.
- cxci *Sieper, Petzold* 2002
- cxci *Mead* 1934
- cxci *Petzold* 1969IIa
- cxci *Petzold* 1991a, 106, 1965II, 1968IIg, 1999g
- cxci idem 1969II f; *Cezanne* 1979; *Doran* 1982, 136ff
- cc *Frohne-Hagemann* 1999; *Vieth-Fleischhauer, Petzold* 1999; *Müller, Petzold* 1999
- cci „Ein Symbol ist die Repräsentation komplexer, vielschichtiger, manchmal auch widersprüchlicher Wirklichkeit, die Verdichtung vielfältiger szenischer Elemente (Gefühle, Atmosphären, Stimmungen, Wertungen, Bilder, Bedeutungen, Fakten usw.) in einem sinntragenden Zeichen, das von denjenigen, die die gleiche Sinnprovinz bewohnen, erschlossen und 'gelesen' werden kann, und dies umso besser, je mehr das Symbol ihren Erfahrungshintergrund anspricht und aktiviert und auf diese Weise Wirkung entfaltet“ (*Petzold, Sieper* 1993, 154).
- ccii *Petzold* 1988n, 146f
- cciii *Schmitz* 1990
- cciv *Petzold* 1978c, 1991e
- ccv *Petzold* 1988n, 146f, 163f
- ccvi *Petzold* 1999q
- ccvii *Schacter* 1999
- ccviii *Jodeelt* 1989
- ccix *Assmann, Hölscher* 1988
- ccx *Petzold* 1998a, 27
- ccxi *Petzold* 2000 h
- ccxii *Sieper, Petzold* 2002
- ccxiii *Richardson* 1998; *Vollmer* 1975; *Riedl* 1985; *Oeser* 1987; *Butterworth* 1985; *Chasiotis* 1999
- ccxiv *Kandel et al.* 1996; *LeDoux* 1996; *Damasio* 1997; *Edelman* 1987, 1992
- ccxv *Petzold* 1998a;
- ccxvi *Habermas* 1980;
- ccxvii *Petzold, Orth, Sieper* 2000
- ccxviii *Petzold* 1988a, b
- ccxix vgl. *Petzold, Ebert, Sieper* 2001
- ccxx *Foucault* 1998, 1984; *Dauk* 1989
- ccxxi *Petzold, Orth, Sieper* 2000;
- ccxxii *ibid.*
- ccxxiii *Mazumdar* 1998
- ccxxiv *Orth* 1997
- ccxxv *Petzold* 1991e, 2001k
- ccxxvi *Petzold* 1996j
- ccxxvii *Fillipp* 1990
- ccxxviii *Müller, Petzold* 1998
- ccxxix *Müller, Petzold* 1999
- ccxxx *Petzold, Sieper* 1998; *Welsch* 1996
- ccxxxi *Hass, Petzold* 1999
- ccxxxii *Spence* 1982
- ccxxxiii im Jahre 1956
- ccxxxiv *Kleist* 1977
- ccxxxv *Perrig et al.* 1993; *Marcel* 1983a, b
- ccxxxvi *Schacter* 1999
- ccxxxvii *Petzold* 1991o, 374ff; *Spence* 1982
- ccxxxviii vgl. *Gestalt & Integration* 2/1989 - 1/1990, 234

-
- ccxxxix "Unsere Gemeinde stellt sich vor" in: *Amtsblatt der Gemeinde Büttgen*, 1. Jg., Nr. 1, 1970
- ccxl *Niethammer* 1985
- ccxli *Petzold, Orth* 1993a
- ccxlii *Petzold, Laschinsky Rienast* 1979
- ccxliii *Halbwachs* 1985
- ccxliv *Derrida* 2000
- ccxlv *J. Assmann* 1999; *A. Assmann* 1999
- ccxlvi *Gosciny, R., Uderzo, A.* 1997, 43
- ccxlvii *Petzold, Orth* 1985a; *Petzold* 1985t
- ccxlviii *Petzold* 1991o; *Petzold, Müller* 1999
- ccxlix *Petzold, Zander* 1985
- ccl *Petzold* 1994e; *Hass, Petzold* 1999; *Moreno* 1947
- ccli *Petzold* 1988f
- cclii *Petzold, Petzold* 1991, vgl. 1992a, 694, 886 et passim; zur *Erzählkultur* vgl. ebenda.
- ccliii *Zimen* 1993
- ccliv *Raphael et al.* 1996; *Petzold, Wolf* 2002
- cclv *Josic, Petzold* 1995
- cclvi *Müller, Petzold* 2002
- cclvii *Aarts, op den Velde* 1996
- cclviii *Petzold, Wolf et al.* 2000
- cclix *van der Kolk et al.* 1985
- ccclx vgl. *Petzold* 1971a, 1972e, *Petzold, Orth* 1985, 1990, *Petzold, Sieper* 1993
- ccclxi zur Konfluxmethodik der Förderung von Kokreativität und persönlicher Souveränität vgl. *Petzold* 1998a, 267ff
- ccclxii *Orth, Petzold* 1990 zum Metamorphosenkonzept in der kreativen Therapie
- ccclxiii *Petzold, Goffin, Oudhoff* 1993
- ccclxiv vgl. zur Differenzierung Aussöhnung (z.B. mit dem „Schicksal“, einen verletzenden Vater gehabt zu haben) und Versöhnung (z.B. mit diesem verletzenden Vater) *Petzold* 1988n, 233ff
- ccclxv *McCullough et al.* 2000
- ccclxvi *Petzold* 1992e, 2001m
- ccclxvii *Petzold* 1985d; vgl. *Barolin* 1990
- ccclxviii *Petzold* 1985a
- ccclxix *Petzold* 1994a
- ccclxx *Maisch* 1996; *Beine* 1998
- ccclxxi vgl. dazu *Klee* 1997; *Mitscherlich, Mielke* 1997; *Dießenbacher, Schüller* 1993; *Faulstich* 1998
- ccclxxii *Goffman* 1963; *Haeblerlin, Niklaus* 1978; *Hohmeier, Pohl* 1978
- ccclxxiii *Belardi* 1991
- ccclxxiv *Hummel* 1982
- ccclxxv *Petzold, Wolff, Josic, Landgrebe, Steffan* 2000.